Zeitschrift

für

Missionskunde und Religionswissenschaft.

Organ

des

Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.

Herausgegeben

von

Prediger Dr. Th. Arndt in Berlin,

Pfarrer Dr. E. Buß in Glarus u. Pfarrer J. Happel in Heubach (Hessen).

XI. Jahrgang.

Berlin 1896.

Druck und Verlag von A. Haack.

NW. Dorotheenstraße 55.

Inhalt.

Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden senden.

Predigt über Apostelgeschichte 22, 11—21 bei der 11. Jahresversammlung des Allg. evang.-protest. Missionsvereins am 1. Oktober 1895 zu Pforzheim gehalten vom Stadtpfarrer F. W. Hitzig in Mannheim.

In ernster Entscheidungsstunde geht der neubekehrte Paulus in den Tempel, um zu beten; da erscheint ihm Christus der Herr, macht ihn seines Apostelberufes gewiß und sendet ihn aus dem Heiligtum hinaus in die ferne Heidenwelt. So sind auch wir in dieses Gotteshaus gekommen, um zu beten, die Herrlichkeit des Herrn zu schauen, Kraft und Zuversicht zu finden für unsere Aufgabe. Zum Festgottesdienst haben uns die Glocken gerufen. Eine Festpredigt soll der festlichen Stimmung Ausdruck geben in Lob und Dank. Auch an unserm Verein hat Gott Großes gethan: das Saatkorn, vor 11 Jahren in die dunkle Furche gelegt, ist fröhlich aufgegangen; ist das Feld noch nicht weiß zur Ernte, so steht es doch im Grün der Hoffnung. Aus der Feststimmung, wenn sie rechter Art ist, muß die feste Stimmung erwachsen, welche dauert, wenn die Festfreude vorüber ist. Eine Festpredigt soll die Leute „fest predigen", — daß sie fest bleiben im Glauben und im Werke. Diese feste Stimmung thut uns allen not: die Morgenfrische ist vorüber, wir gehen der Mittagsschwüle entgegen. An die Stelle der ersten auflodernden Begeisterung muß die ausharrende Geduld, die Festigkeit des Herzens treten.

Zu dieser Festigkeit im Glauben und im Werke soll die Betrachtung des verlesenen Schriftwortes uns leiten, und ich erflehe dazu Gottes Geist und Segen für Euch und für mich.

Im 22. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt Paulus seinen Landsleuten, die ihn in Jerusalem gefangen genommen hatten, sein Leben. Zweimal sei ihm Christus erschienen, das eine Mal bei Damaskus, dann wiederum, als er betete im Tempel zu Jerusalem. Dort ist er selbst bekehrt worden, hier wird er zur Bekehrung der Heiden verordnet: „Gehe hin, ich will dich ferne zu den Heiden senden". — Lasset uns dies Schlußwort des Textes zum Mittelpunkt unserer Betrachtung machen!

„Ich will dich ferne zu den Heiden senden! — richtet Euern Blick also zuerst auf diese heidnische Ferne, dahin uns Christus sendet! — Ich will dich senden —: richtet Euern Blick sodann auf den Herrn, von dem diese Sendung ausgeht! — Ich will Dich senden: blicket endlich auf den Verein, der heute seine Festfeier begeht, und sehet, wie diese Aufgabe gerade ihm in eigentümlicher Weise gestellt ist.

I.

„Ich will dich ferne zu den Heiden senden!" — Welch' geheimen Zauber, welche magnetische Gewalt übt doch die Ferne, die ahnungsvolle Weite über den Menschen aus! Dieser Zug in die Ferne ist ein Zeugnis seiner höhern Natur. Kein gemeines Interesse ist's, das ihn zu den Grenzen der Erdenpole treibt und seinen Blick in die unbegrenzten Himmelsräume

schweifen läßt. Der Freiheitstrieb, der unstillbare Erkenntnistrieb schwellt die Flügel des Geistes, hinaus über alle beengende Schranken. Das erhaben Große um uns und über uns weckt ein Erhabnes in uns auf, wie das der Dichterfürst ausspricht:

„Wenn am Tage mich die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht —

Alle Tag' und alle Nächte
Preis' ich so des Menschen Los;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Bleibt er ewig schön und groß."

Ja, ist nicht auch die Religion selber mit aus diesem Zug in die Ferne geboren? Durch das Menschenherz zieht die Klage: „Da wo du nicht bist, da ist das Glück" — das Dort ist niemals hier, in der Ferne liegt das verlorne Paradies, und in Sternenhöhe stehen die Ideale des Lebens über uns; und diese Sehnsucht müßte des Menschen Qual werden, wenn nicht in ihr selbst zugleich ihre Stillung und Erfüllung läge.

Darf ich es aussprechen, lieben Freunde, daß auch das Werk der Mission mit diesem Zug zur unbekannten Ferne zusammenhängt? Alle großen Missionsboten sind von diesem ungestümen Drange erfüllt gewesen. Ein Paulus wollte das Wort vom Kreuz bis ans Ende des Erdkreises tragen; »amplius, amplius!« — „immer weiter, immer weiter", war das Losungswort des großen Xaver, des Apostels der Indier. Große Missionare wie Livingstone sind große Entdecker gewesen, wie umgekehrt die Entdeckung ferner Länder und Völker eine neue Belebung des Missionssinnes zur Folge hatte. Die Zeit des Weltverkehrs wird heute die Zeit der Weltmission.

Doch das ist's nicht allein. Die Sendboten Jesu, welche in die Ferne der Heidenwelt hinauszogen, sind erfüllt gewesen von dem Gedanken, daß diese Völker, die uns ferne sind dem Raume nach, ferne sind von Gott, fern von der Gemeinschaft seines Heils in Christo Jesu. Der Blick in diese Gottesferne des Heidentums wird zum Blick in die Höllentiefe der Menschenwelt und des Menschenherzens. Hier, ja hier ist die Hölle, in welche nach dem Wortlaut des Glaubensbekenntnisses Christus niederfährt, das Morgenrot der Erlösung zu verkünden; hier schmachten die Geister im Gefängnis, hier hat auch die Freude etwas Grauenhaftes, hier atmet auch die Religion den Geruch des Todes und der Verwesung. Sie gleicht nur zu oft jenem Fetisch- und Opferbaum, von dem der Afrikareisende Lander erzählt: „Er stand in weiter Lichtung im Herzen des Urwaldes, nie hatte ich einen Baum von solcher Größe gesehen. Seine gewaltigen Äste waren mit Stücken menschlicher Leichname bedeckt, sein majestätischer Stamm mit Haufen von Schädeln umringt; Tausende von Raubvögeln flogen um ihre häßliche Nahrung. Die senkrecht niederschießenden Sonnenstrahlen, die schauerliche Öde und Stille des Platzes, die nur durch das Seufzen des Windes im dunkeln Blätterwald und durch das Kreischen der gefräßigen Geier unterbrochen wurde — all dies überwältigte mich, das Herz sank

mir in der Brust, es schwamm mir dunkel vor den Augen, und bewußtlos fiel ich in die Arme meines treuen Sklaven". So in Afrika, und dies ist nicht die einzige Qual, die auf diesem finstern Erdteil lastet. Aber auch, wo die Religion kein solcher Opferbaum ist, da ist sie doch jener Upasbaum in den südamerikanischen Wäldern, dessen betäubender Blütenduft die in seinem Schatten Ruhenden mit wilden Träumen und tödlicher Ohnmacht befällt, oder ein unfruchtbarer Baum, auf dem keine Früchte wahrer Heiligung und edler Menschlichkeit gedeihen.

Zwar „Gott ist auch der Heiden Gott", wie die Schrift sagt (Röm. 3. 29), und sie suchen ihn mit vielen Schmerzen. Bewundernswert und rührend ist die Kraft ihrer Andacht, die Opferwilligkeit, die freudig sich selbst und das Liebste in den Tod giebt; aber ein „vernünftiger Gottesdienst" (Röm. 12, 1) ist es nicht; es wallt das edelste Herzblut auf um einen Wahn. Die dunkle Flut chinesischer und ostindischer Weisheit birgt Perlen in ihrem Schoß von wundersamer Schönheit; aber es ist ein Tasten und Raten am großen Geheimnis des Lebens und des Todes, das seine Lösung nur finden kann in dem Worte: „Gott ist die Liebe", und in dem Thatbeweis dieser Liebe, der Jesus Christus heißt. Nur Seine Hand ist stark genug, das Bruderband um die geeinte Familie der Gotteskinder auf Erden zu schlingen, nur Er kann, die da ferne sind, herzuführen, daß sie eins seien mit uns in Ihm; oder wir werden nimmermehr eins sein. Ja, wir leben im Zeitalter des Weltverkehrs, aber Eisenschienen und Dampferlinien, Telegraphen und Telephone, alle Wunder der Technik, mit denen wir Raum und Zeitenferne überwinden, keine Gemeinsamkeit der Civilisation und Kultur, draußen so wenig wie daheim, werden uns einander nahe bringen, solange jene „Gemeinschaft des heiligen Geistes" fehlt, in der wir zu einander sagen:

„Ein Ziel, dahin wir ziehen,
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Gott, vor dem wir knieen,
Ein Himmel Dir und mir!" (Novalis.)

II.

Darum eben ist Er, Er selbst es, der da spricht: „Ich will dich ferne zu den Heiden senden". Alles andere, was die christlichen Völker den Heiden zu bringen haben, kann den heiligen Dienst der Mission nicht ersetzen, ja, es kann dieser Verkehr beiden zum Unsegen und zum Fluche werden ohne diesen Dienst. Eine ungeheure Sündenschuld gegen ihre schwächeren Brüder haben die europäischen Völker auf sich geladen. Sie haben sie verfolgt wie wilde Tiere, sie haben sie schamlos ausgebeutet, sie haben sie mit ihren Kanonen gezwungen, ihren Alkohol und ihr Opium anzunehmen, sie haben sie mit ihren Lastern vergiftet und mit ihrem Unglauben elend gemacht. Wie oft schon hat sich die Mission zum Schutzengel aufwerfen müssen gegen diese „Christen", um deretwillen der Name Christi geschmähet wird in der Heidenwelt!

„Aber, fragt Ihr vielleicht, wollen denn die Heiden unsern Dienst, können sie gebrauchen, was wir ihnen bringen, finden sie nicht schon ihre Befriedigung in dem Glauben, den sie haben?"

Als der Missionar Crane von Boston im Jahre 1805 die Indianer zum Evangelium bekehren wollte, hat ihm ein alter Häuptling folgendes

geantwortet: „Bruder, du sagst, du seist gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach Wohlgefallen verehrt werde. Du sagst, wenn wir deine Religion nicht ergreifen, würden wir hernach sehr unglücklich werden und verloren sein. Woher weißt du das? Wenn das so ist, warum hat dich dein Gott nicht schon zu unsern Vätern gesandt? Du sagst, es gebe nur **einen** Weg, dem großen Geiste zu dienen — wenn das so ist, warum seid Ihr so uneinig unter einander? Bruder, der große Geist hat uns alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen seinen weißen und seinen roten Kindern. Euch hat er viele Künste gegeben, für die unser Auge verschlossen ist; warum soll er uns nicht eine andere Religion gegeben haben nach unserm Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was seinen Kindern gut ist, wir sind zufrieden". —

Darauf hat der christliche Missionar offenbar nichts Kluges zu sagen vermocht, denn er ging zornig weg mit den Worten: „Es giebt keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels!" Einige unter Euch aber, liebe Zuhörer, denken im Stillen: Der alte Häuptling hat recht gehabt. Dann aber ist es sehr überflüssig gewesen, daß Gott seinen Sohn gesandt hat, Sünder selig zu machen, die es schon sind; dann ist es von diesem Sohn sehr überflüssig gewesen, seine Apostel unter die Heiden zu senden; dann aber laßt diese glücklichen Heiden Heiden sein und behängt sie nicht mit den bunten, ihnen so beschwerlichen Lappen Eurer sogenannten Civilisation!

Was wohl Paulus auf jene Rede erwidert hätte? Wir denken, etwa dasselbe, was er den Athenern und den Galatern gesagt hat (A. G. 17, Gal. 4): „Liebe Brüder, ich sehe, daß ihr recht fromm seid in eurer Art, und das ist angenehm vor euerm himmlischen Vater; eben deswegen will er, daß ihr noch völliger werdet, denn ihr seid noch sehr abergläubisch in euerm Glauben und unreif in eurer Sittlichkeit wie die Kinder. Darum seid ihr auch gut wie Kinder, heute menschlich, morgen aber ganz unmenschlich, nach dem Triebe eures natürlichen Herzens. Nun, liebe Brüder, es hat alles seine Zeit; ihr habt es bisher nicht besser gewußt. Gott hat die Zeit eurer Unwissenheit übersehen, nun aber gebietet Er euch, Buße zu thun, Buße auch für euren bisherigen Glauben, indem Er euch vorhält und vorstellt die wahre Gestalt des Glaubens in einem Manne, der für euch in den Tod gegeben und auferwecket ist — in Jesu Christo".

Ja, liebe Freunde, das ist Gottes Weg. Er führt zu seiner Zeit aus dem Anfangsglauben zum Vollendungsglauben, aus natürlicher Sittlichkeit zu christlicher Heiligkeit, aus armseliger Seligkeit zur reichen Seligkeit der Gotteskindschaft in Christus. Und dieser Weg zur Höhe führt durch die Tiefe der Selbsterkenntnis und der Buße. Das Lebensideal des Christentums ist nicht das harmlose, selbstzufriedene Naturkind, sondern der mit Christo gekreuzigte und auferstandene Geistesmensch. Jene scheinbar so harmlosen Naturkinder sind wie die grünen Eilande der Südsee, die ihre Palmen wiegen in ewigem Frühlingsblau, umrauscht von Meeresfluten so durchsichtig klar, als schwebte der Kahn in der Luft, der über sie hinfährt; aber es sind nur die Gipfel ungeheurer, aus der Ozeantiefe aufragender Vulkane, deren Ausbruch morgen schon das kleine Paradies zum Schauplatz des Entsetzens macht. — Ihr aber, Jünger und Jüngerinnen Jesu, wisset, daß Jesus unser Seligmacher eben darum ist, weil er alle falsche Welt-

seligkeit und alle falsche Gottseligkeit in uns zerstört und durch die göttliche Traurigkeit in uns wirket zur Seligkeit. Seine Religion ist die Religion des Kreuzes, und so fest schlingt sich die Himmelsrose um diesen Stamm, daß, wer sie haben will, das Kreuz selbst auf sich nehmen muß.

Religionen des hoffnungslosen Weltschmerzes giebt es auch im fernen Osten, dahin die Sendboten unseres Vereins ziehen. Die Religion der seligen Schmerzen, aus welchen die Versöhnung mit Gott geboren wird, hat Christus gebracht. Aus ihr, der Religion des heiligen Mitleids und der Barmherzigkeit, erwächst jene Brüderlichkeit, jene wahre Humanität, die an des Menschensohnes Geist und Namen geknüpft ist. Mit dem Ideal des Gottesreiches auf Erden hat er uns den tiefen Schmerz eingepflanzt um die Unvollkommenheit der Welt, jene tiefe heilige Unzufriedenheit mit den jeweiligen Zuständen der Gegenwart, die als Glut unaufhörlichen Fortschritts durch die Adern der christlichen Völker braust, während tausendjähriger Stillestand über den toten Wassern der asiatischen Völkerwelt lagert. —

Darum, darum treiben wir Mission im Namen Jesu, weil es Egoismus und Selbstsucht wäre, für uns behalten zu wollen, was Er allen seinen Brüdern zugedacht hat; darum arbeitet die Mission für die Seligkeit der Herzen, für den Weltfortschritt, für die Hervorbringung einer höhern Gestalt der Menschheit. Das erleben diejenigen, die aus Heiden Christen geworden; das neue Licht macht die Größe der alten Finsternis offenbar. In Haiti nennen die Christen die vergangenen Zeiten des Heidentums „die Tage der dunkeln Herzen". Die „Tage der dunkeln Herzen" vergehen zu machen, dies ist das Werk der Mission.

III.

An diesem großen Werke arbeiten gegenwärtig etwa 330 Missionsgesellschaften mit 5000 Missionaren, 4000 eingeborenen Geistlichen und 2800 Missionsfrauen; 25 Millionen Mark werden jährlich dafür aufgewendet. Wenn wir nun neben diese älteren hochverdienten Gesellschaften einen sie ergänzenden neuen Verein gestellt haben, eben unsern „Allgemeinen ev.-prot. Missionsverein", so ist es geschehen in der Überzeugung, daß auch ihm in eigentümlicher Weise das Christuswort gelte: „Ich will dich, gerade auch dich, ferne unter die Heiden senden".

Worin besteht denn die Eigenart gerade unseres Vereins? — In einem Doppelten: einmal, daß er sein Arbeitsfeld sich gewählt hat nicht unter noch völlig uncivilisierten Völkern, sondern unter den großen Kulturnationen Asiens, vornehmlich Japan und China. Zum andern: er ist der erste, der ausdrücklich auf die Grundlage des freien Protestantismus gestellt ist. Er ist „liberal", obwohl er sich nicht so nennt, denn er will es nicht sein im Sinne einer modernen Parteilosung, sondern im Geiste des ursprünglichen, reformatorischen Protestantismus.

Wie aber gerade dieses weitherzige evangelische Christentum, das seinen Schwerpunkt nicht im Dogmenglauben sucht, sondern in der Nachfolge Jesu und in dem „Gesinnetsein wie Er gesinnet war", das ist, was so viele unserer heimischen Gemeinden suchen und bedürfen, so ist es auch auf dem Arbeitsgebiet unsrer Missionare, vornehmlich in Japan. Aufgeklärt durch die europäische Geisteskultur, die dieses Volk mit allen Poren einsaugt, ist es vielfach nur aufgeklärt zum Unglauben. Sein scharfsinniger Verstand

sucht eine Religion, die nicht allein das Herz befriedigt, sondern auch vor dem prüfenden Denken standhält. Mit den Waffen europäischen Unglaubens wehrt es sich gegen den Glauben. Da müssen wir ihnen auch neue scharfgeschliffene Waffen christlicher Erkenntnis in die Hand geben, müssen ihnen, wie es auf unsern höhern Schulen dort geschieht, eingeborne Männer heranbilden, die unter ihren Landsleuten stehen als rechte Streiter Christi, mit Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken.

Daß wir hier auf rechtem Wege sind, dies bezeugen neben dem bisherigen Erfolge gewichtige Stimmen angesehener Japaner selbst. „Das Christentum ist die Religion der Zukunft", sagt der japanische Theologe Yokoi, „aber es ist ein Unglück, wenn die christlichen Missionare nicht bloß im Namen Christi kommen, sondern immer im Namen der Sekte, der sie angehören." „Der Geist des Protestantismus ist nicht erstorben", schreibt der einflußreiche Schriftsteller Murata, „es wird aus ihm eine zweite Reformation kommen, und auf ihr ruht die Hoffnung unsrer Zukunft. Das Christentum der Zukunft aber wird auch bei uns gegründet sein allein auf die große Persönlichkeit Christi selbst, den Katholiken und Protestanten, Orthodoxe und Liberale, so verschieden sie sonst sind, einmütig lieben und verherrlichen."

Indem wir also eigene, zum Teil neue Wege gehen, thun wir nur, was Paulus auch gethan hat. Auch er ist im Sinne seiner Zeit sehr freisinnig gewesen und hat seinen neubekehrten Heidenchristen gar viele gesetzliche Formen und Gebräuche nicht auferlegt, an welchen die konservativen Christen aus Israel noch festhielten. Die andern Apostel aber haben ihm deswegen die rechte Hand der Gemeinschaft nicht verweigert (Gal. 2), sondern die Gnade anerkannt, die auch ihm gegeben war. Der gesetzesfromme Ananias in unserm Texte ist nicht mit ihm auf den Missionsweg gegangen, aber er hat ihn gestärkt zu seinem Zeugenberuf an alle Menschen. Dürfen wir hoffen, daß auch bei uns einmal der gesetzestreue Ananias — ich meine damit unsere alten Missionsvereine — unser Werk anerkennen werden?

Denn daß Paulus seine eignen Wege ging, und „sein Evangelium" (Gal. 1) verkündete, das hat ja seinen Grund nur darin gehabt, daß er seinen Herrn mit eignen Glaubensaugen gesehen, nicht im Messiasmantel Israels und mit der Davidskrone, sondern als den „zweiten Adam, den himmlischen Menschen", der eine neue Menschheit schafft nach seinem Bilde, gerecht und selig allein durch den Glauben an die in ihm erschienene freie Gnade Gottes. So ist's auch uns geschehen: wir haben Christus geschaut mit unsern Augen, so wie Gott sie uns aufgethan. Und wie vor der tiefern Erforschung der Naturwelt der alte Wunderglaube dahinsank, und die große Gotteswelt jetzt wunderlos geworden ist und doch so wundervoll, so hat eine tiefere geschichtliche Forschung uns gelehrt, durch die goldne Wunderwolke des alten Kirchenglaubens hindurch den wirklichen, menschlich-geschichtlichen Jesus zu erkennen, der, obwohl der Sohn des ewigen Vaters, doch Mensch gewesen ist wie wir, und seinen Brüdern in allem gleich geworden ist, ausgenommen die Sünde (Phil. 2, 5 f.). Wir haben erkannt, daß das „Christentum Christi" selbst der Maßstab ist, nach dem schließlich jedes kirchliche Christentum sich richten muß.

Wenn aber eine fromme Ananiasseele uns mahnt, daß nur wirklich „gläubige" Leute Mission treiben können, und daß der geschichtlich er-

kannte Jesus noch nicht der Christus des Glaubens sei, so wollen wir alle das ja recht beherzigen. Denn es liegt darin die große Wahrheit, daß auch die geschichtliche Erkenntnis so gut wie die dogmatische einseitig ist und halbwahr, solange sie nicht zum gläubigen Schauen des Herrn führt. Die Geschichte hat es zu thun mit dem, was vergangen ist, der Glaube aber mit dem, was ewig ist. Er ist eine „Zuversicht des, das man hoffet, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht siehet" (Heb. 11).

Für den Glauben aber, d. h. für das wahrhaftige Schauen des Geistes im Licht der Ewigkeit, ist, wie für Gott selbst, auch das Vergangene unvergänglich in den diamantnen Tempelhallen der Ewigkeit. Für den Glauben sind auch unsere geliebten Toten nicht Vergangene, sondern Vorangegangene und Verewigte. Für den Glauben ist Jesus Christus gestern und heute derselbe, und auch in Ewigkeit. Nicht daraus ist dem Apostel sein hoher Christusglaube erwachsen, daß er von einem verstorbenen Jesus (Ap.G. 25, 19) erfahren hat, sondern dadurch, daß er Ihn selbst geschaut in tiefer Erschütterung bei Damaskus, in heiliger Entzückung und Wonne, da er betete im Tempel zu Jerusalem — als den Lebendigen, bei Gott Verherrlichten, in der Kraft seines verklärten Lebens fortwirkend in der auf Ihn hin geschaffenen Menschheit, daß sie durch Ihn auferbauet werde zu einem lebendigen Tempel Gottes! —

In diesem Glauben senden wir unsere Missionare hinaus in die ferne Heidenwelt, in diesem Glauben fordern wir Euch, liebe Brüder und Schwestern, zu thatkräftiger Mithilfe auf. Auch das Scherflein der Witwe ist uns hochwillkommen, wenn es eine Gabe des Glaubens ist. Es hilft uns nichts, Männer von Geist und Gaben, Missionare voll Eifer und Opfermut in unserm Verein zu haben, bis dieses Scherflein uns nicht mehr fehlt, zum Zeugnis, daß auch der Gemeinde unser Werk ans Herz gewachsen ist. Dem Missionar Abeel hat ein Chinese folgende Geschichte erzählt: „Eine alte Frau wollte sich an der Anschaffung einer Glocke für den heiligen Buddha beteiligen. Sie gab einen Casch, das ist ein chinesischer Heller. Der Sammler aber warf die Münze höhnisch in einen Teich. Die Glocke ward gegossen, aber sie hatte keinen Klang. Man goß sie um, mit demselben Erfolg. Da erschien der Buddha dem Sammler im Traum und sagte ihm, die Glocke werde nicht klingen, bis der Heller gefunden und in das Material eingeschmolzen sei. Der Teich wurde ausgetrocknet, der Heller gefunden, in die Glockenspeise geschmolzen und siehe da: sie klang hell und rein!"

O, helfet uns, daß auch unsere Glocke kann gegossen werden, daß ihr reiner Himmelsklang herzurufe, die noch ferne sind, daß sie mit uns einstimmen können in den Lobgesang der Engel: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Amen.

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Eaton-Hall (England).

XIII.

81. Titus. In der Apostelgeschichte wird dieser wichtige Freund und Gehilfe des Paulus nicht erwähnt. Aus dem Briefe des Apostels an die

Galater wissen wir, daß Titus ein Grieche und unbeschnitten war (2. 3), obgleich er Paulus zu dem apostolischen Konzil nach Jerusalem begleitete (2. 1). Es war dies 14 Jahre nach des Apostels Bekehrung (vergl. 2. 1 mit 1. 18, da die Zahl 17 nicht mit der gewöhnlichen Zeitrechnung im Leben des Paulus übereinstimmt). Es wird nicht gesagt, wo Titus geboren war, und auch nicht, wo er bekehrt wurde; möglicherweise trat er der Gemeinde von Antiochien bei als ein Konvertit des Apostels, der ihn nennt „seinen rechtschaffenen Sohn nach unser beider Glauben" (Titus 1. 4. vergl. 1. Tim. 1. 2, „meinen rechtschaffenen Sohn im Glauben"). Als Grieche war er dem Apostel unter den Griechen in Korinth, wohin Paulus ihn zweimal gesandt hatte, von großem Nutzen. Das erste Mal wartete Paulus mit großer Sehnsucht auf seine Rückkehr, um durch ihn zu erfahren, wie die Dinge in Korinth standen. Paulus hatte daher „keine Ruhe in seinem Geist in Troas, obgleich ihm eine Thür aufgethan war in dem Herrn" (2. Kor. 2, 12/13; vergl. 7, 5). Darum ging er nach Macedonien, wo er Titus traf und durch die Nachrichten, die dieser brachte, getröstet wurde. Das zweite Mal ging Titus „von ihm selber" nach Korinth (8. 17), wenn er auch „die Ermahnung des Paulus angenommen hatte". „Gott hat solchen Fleiß für die Korinther in das Herz des Titus gegeben" (Vers 16), wie Paulus ihn selbst fühlte. „Es sei Titus halben, welcher mein Geselle und mein Gehilfe unter euch ist" (2. Kor. 8. 23). Paulus sandte seinen zweiten Brief durch Titus und ermahnte ihn, „daß er solche Wohlthat unter euch ausrichte" (8. 6), denn er hatte mit seiner Kollekte in Macedonien guten Erfolg gehabt. . . . Der Lebenslauf des Titus ist für einen Heidenchristen sehr rühmlich. Es wird nichts über seine Ausbildung gesagt, aber er muß ein gewisses Ansehen gehabt haben, da Paulus es wagte, ihn in einer so unruhigen Zeit nach Korinth zu senden. Der endgültige Erfolg des Evangeliums in fremden Ländern hängt sehr viel von solchen zuverlässigen Gehilfen ab, von denen Paulus gewöhnlich mehrere zur Verfügung hatte.

82. Die Weisungen, die Paulus seinem Gehilfen Titus erteilt, sind für uns von größtem Interesse, da Titus ein Heidenchrist und ein Diener der Kirche auf europäischem Boden war. Von den apostolischen Gemeinden in Kreta ist nichts Gewisses bekannt, außer daß sie noch in einem elementaren Zustande waren, als Paulus seinen Brief an Titus schrieb. Kein in Kreta wohnender Christ wird mit Namen genannt; Paulus richtet seinen Gruß nicht an eine bestimmte Person, sondern läßt nur im allgemeinen durch Titus sagen: „Grüße alle, die uns lieben im Glauben" (Tit. 3. 15).

Der Ausdruck Bischof (Tit. 1. 7) ist in dem Sinne von „Ältester" gebraucht (Vers 5); „Haushalter Gottes", das ist die Bedeutung seines Amtes (V. 7). Wenn auch selbst ein Gemeindeglied, ist er doch ein Vorgesetzter, der als Diener Christi die Gnade Gottes verwaltet. Er ist seinem Gott für die getreue Erfüllung seiner Pflichten verantwortlich. Beachtenswert ist, daß ein Ältester nicht nur persönlich „untadelig", sondern auch verheiratet und zwar „eines Weibes Mann" sein muß, was Unverheiratete von dieser Würde ausschließt. Noch auffallender ist die Stelle: „der gläubige Kinder habe, nicht berüchtiget, daß sie Schwelger und ungehorsam sind" (Vers 6).

Alle Missionare stimmen darin überein, daß Polygamisten kein Amt in der Kirche versehen können; die immer offene Frage ist nur, ob dieselben überhaupt in die Kirche zugelassen werden können. Da der Nachdruck auf das Wort „ein

Weib" gelegt wird, und Paulus nirgends gegen die Wiederverheiratung von Witwen spricht, so scheint doch nur der Unterschied gemeint zu sein zwischen „einem" und „vielen", d. h. zwischen Monogamie und Polygamie. Die andre Bedingung, die gestellt ist: „der gläubige Kinder habe," wird zum Nachteil der eingebornen Gemeinden zu wenig beachtet. Wo die Kinder der Ältesten Heiden bleiben, hat der Vater viel Sorge und Kummer und kann seinen Pflichten als Ältester nicht mit Freudigkeit nachkommen. Die Familie ist gespalten, und nur selten kann sich unter solchen Umständen wirklich christliches Leben entfalten. Schlimmer ist's noch, wo äußerlich das Christentum bekannt wird, und wo dennoch ein ungehorsamer oder sogar aufrührerischer Geist herrscht, d. h. wo die Impulse menschlicher Leidenschaften vorwiegen und der menschlichen Autorität, wie dem göttlichem Gesetz trotzen. Die Söhne Aarons, Elis und Samuels sind solche Beispiele im alten Testament. Es ist gewiß immer besser, mit der Wahl eines Ältesten so lange zu warten, bis wir den richtigen Mann finden, als eine junge Gemeinde durch die Ernennung eines nur halb fertigen Christen zu ruinieren.

Die persönlichen Eigenschaften werden (Vers 7—9) einzeln angeführt und sind verständlich genug.

„Nicht eigensinnig", sondern, so weit es mit Gottes Willen übereinstimmt, dem Willen anderer unterthan; „nicht zornig", sondern auch unter Schwierigkeiten und mit Gegnern geduldig; „nicht ein Weinsäufer", sondern nüchtern in jedem Sinn; „nicht pochen", sondern sanftmütig sein; „nicht unehrliche Hantierung treiben", sondern ehrlich und freigebig sein; „gastfrei", was in Ländern, wie in China, wo gar keine oder wenigstens nur schlechte Gasthäuser für die Bequemlichkeit der Reisenden zu finden sind, eine unschätzbare Tugend ist; „gütig", in welcher Form es auch sei; „besonnen", nicht excentrisch; „gerecht" im Verkehr mit andern Leuten; „heilig", nicht profan, sondern Leib und Seele Gott geweiht und durch seinen heiligen Geist geheiligt; „keusch", nicht locker, sondern Selbstbeherrschung ausübend; „festhalten an dem wahrhaftigen Wort", gesund in den doktrinären Anschauungen: so allein ist er fähig, zu „ermahnen und zu strafen".

Titus sollte ihnen ein Vorgesetzter sein: „Allenthalben stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort, auf daß der Widerwärtige sich schäme und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen" (2. 7—8).

Wir sehen, daß der Apostel den höchsten christlichen Standpunkt im Auge hat. Aber können wir solche Leute unter unsern chinesischen Konvertiten finden? Sie sind gewiß selten. Wenn in den einheimischen Gemeinden die Notwendigkeit, Älteste zu haben, vorhanden ist, müssen wir uns erst überzeugen, daß der Geist Gottes in den Herzen derer, die wir ernennen, thätig ist, und die apostolischen Forderungen müssen ihnen nicht nur einmal im Jahr, sondern womöglich beständig vor Augen sein. — Diakonen werden in diesem Brief nicht erwähnt.

83. Die Ermahnungen an die Christen wenden sich auch an einzelne Personen, an alte Männer, alte Frauen, junge Frauen, jüngere Männer und Dienstboten. Diese Ermahnungen beziehen sich sicherlich auf bestimmte Laster, die als Reste des Heidentums noch unter den Christen herrschten. So wird z. B. von den Frauen gesagt, sie seien „Lästerinnen, Weinsäuferinnen" (2. 3); von den Knechten, daß sie „widerbellen, veruntreuen" (Vers 9—10, vergl. 3. 1 ff.).

Daß der Apostel die Eigentümlichkeiten der Kreter gründlich studiert hatte, beweist das von ihm angeführte Citat aus einem von ihren Propheten (1. 12); ein Citat, das nichts weniger als schmeichelhaft ist, zumal der Apostel die Wahrheit desselben bestätigt (Vers 13). Diese eine Bezugnahme auf einen einheimischen Autor zeigt uns, daß der Apostel die Eigentümlichkeiten des Volkes, mit dem er in Berührung kam, studiert hatte, und zwar nicht nur durch persönliche Anschauung und Erfahrung, sondern auch aus den Erzeugnissen der besten Erfahrungen des Landes selbst, wie er sie in der einheimischen Litteratur fand. Es ist nicht nur verhältnismäßig leichter, in wenigen Stunden oder Tagen das zu lernen, was der Verfasser durch die Lebenserfahrung vieler Jahre und das Studium anderer Schriftsteller lernen mußte, es ist auch weniger verletzend, wenn wir das, was unsern Zuhörern eine unangenehme Wahrheit ist, aus anerkannten Autoritäten citieren können, als wenn wir es als unsern eignen Eindruck oder unser eigenes Urteil vorbringen. Paulus fügte dem Verdikt des Epimenides (im 6. Jahrhundert v. Chr.) sein eigenes Urteil bei und vergrößerte dadurch die Kraft desselben. Epimenides war berühmt als ein Prophet, denn Cicero erwähnt ihn als solchen. Wir müssen die geistige Überlegenheit dieses heidnischen Propheten bewundern, der in so wenigen Worten den besondern Charakter einer Nation bezeichnen konnte, und dessen Worte wenigstens sechs Jahrhunderte lang wahr blieben. Wir hören außerdem, daß auch die griechische Kultur nicht imstande war, den moralischen Charakter des Volkes auf ein höheres Niveau zu bringen. Die Kreter waren berühmt als „Lügner und von schlechten Sitten" (Habgier und Sinnlichkeit). Für eine erfolgreiche Thätigkeit bei der Predigt des Evangeliums ist es unerläßlich notwendig, daß wir den moralischen Standpunkt des Volkes, unter dem wir predigen, so klar verstehen, wie Paulus es that. Wer alles gut und richtig findet, wer voll Lobes über eingebildete Vorzüglichkeiten ist, der ist gefährlich als Prediger.

Auch müssen wir im Auge behalten, daß unsere besten eingeborenen Christen sich doch nicht auf einmal von ihren nationalen Neigungen los machen können. Die alten Gewohnheiten werden ihren Einfluß wieder geltend machen, und dann wird es sich zeigen, was stärker ist, der Geist Gottes oder der Geist der Welt. Sicherlich der letztere, wenn die Prediger und Ältesten nicht auf ihrer Hut sind. Nationale Eigentümlichkeiten sind in der christlichen Kirche gewiß ebenso zulässig wie Individualitäten, aber nur dann, wenn sie dem Geiste Gottes unterthan und durch ihn geheiligt sind.

84. „Heilsame Lehren" werden mehr als einmal betont (1. 9; 2. 1, 8). „Gesund im Glauben" (1. 13; 2. 2). „Besonnen" (1. 8; 2. 2, 5—12). „Ketzerische Menschen" werden erwähnt (3. 10). Diese Art der Ketzerei war auf unmoralische Prinzipien gegründet. Die Anhänger derselben wollen auf keine wiederholte Warnung hören, „da ein solcher verkehrt ist und sündiget, der sich selbst verurteilet hat" (3. 11). Das ist die gefährlichste Quelle der Ketzerei. Die bösen Gewohnheiten und Neigungen des natürlichen Menschen werden nicht nur entschuldigt, sondern zu einer Art Dogma gemacht, um religiöse Heiligung zu empfangen. Da grober Unsittlichkeit durch die Gesetze der civilisierten Länder bald Einhalt gethan wird, so liegt die größte Gefahr in den Dingen, welche die Welt um uns erlaubt, die der christliche Geist aber verurteilt. Der Apostel erwähnt eines (1. 8—11) „schändlicher

Gewinn". Die Verse 10—11 führen eine starke Sprache, deren Wahrheit aber in jedem Lande leicht zu finden ist. „Denn es sind viele freche und unnütze Schwätzer und Verführer (sonderlich die aus der Beschneidung), welchen man muß das Maul stopfen, die da ganze Häuser verkehren und lehren, das nicht taugt, um schändlichen Gewinns willen". Wenn ein Prediger mit seinem Lebensunterhalt von der Gemeinde abhängig ist, mag er wohl in Versuchung kommen, so zu predigen, daß er den Reichen gefällt, damit sie ihn gut bezahlen. Auch ist man in den heidenchristlichen Gemeinden leicht geneigt, unehrlichen Handel in Gewerbe und Beruf zu entschuldigen. So wird die christliche Gerechtigkeit (oder Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit) dem Geldgewinn geopfert.

In China ist die größte Gefahr der „Ahnenkultus" und was damit zusammenhängt. Die unbekehrten Chinesen halten daran fest, wie die Juden an der Beschneidung festhielten, und thun ihr Äußerstes, auch in der christlichen Kirche darin fortzufahren. Es ist unmöglich, den Ahnenkultus hier eingehend zu erörtern; wir weisen nur darauf hin als auf die gefährlichste Quelle der Ketzerei unter chinesischen Christen. Eine andere Quelle der Ketzerei ist die Auslegung der christlichen Wahrheit durch die Philosophie der eingeborenen alten und modernen Schriftsteller. Dazu gehörte der Gnostizismus. Solange derselbe nur ein Spiel des Intellekts ist, ist er nicht so gefährlich, wie die auf alte religiöse und abergläubische Gebräuche gegründete Ketzerei. Wir müssen in Bezug auf diese letzteren sehr strenge sein und dem apostolischen Rate folgen (3. 10—11), nämlich solche Leute nach einmaliger oder zweimaliger Ermahnung „meiden", d. h. sie ausstoßen. Wir dürfen geschehen lassen, wenn es versucht wird, die Lehren des Christentums der gewohnten Terminologie des Landes anzupassen; dafür wird stetige Unterweisung in der gesunden Lehre und gründliche Kenntnis der Bibel das beste Mittel sein. Aber wir dürfen niemals dazu Ermutigung geben, daß vergessene Vorstellungen wieder belebt werden wegen der entfernten Ähnlichkeit mit irgend einer christlichen Wahrheit, einer Ähnlichkeit, die oft oberflächlich genug ist. Dahin gehört auch jeder Versuch, solche Gebräuche als obligatorisch in die Kirche einzuführen, die nicht von Christus und seinen Aposteln stammen, mögen sie auch so alt sein wie „jüdische Fabeln" und so weise wie alle „Gebote von Menschen" (1. 14), oder so gelehrt wie die „thörichten Fragen", oder für Familientraditionen so interessant wie die „Geschlechtsregister", oder mögen sie noch soviel Eifer für reine Lehre und gerechtes Leben beweisen durch „Zank und Streit über dem Gesetz". Der Apostel sagt: „entschlage dich ihrer, denn sie sind unnütz und eitel" (3. 9). Der Geist Gottes in allen seinen Kundgebungen findet seinen höchsten Ausdruck in dem Worte Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Abwehr wider Dalton.

IV.

Die Angriffe Dr. Daltons wider unseren Missionsverein haben in der gesamten kirchlichen Presse, mit Ausnahme einiger positiv gerichteten Blätter, eine nahezu einstimmige Verurteilung erfahren. Es würde daher überflüssig erscheinen, auf diese Angriffe, zumal sie schon in unserer Z. M. R. 95, S. 129 u. ff. gründlich abgefertigt worden sind, noch einmal zurückzukommen, wenn es nicht billig wäre, auch

unseren gegenwärtigen Missionaren in dieser Angelegenheit das Wort zu gestatten. Dr. Dalton hat sich zwar in erster Linie gegen unsere früheren Missionare gewandt, und so war es denn auch in der Ordnung, daß Dr. Spinner und Schmiedel zuerst gegen ungerechtfertigte Beschuldigungen sich verteidigten, er streift aber auch die Thätigkeit unserer jetzt in Japan wirkenden Missionare, und gewiß dürfte der überwältigende Eindruck von der Unerhörtheit der Daltonschen Angriffe nur erhöht werden, wenn wir im folgenden einige Äußerungen der Missionare Dr. Christlieb und Schiller verzeichnen, die unabhängig von den Urteilen in der Heimat und sogleich nach dem Eintreffen des Daltonschen Buches in Japan uns mitgeteilt worden sind. Allerdings hat der Centralvorstand unseres Missionsvereins in der Erwägung, daß unsere Sendboten ihre Zeit nötiger haben, als zu Repliken wider Gegner in der Heimat, keine ausführliche Entgegnung von Dr. Christlieb und Schiller verlangt, und wir begnügen uns daher, aus den kurzen Zuschriften beider Missionare an die Vereinsleitung das Wichtigste unseren Freunden zugänglich zu machen.

In einem Schreiben vom 28. Mai 1895 bezeichnet Dr. Christlieb die Punkte, in denen Dalton direkt unrichtige Angaben macht, oder wo er ein unrichtiges und irreführendes Bild von der Sachlage giebt. Direkt unrichtig sind folgende Notizen Dr. Daltons:

Die Kirche für die deutsche evangelische Gemeinde in Tokyo war schon ursprünglich nicht auf 600, sondern auf 300 Sitzplätze angelegt, wie Dr. Dalton wohl wissen mußte oder leicht in Erfahrung bringen konnte. Nach dem neuen verkleinerten Plane soll sie 150—180 Plätze haben.

Dr. Christlieb ist nicht, wie Dr. Dalton schreibt, nur stellvertretender Pfarrer der deutschen Gemeinde in Tokyo. Er gehört zwar nach wie vor der Badischen Landesgeistlichkeit an, hat aber dem Großherzog von Sachsen-Weimar, unter dessen Kirchenregiment jene Gemeinde steht, Treue und Gehorsam gelobt und ist als ordentlicher Pfarrer eingeführt worden.

Daß Frl. Dierck's der Klöppelschule wegen nach Japan gesandt worden sei, ist Daltons eigene Erfindung, aus Z. M. R. 1889, S. 243, hätte er sich, wenn er gewollt hätte, eines Besseren belehren können.

Die theologische Schule unseres Missionsvereins in Tokyo ist kein „Anbau", wie Dalton behauptet, sieht auch nicht „dürftig" aus, auch nicht im Vergleich mit „kleineren" Missionsschulen. Wenn Dalton die Tohoku Gakuin in Sendai rühmend hervorhebt, so ist dies parteiische Voreingenommenheit, Dalton sollte nur die Geldmittel der amerikanischen Presbyterianer mit ihren 10000 Christen in Japan gegen die unseren halten.

Alle Übelstände, die sich bei der gesamten evangelischen Mission in Japan finden, z. B. Austritte und Überläufereien der theologischen Schüler, bringt Dalton bei uns allein zur Sprache, während er bei den Orthodoxen nur das Gute hervorhebt, — war denn dort wirklich gar nichts zu tadeln? Oder hat er nicht so genau nachgeforscht?

Mißgünstig ist es, von Munzinger zweifelnd zu sagen, daß er der japanischen Sprache mächtig „sein soll" (S. 428), während doch vorher (S. 226) anerkannt wird, daß er es ist. Freilich auch hier mit dem mißgünstigen Beisatz: „ob er auch litterarisch thätig sein könne". Können denn das andere Missionare nach vier Jahren? Und konnte es jemand in irgend einer Mission, die zehn Jahre alt ist?

Beinahe wie eine wissentlich falsche Verdächtigung sieht es aus,

wenn Dalton sagt (S. 335): „Man sprach von einem christianisierten Buddhismus“. Das muß (und soll doch wohl auch) den Schein erwecken, als ob wir das gethan, oder doch auch gethan hätten. Und doch giebt er (S. 409) zu, daß dieser Vorwurf „nicht völlig gerechtfertigt“ sei. Das muß er wissen, denn darüber habe ich (Dr. Christlieb) mit ihm gesprochen und ihm unsere Mißbilligung dieses unitarischen Verfahrens ausgesprochen.

Warum erwähnt ferner Dalton nicht, daß unsere Sonntagsschule schon damals (Herbst 1893) die größte in Tokyo war? Wir haben es ihm gesagt, denkt er etwa, wir hätten gelogen? Und wie ungerecht ist der vorwurfsvolle Ton, in dem er erwähnt: „Er (Maruyama) ‚der Japane‘ giebt deutschen Sprachunterricht, um persönliche Beziehungen zu gewinnen“ (S. 253). Bei den anderen Missionen fand Dalton es ganz natürlich, daß sie durch die Schule Anknüpfung suchten, aber bei uns ist eben alles schlecht.

Auch über Daltons Art, die Artikel der Zeitschrift Shinri zu kritisieren, worauf schon Schmiedel ausführlich eingegangen ist (Z. M. R. 95, S. 140 u. ff.), verbreitet sich Dr. Christlieb. Er bemerkt dazu mit Recht: „Wenn sich Dalton einbildet, daß bibelkritische Fragen in Japan unbekannt geblieben wären, wenn wir nicht hierher gekommen wären, so beweist dies eine völlige Verständnislosigkeit für die Lage der Dinge in Japan, und es wird jene haltlose Behauptung Daltons u. a. von Rev. Dr. Greene, dem rühmlichst bekannten, positiv gerichteten amerikanischen Missionar, rundweg verneint. Der episkopalistische Missionar Rev. E. R. Woodman hat ein japanisches Buch über Jesaja 1—39 veröffentlicht, das im Prinzip auf unserem kritischen Standpunkt steht, auch dieser Theologe nimmt spätere Redaktion, Einschübe, unechte Bestandteile an, — wo bleibt da die „Orthodoxie“ im Daltonschen Sinne? Davon, daß solche Fragen überall außer bei den Methodisten in einem wesentlich kritischen Sinne hier diskutiert und gelehrt werden, schweigt Dalton sorgfältig. Dies kommt aber einer Entstellung des Sachverhalts zu unseren Ungunsten gleich.“

Endlich verwahrt sich Dr. Christlieb gegen die Insinuation Daltons, als ob er nur aus Kollegienheften abgeschrieben habe, was er seinen theologischen Schülern vortrage, er weist auf seine umfassenden, selbständigen wissenschaftlichen Studien hin, die sich ja für jeden gewissenhaften Theologen in verantwortlicher Lehrerstellung von selbst verstehen, die aber nachzuprüfen Dalton entweder keine Neigung oder nicht die nötige Befähigung hatte. Daß Dalton die Predigt Christliebs am 17. September nicht gefiel, will Christlieb ihm nicht zum Vorwurf machen, denn „niemand kann lebhafter als ich“, so schreibt Christlieb, „von meiner unzulänglichen Begabung für die Predigt überzeugt sein. Daß aber in dieser Predigt eine unumwundene Aussprache der Kritik des A. T. (S. 424) enthalten sei, muß ich wiederum als Erfindung bezeichnen“. Uns liegt diese Predigt im Manuskript vor, und wir müssen anerkennen, daß sie in tiefernster Weise den ewig bleibenden religiösen Gehalt des A. T. darlegt.

Pfarrer Emil Schiller, unser jüngster Missionar, der erst seit April 1895 in Japan ist, konnte naturgemäß auf die einzelnen Angriffe Daltons nicht eingehen, aber er hat doch schon während seines kurzen Aufenthalts auf dem Missionsfelde erkannt, wie ungerecht und wie oberflächlich diese Angriffe sind. Er schreibt am 26. Juli 1895:

„Durch seine Voreingenommenheit ist Dalton so blind geworden, daß er selbst dem schmucken, stattlichen Bau unserer theologischen Schule, der eine Zierde des ganzen Stadtteiles ist, keine Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Unerlaubt ist, daß Dalton das, was ihm auf dem japanischen Missionsfelde nicht gefällt, nur bei uns erwähnt, als ob etwa wir allein den Schülern Stipendien zahlten, die Hilfe von Dolmetschern in Anspruch nähmen u. s. w. — Der Abfall des Rev. K. (S. 420) hat nach dem Zeugnis des Rev. Dr. Greene ganz andere Gründe, als die von Dalton angegebenen." —

In einem Artikel der Protest. Kirchenzeitung 1895, Nr. 48: „Die Beurteilung deutscher Missionsarbeit in Japan durch Dr. Dalton", nimmt der Lehrer J. Volljahn in Tokyo namentlich die Person Dr. Spinners gegen die lieblosen, ungerechten Angriffe Daltons in Schutz, da er selbst Augenzeuge der umsichtigen und rührigen Thätigkeit Spinners auf dem Missionsfelde gewesen sei. Wir verzichten auf eine ausführliche Wiedergabe dieses Aufsatzes und beschränken uns auf den Abdruck des Schlußsatzes Volljahns:

„Die deutsche Missionsthätigkeit hier braucht keine Kritik zu fürchten, aber gerecht muß sie sein, und das ist die Daltonsche leider nicht." —

In seiner Anzeige des Daltonschen Buches (A. M. Z. 1895, S. 426) bemerkt Dr. Warneck, daß er mit einem japanischen Missionar der Ch. M. S. Mr. Warren über dasselbe in Grindelwald gesprochen habe, und dieser kundige Mann habe die von Dalton mitgeteilten Thatsachen bezüglich unseres Missionsvereins bestätigt. Unser Missionar Pf. Munzinger, der übrigens zum größten Bedauern der Vereinsleitung wegen seiner andauernden Kränklichkeit nicht imstande ist, ausführlich Daltons Buch zu beleuchten, antwortet auf eine über dies Zeugnis Mr. Warrens an ihn gerichtete Anfrage:

„Die englisch-episkopale Mission gehört zu den engherzigsten in Japan. Mit anderen Missionen hat sie wenig Gemeinschaft, und ich habe sie von jeher für diejenige Fraktion gehalten, welche in ihrer blasierten Exklusivität den Pulsschlag der Mission in Japan nicht kennt. Daß unsere Orthodoxie besonders die Episkopalen anerkennt, ist ein schlimmes Zeichen für sie. Denn Verständnis für das Volk, geistiges Streben und — last not least — frommes Gemüt ist bei den Dissenters mehr zu Hause. Für den „Kundigen" ist ein Missionar der Ch. M. S. „kein kundiger Mann" in Sachen der japanischen Mission. Die Mission in Japan ruht auf den Schultern der Kongregationalisten und Presbyterianer; ein Urteil aus dem Munde autoritativer Personen dieser Gemeinschaften ist etwas wert."

Aus diesem Grunde gereicht es uns auch zu unserer besonderen Freude, ein außerordentlich günstiges Urteil über unsere Mission von hervorragend sachverständiger Seite, von dem seit länger als 25 Jahren in Japan wirkenden amerikanischen Missionar Rev. Dr. Greene, der nicht den theologischen Standpunkt unserer Missionare teilt, aber einen klaren Blick für das wirkliche religiöse Bedürfnis des japanischen Volkes hat, hier anfügen zu können. Es steht dies Urteil, das Dr. Greene in einem uns zur Verfügung gestellten Privatschreiben an Pf. Munzinger ausspricht, im direkten Gegensatze zu den hämischen, absprechenden Bemerkungen, denen unser Missionswerk seitens Daltons und seiner Genossen ausgesetzt gewesen ist. Rev. Dr. Greene schreibt an Pf. Munzinger am 1. Mai 1895:

»For you and Dr. Christlieb especially I have even entertained not merely sincere respect, but a very warm regard. I remember

saying to Dr. Knox several years ago, that I regarded your mission inspite ot its advanced theology as a valuable addition to the christian force in Japan. What I said in my address last December, you know. — I have felt, that the criticism of your mission which have appeared in some of the German missionary magazines have been unjust and that the effort to make your mission responsible for the recent reaction against christianity, or orthodox christianity, was due to a very superficiel view of the situation«.

In deutscher Übersetzung lautet diese zutreffende Widerlegung der Daltonschen Beschuldigungen:

„Insbesondere habe ich für Sie und Dr. Christlieb stets nicht bloß aufrichtige Achtung, sondern eine sehr warme Verehrung gehabt. Ich erinnere mich, daß ich vor einigen Jahren zu Dr. Knox sagte, ich betrachte Ihre Mission trotz ihrer fortgeschrittenen Theologie als eine wertvolle Zugabe zu der christlichen Streitmacht in Japan. Was ich in meinem Vortrag im letzten Dezember sagte (vgl. Z. M. R. 95, S. 89 ff.), wissen Sie. — Ich habe empfunden, daß die Kritiken Ihrer Mission, welche in einigen deutschen Missionsmagazinen erschienen sind, ungerecht waren, und daß der Versuch, Ihre Mission verantwortlich zu machen für die gegenwärtige Reaktion gegen das Christentum oder das orthodoxe Christentum, auf eine sehr oberflächliche Betrachtung der Situation zurückzuführen ist."

Zum Schluß verweisen wir noch auf einen Artikel des Ostasiatischen Lloyd, des in Shanghai erscheinenden Organs für die deutschen Interessen im fernen Osten, vom 4. Oktober 1895, abgedruckt in der Protest. Kirchen-Zeitung 1895, Nr. 49. In diesem Artikel, der die auch in unserer Z. M. R. bereits ausgesprochenen Urteile über den geringen sachlichen Wert des Daltonschen Buches bestätigt, sind noch einige charakteristische Bemerkungen enthalten, die wir unseren Freunden auch an dieser Stelle mitteilen möchten:

„Der Verfasser (Dalton) ist ein warmer Bewunderer der Arbeit der englischen und amerikanischen Missionen. Über seine eigene Nationalität macht er in dem Buche widerspruchsvolle Angaben: er spricht von „unserer deutschen Kirche" (208) und nennt doch den englischen Gesandten in Japan „unsern Landsmann" (34). Bei der Beschreibung der eigentlichen Missionsarbeit verweilt er mit wohlverdienter Anerkennung besonders bei dem Werk der Kongregationalisten und der Presbyterianer. Nichts von Anerkennung, sondern scharfer, bitterer, und — wir müssen hinzufügen — einseitiger und oberflächlicher Tadel begegnet uns da, wo der Verfasser auf die Arbeit unserer Landsleute, auf das Werk des „Allg. ev.-prot. Miss.-Vereins" zu sprechen kommt. Während er selbst von dem breiten Graben spricht, der zwischen moderner Weltanschauung und dem traditionellen Dogma des Christentums klafft, macht er es jenem Verein direkt zum Vorwurf, daß er sich das Ziel gesetzt hat, diesen Graben zu überbrücken, daß er nicht die Sonderlehre irgend einer kirchlichen Denomination oder Partei, sondern das eine über allen Parteigegensätzen stehende Evangelium den Japanern bringen will, nicht in jener fertigen theologischen Schulform, wie sie im Lauf der Jahrhunderte durch unsere abendländische Entwicklung gestaltet worden ist, sondern gleichsam wieder eingetaucht in den warmen Strom

religiösen Empfindens und darum löslich und aufnehmbar für ein Volk mit eigentümlicher Kultur.

Weil in den Schriften dieses Missionsvereins neben der positiven Darstellung der christlichen Heilswahrheit, — die der Verfasser allerdings mit absichtlichem Stillschweigen übergeht — auch die Probleme der modernen Theologie, der Bibelkritik, der Wunderfrage u. s. w. offen und ehrlich behandelt werden, deshalb macht der Verfasser ihm den völlig oberflächlichen Vorwurf, daß erst durch die Arbeit seiner Sendboten der die Stätte Gottes verwüstende Rationalismus nach Japan gekommen sei. Als ob noch vor der Ankunft des ersten jener Arbeiter im Jahre 1885 Strauß, Renan, der moderne Materialismus und Atheismus in Japan unbekannt gewesen wären!

Seine Bitterkeit gegen den Verein und seine Arbeit macht den Verfasser so blind, daß er auch vor Widersprüchen nicht zurückschreckt. Auf der einen Seite bedauert er, daß die Missionare im allgemeinen sich um die Seelsorge an ihren eigenen Landsleuten wenig kümmern, und doch wirft er dem deutschen Missionsverein die Verbindung von Mission und deutscher Pastoration vor, die dieser als der erste unter allen Missionsvereinen in Tokyo und Yokohama sowohl als in Shanghai ins Werk gesetzt hat.

Die Sätze, die Dalton nun gar aus den japanischen Veröffentlichungen des Vereins giebt, sind aus dem Zusammenhang gerissen und haben nach ihrer viermaligen Übersetzung gewiß nicht an Schönheit und Milde des Ausdrucks gewonnen, zumal er selbst möglichst negativ klingende Worte in seiner deutschen Wiedergabe wählt. Die Vermutungen, mit denen er den Verein herabzusetzen strebt, auszusprechen, war an sich schon keine edle und vornehme Art der Polemik, da er auf Verlangen jederzeit in der Heimat zuverlässige Information hätte erlangen können. Welcher Zusammenhang vollends zwischen einer 1864 in der Schweiz erschienenen scharfen Kritik der früheren Missionen und dem 1884 gegründeten Missionsverein bestehen soll, ist gänzlich unerfindlich.

Alles in allem giebt das Buch von der englisch-amerikanischen Missionsarbeit in Japan, soweit es Heinrich Ritters Vorarbeit (Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan, Berlin 1890) folgt und sie durch einiges selbstgesehenes ergänzt, ein lesbares und richtiges, von der deutschen Mission aber ein durch blinde Parteibefangenheit gänzlich verzerrtes und falsches Bild[1])."

---

[1]) Soeben nach Schluß der Redaktion dieses Heftes gelangt die Erwiderung Daltons: „Der Allg. ev.-prot. Missionsverein in Japan. Ein Wort der Abwehr. Gütersloh 1896", in unsere Hände. Wir werden auf diese Broschüre, die zur Sache nichts Neues bringt, an geeigneter Stelle antworten, aber die Geduld unserer Leser nicht für persönliche Auseinandersetzungen, die Dr. Dalton fast ausschließlich in seiner neuesten Schrift kultiviert, in Anspruch nehmen. D. Red.

Japanisches.

XXV. Japan nach dem Kriege.

Japan erntet die Früchte des Sieges. Der Handel nimmt einen mächtigen Aufschwung; die Großhändler an den Küstenplätzen sind momentan gar nicht imstande, den Bedarf des Inlands zu decken. Die Preise der Waren sind durchgehends, in einzelnen Fällen bis zu 50%, gestiegen; das Silber gewinnt langsam höhern Kurs; Mitte Oktober wurde für den Yen, der sich früher kaum auf der Höhe von 2 Mark halten konnte, 2 Mark 30 Pf. bezahlt. Die rasch zunehmende Industrie, die durch die kriegerischen Erfolge einen mächtigen Antrieb erhalten, Japan auch auf handelspolitischem Gebiete selbständig zu machen, beweist die starke Zunahme des Imports von Rohmaterialien, wie Baumwolle, Wolle, Flachs, Hanf und Jute. Vor einem Jahre hatte Japan ein fertiges Eisenbahnnetz von 1938½ engl. Meilen; damals waren 994½ Meilen noch im Bau, von denen ein ziemlicher Teil schon jetzt benutzt wird. Postwertzeichen wurden im Jahre 1888 für 2 798 449 Yen verkauft, 1894 für 6 795 335 Yen. Über die für den Nationalwohlstand so charakteristischen Bankverhältnisse giebt folgende Tabelle Aufschluß:

	Nationalbanken:		Privatbanken:	
	Zahl	Kapital	Zahl	Kapital
Dezember 1890	134	48 644 662 Yen	272	25 571 175 Yen.
Dezember 1894	133	48 816 100 Yen	761	54 247 900 Yen.

Gesellschaften, die den Charakter von Banken tragen:

	Zahl	Kapital
Dezember 1890	1108	88 728 453 Yen.
Dezember 1894	894	103 064 000 Yen.

Um ein konkretes Beispiel für die enorme Steigerung des Warenverkehrs, die übrigens erst im Beginne steht, zu geben, sei erwähnt, daß während der letzten Baumwollensaison 160 000 Ballen allein auf der Nippon Tetsudo (einer Hauptbahnlinie) mehr als in der vorletzten Saison expediert worden sind. Der Wohlstand aller Klassen ist in sichtlichem Aufblühen begriffen.

Denselben bedeutsamen Fortschritt finden wir in Japans äußerer Politik. Der Verzicht auf Liaotang mag dem japanischen Chauvinisten wie eine Zertrümmerung der schönsten Hoffnungen des Landes erscheinen; in der That aber hat sich Japan damit den Anlaß zu künftigen Verwicklungen, denen es militärisch für die nächsten Jahre noch nicht gewachsen wäre, vom Halse geschafft und damit Zeit und Gelegenheit gewonnen, sich ungestört für künftige, größere Aufgaben vorzubereiten. Aus diesem Grunde läßt es sich leicht erklären, daß weiterblickende japanische Staatsmänner und mit ihnen der ruhiger denkende Teil des gebildeten Volkes in der vorläufigen Regelung der Liaotang-Frage ein nationales Unglück nicht zu sehen vermögen, und daß die nach dem Friedensschlusse lawinenartig anschwellende Oppositionspartei keine Aussicht hat, Regierung oder Volk aus dem Geleise weiser Mäßigung hinausdrängen zu können. Neben dem geräuschvollen Siege der Waffen hat man wohl zu sehr die Siege japanischer Diplomatie auf dem Gebiete der Revision der Handelsverträge übersehen. Mit Ausnahme

Deutschlands sind die führenden Mächte dem Beispiele Englands gefolgt, und bald werden auch die noch zögernden Japan neue Verträge gewähren müssen. Für die Missionare der mit Japan einig gewordenen Mächte ist das Ereignis insofern schon jetzt von großer Bedeutung, als ihnen Pässe mit der Erlaubnis zur Reise in allen Teilen des Landes für die Dauer eines Jahres ausgestellt werden. Auch will man eine Minderung des Fremdenhasses gegenüber den Angehörigen der Nationen mit neuen Verträgen bemerkt haben. Der Vertrag mit England, abgeschlossen am 16. Juli 1894 und in der Hauptsache maßgebend für die Verträge mit den andern Mächten, bestimmt u. a.: „In Bezug auf Rechte bei Niederlassung und Reisen . . . sollen die Unterthanen beider Vertragsmächte in den beiderseitigen Gebieten dieselben Privilegien, Freiheiten und Rechte . . . wie die Eingeborenen, die Unterthanen oder Bürger der am meisten begünstigten Nation besitzen." Der Vertrag tritt freilich erst 1899 in Kraft. Ein demselben angefügtes Protokoll hebt jedoch das bisherige, die christliche Propaganda durch fremde Missionare im Innern des Landes so sehr hemmende Paßsystem sofort auf: „Die japanische Regierung . . . . . erklärt sich mit einer Erweiterung des Reisepaß-Systems insofern einverstanden, als sie britischen Unterthanen auf Grundlage eines Empfehlungsschreibens des britischen Gesandten in Tokyo oder eines Konsuls Ihrer Majestät in den offenen Häfen Japans einen Reisepaß gültig für alle Teile des Landes und für eine beliebige Periode nicht über 12 Monate, ausgestellt von dem kaiserl. japan. auswärtigen Amte in Tokyo, oder von der obersten Behörde in Präfekturen mit offenen Häfen, gewährt." Selbstverständlich gilt diese Vergünstigung für die Unterthanen aller Mächte, die mit Japan einen neuen Handelsvertrag abgeschlossen haben.

Für das Christentum bedeutete der letzte Krieg Stärkung des Ansehens. Der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit wurde von den Christen glänzend widerlegt; in der Heimat organisierten sie auch in den kleinsten Landgemeinden christliche Liebesthätigkeit für die Pflege der Soldaten, und im Felde erwiesen sie sich selbst nach dem Zeugnis von religiösen Gegnern als musterhafte Krieger. Wo immer Gelegenheit sich bot, versorgten die Vertreter des Christentums die Militärstationen des Landes mit geistlicher Speise, und selbst im Lager in Feindesland verstummten ihre Zungen nicht. Die vereinigten Presbyterianer, Methodisten, Episkopalisten und Kongregationalisten trieben im militärischen Centrum, im Hauptquartiere von Hiroshima, eine gemeinsame Spezialmission (M. H. 143)[1]). Neben ihnen arbeiteten die Engländer. Täglich wurden an verschiedenen Plätzen Gottesdienste gehalten, Seelsorge getrieben, bei Kranken und Gesunden christliche Litteratur verteilt, wie dies auch anderwärts z. B. in Kumamoto durch die englische Mission geschah (P. C. 288). Wohl die meisten christlichen Soldaten trugen ihr kleines Neues Testament mit sich in den Krieg. Neben dem vorzüglich geschulten männlichen und weiblichen Pflegepersonal des Roten

---

[1]) Abkürzungen: M. H. = Missionary Herald, Boston. C. M. I. = Church Missionary Intelligencer, London. M. R. = Missionary Review of the World, New York. P. C. = Proceedings of the Church Missionary Society, London. T. M. = Tokyo Mail, Tokyo. Z. M. R. = Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft. Überall ist der Jahrgang 1895 gemeint, wenn keine Jahreszahl genannt ist.

Kreuzes finden wir in Hiroshima die Krankenpflegerinnen des Doshisha-hospitales von Kyoto, und hier allen voran, vom Geiste ihres verstorbenen Gatten beseelt, die Witwe Nishimas; sie ernteten den Ruhm, die hingebendsten aller Pflegerinnen zu sein. Unvergeßliche Eindrücke nahmen christliche und nichtchristliche Soldaten von diesen Gottesdiensten in Hiroshima und anderwärts mit; denn im Angesichte des Ernstes bevorstehenden Geschickes erwies sich das Evangelium im Vergleiche zu Buddhismus und Shintoismus als eine Gotteskraft im Leben und Sterben. Diese Wirkung machte sich auch unter der nichtmilitärischen Bevölkerung jener Plätze spürbar, und besonders von Hiroshima wurde bemerkt, daß die Heiden, die vordem ihren Haß gegen das Christentum öfters dokumentiert, seine Bedeutung zu erkennen begannen. Überall offenbarte sich, daß die Buddhisten nicht imstande waren, die Christen an selbstverleugnendem Patriotismus, an Bewährung ihres Glaubens in Wort und That auch nur entfernt zu erreichen. Wie die ausziehenden, so wurden auch die heimkehrenden, und besonders die verwundeten Soldaten von den Christen mit rührender Liebe und Aufopferung geistlich und leiblich versorgt (C. M. J. 383). Von mancherlei Belegen dafür erwähnen wir nur, daß die englische Mission (C. M.) auf dem Militärplatz Fukuoka von den Offizieren unterstützt ein Soldatenheim mit Bibliothek gründete, das von japanischen Christen geleitet auf viele unter den 1500 Soldaten segensreich wirkte. Dem dortigen Bibelagenten wurde von seiten des Platzkommandanten bemerkt: „Soeben bin ich von Port Arthur zurückgekehrt. Ich bin nicht Christ, aber ich bemerkte unter den Truppen die vorzügliche Haltung der Christen, die ruhige, furchtlose Art, womit sie tapfer zum Kampfe gehen, und das musterhafte, ruhige Betragen hernach, ohne jene Aufregung, die die Disziplin immer gefährdet, so daß ich geneigt bin anzunehmen, daß es ein Glück wäre für die Armee, wenn alle Christen würden" (C. M. J. 774.) Eine Reihe christlicher Prediger begleitete die Armee nach China. Die Mittel hierfür wurden in Japan, Amerika, England und Australien aufgebracht. Nach Beendigung des Krieges ermöglichte die übrig gebliebene Summe die Sendung von 3 Predigern für die Armee in Formosa (M. H. 373), wo die japanischen Christen inzwischen eine Mission begannen. Ein kühner christlicher Prediger hat sogar schon ein beifällig aufgenommenes Projekt für eine christliche Kolonisation Formosas ausgearbeitet. Er will sich mit circa 300 Christen und Christenfreunden wahrscheinlich an der Nordostküste Formosas niederlassen und Seidenzucht treiben. Wird auch die Ausführung des Unternehmens bei den vorläufig noch recht unsichern Zuständen auf Formosa gute Weile haben, so zeigt dies im Zusammenhange mit manchen ähnlichen Symptomen der Unternehmungslust japanisch-christlicher Kreise, daß diese von neuen Hoffnungen belebt sind (T. M. 7./5.)[1]).

[1]) Die englischen und amerikanischen Bibelgesellschaften haben in der Kriegszeit eine rühmliche Thätigkeit entfaltet. Der bekannte Agent der amerikanischen Gesellschaft Loomis rühmt ebenfalls das Entgegenkommen der japanischen Offiziere. Wiederholt durfte eine Verteilung christlicher Litteratur auf direkten Befehl der Offiziere vorgenommen werden. In Takasaki, Yokosuka, Sendai u. s. w. kommandierten die Befehlshaber die Soldaten zum Anhören christlicher Ansprachen. Nicht nur das Verbot, heilige Schriften unter den Soldaten zu verbreiten, wurde zurückgenommen, sondern die kommandierenden Offiziere selbst ließen sich einen Vorrat davon zur Verteilung an die Mannschaft aushändigen. Charakteristisch ist eine Mitteilung eines Soldaten der kaiserlichen Garde in einem Briefe

Vergessen dürfen wir nicht, daß von staatlicher und nichtchristlicher privater Seite im letzten Kriege in der Liebesthätigkeit Großes geleistet worden ist. Wir erinnern nur an das japanische Rote Kreuz, an die private Gesellschaft zur Unterstützung der militärischen Kulis mit ihrem Hospital in Hiroshima, dem noch manches Ähnliche zur Seite zu stellen wäre. In allem aber ist leicht zu erkennen, daß die Muster zu solchen Unternehmungen die Früchte der spezifisch christlichen Liebesthätigkeit, wie ein christliches Europa sie erzeugt, gewesen sind. Ich kenne einen guten Teil der japanischen Förderer der Bestrebungen des Roten Kreuzes, ebenso die Leiter jenes Kulihospitals in Hiroshima, meist hervorragende Ärzte, und weiß, daß sie ihre Anleihen direkt beim Christentum entnehmen. — Den rechten Eifer, die reine Hingebung und den innigen Zusammenschluß geistiger Gemeinschaft traf man aber nirgends wie bei den Christen draußen und daheim. Was die englischen Missionare von Hiroshima schreiben, galt von der Armee im allgemeinen: „Unter den Regimentern und Brigaden, die zur Zeit in der Stadt einquartiert sind, ist eine große und einflußreiche Zahl (ziemlich über 100, wie ich vernehme) von Offizieren, Ärzten, Pflegerinnen und Privaten, die nicht nur Christen dem Namen nach, sondern eifrige Jünger des Herrn Jesus sind, die ihr Licht leuchten lassen. Sie vereinigen sich in der Gemeinschaft aufrichtiger Liebe, ohne nach der Konfession zu fragen, um Zeugnis abzulegen für ihren Meister und den Wünschen ihrer Mitkämpfer in geistlicher und materieller Beziehung gerecht zu werden“ (P. C. 279.).

Die häufigen Siegesfeste gaben den Christen Gelegenheit, ihre Feinde, die ihren Patriotismus in Zweifel gezogen, vor aller Welt Lügen zu strafen. Da zeitigte die sorgsame Pflege patriotischer Gefühle von seiten der Vertreter unseres Missionsvereins ihre schönen Früchte; die Doshisha in Kyoto feierte die Einnahme von Port Arthur in einer Weise, die die Nichtchristen überraschte und hinriß (M. H. 66).

Aus alledem nun den Schluß zu ziehen, daß dem Christentum in Japan in nächster Zukunft ein großer Aufschwung beschieden sein werde, ist leider nicht gestattet. Der Japan abgenötigte Verzicht auf Liaotang hat weite Volkskreise aufs tiefste gegen den Dreibund und schließlich gegen alle Fremden verstimmt, so daß vorübergehend selbst der Bestand der griechisch-russischen Mission gefährdet war. Der japanische Partikularismus, der auch im christlichen Japan zu der Losung schwört: Japan für die Japaner! gewann im allgemeinen und ganz besonders wieder in den christlichen Gemeinden an Einfluß und dies in einem Maße, daß bei der Missionsgesellschaft, die dem Selbständigkeitsdrang der Japaner am meisten Rechnung getragen, den Kongregationalisten, die Frage der Reduktion der Missionsarbeit in ernstliche Erwägung gezogen wird. Dazu kommen neu auftauchende innere Wirren, hauptsächlich veranlaßt durch Oppositionsparteien, meist künstliche Produkte ehrgeiziger Demagogen, die das gemäßigte und thatkräftige Regiment Itos und Inouyes beseitigen möchten. Sie entzügeln zu dem

---

an Loomis (M. H. 290): „Als ich,“ erzählt er, „in die Armee eintrat, wurde mir nicht gestattet, eine Bibel zu besitzen, und als man eine solche bei mir fand, erhielt ich eine ernste Vermahnung. Doch nun ist dies Verbot verschwunden; die Offiziere selbst reichen einem öffentlich diese himmlische Speise. Warum, weiß ich nicht“. Loomis bestätigt die Thatsache, daß auch die in Japan gefangenen Chinesen einen nachhaltig günstigen Eindruck von der christlichen Liebesthätigkeit in Japan erhalten haben (M. H. 174).

Zwecke allerlei Leidenschaften, vor allem den Haß gegen Europa, das Japan um die Früchte seiner Siege bringt, und in der Absicht, vor der 9. Session des Parlamentes möglichst Stimmung gegen die Regierung zu machen, ließen sie das Volk seit dem Friedensschluß nicht zur Ruhe kommen. Die Formosa-Expedition hat die Geister ebenfalls nicht beruhigen können. Doch in erster Linie war es der Gedanke, daß möglicherweise in naher Zukunft ein Zusammenstoß mit Rußland unvermeidlich sei, der die Phantasie des Volkes belebte und zu fieberhafter Eile in der Entwicklung der Kriegstüchtigkeit mahnte. Sehr langsam nur läßt diese Spannung politischer Unsicherheit nach, und wohl wird noch einige Zeit vergehen, bis man das seelische Gleichgewicht gefunden hat und an den ruhigen Ausbau der Werke des Friedens geht. Erst dann wird man mit einiger Sicherheit über die weitere Entwicklung des Christentums in Japan sprechen können.

Zur Zeit finden wir unter den Ansichten der in Japan arbeitenden Missionare 2 Strömungen: die eine verficht Reduktion, die andere Vermehrung der fremden, christlichen Arbeitskräfte. Man ist es vielerorts müde, in einem Lande zu arbeiten, wo sogar die eingebornen Christen der eigenen Mission es einem überall und täglich zu verstehen geben, daß man überflüssig, ja eigentlich ein Hemmschuh für eine selbständige, den Anschauungen, Bedürfnissen und der Geschichte des Volkes angepaßte Entwicklung des Christentums sei. Wir deuteten an, daß solche Neigung für Reduktion der Arbeit der Fremden sich bei einigen Leuten des American Board spüren läßt. Aus Japan nach Amerika zurückgekehrte Missionare sind mit amerikanischem Enthusiasmus als die Anwälte der Selbständigkeitsforderungen der christlichen Japaner aufgetreten und haben den hohen Grad der Entwicklung japanisch-christlichen Gemeindelebens, der wissenschaftlichen und praktischen Durchbildung der eingebornen Theologen, kurz die volle Reife japanischen Christentums in Gedanken und Leben in einer Weise zur Darstellung gebracht, daß man auch von diesen Gesichtspunkten aus in amerikanischen Missionskreisen, besonders unter den Kongregationalisten, den weitern Ausbau des japanischen Missionswerkes mit fremden Kräften und Mitteln nicht als wünschenswert erachten konnte. Eigentümlich steht gegenüber dieser optimistischen Auffassung das Urteil des jetzt inaktiven, langjährigen frühern Lehrers an der Doshisha Dr. J. D. Davis, der infolge trüber, persönlicher Erfahrungen nicht frei von Verbitterung von einem drohenden Zusammenbruch des christlichen Missionswerkes in Japan angesichts des Eindringens eines „Halbrationalismus“ in alle japanische Kirchen spricht (M. R. 942). Angesichts dieser widerstreitenden Ansichten, wozu die unten zu erwähnende der amerikanischen Presbyterianer und Reformierten von der Notwendigkeit der Eindämmung des allzusehr auf sich selbst vertrauenden Strebens nach Unabhängigkeit japanischer Christen noch hinzutrat, und im Hinblicke auf die gährenden, nach freier Bewegung verlangenden, japanischen Geister hat der American Board im letzten Herbst eine Spezialkommission bestehend aus Ellison (Boston) und den Geistlichen Sekretär Barton (Boston), Johnson (Chicago), Bradford und Montclairs abgesandt zur Untersuchung und zur Berichterstattung, die über die künftige Gestaltung des größten Missionswerkes einer ausländischen Missionsgesellschaft in Japan von entscheidender Bedeutung sein wird (M. R. 776, T. M. 19./12.). Aus allen Missionskreisen sind Wünsche und unverlangte

Gutachten der Kommission zugeflogen. Soweit sich bis jetzt überblicken läßt, spricht sich die Mehrzahl für eine Vermehrung der Missionskräfte in Japan und für energischen Weiterbau auf bisheriger Basis aus. Besonders bemerkenswert ist ein Artikel der Japan (bezw. Tokyo) Mail vom 18. Oktober: „The problem of high class education by missionaries", der Missionskreisen entstammt und andeutet, daß die Doshisha den Zweck einer christlichen und christianisierenden Schule, den ihr Gründer Nishima im Auge hatte, nicht mehr erfüllt. Sie ist Universität geworden, die überwiegend weltliche Bildung vermittelt und mit Unrecht die oft mühsam ersparten Missionsgaben der Heimat für sich in Anspruch nimmt. Die Doshisha hat ihren jetzigen Charakter durch die immer ausschließlicher werdende japanische Leitung erhalten, und es wird sich auch fragen, ob für ein rein japanisches Institut Missionsgelder verwendet werden dürfen. Freilich ist hierbei nicht außer acht zu lassen, daß die Doshisha ihre Popularität nicht zum mindesten durch weitgehende Fernhaltung des nichtjapanischen Elementes erreicht hat, und daß sie ihre Bedeutung verlöre mit dem stärkern Hervortreten der sie unterstützenden, fremden Missionsgesellschaft.

Die zweite Strömung unter den Missionsfreunden Japans, die Vermehrung der Arbeitskräfte und thunlichste Beschränkung des Selbständigkeitstriebes japanischen Christentums verlangt, findet sich hauptsächlich unter den amerikanischen, presbyterianischen und reformierten und den englischen Missionaren. Ihre Auffassung fand in einer Botschaft an die Kirchen Amerikas einen ungemein energischen Widerhall[1]) Der Erlaß beruht auf Resolutionen, welche die geistesverwandten Missionare in einer Sommerkonferenz in Karuisawa faßten: „In der Erwägung, daß 1. keine Mühe in der Heranbildung eines tüchtigen eingeborenen Theologenstandes gespart werden dürfte, 2. der gegenwärtige Stand der fremden Missionare nicht nur erhalten bleiben, sondern, wo nötig, vermehrt werden sollte, 3. und die nach Japan gesandten Missionare Persönlichkeiten von hervorragender Bildung sein, die Sprache lernen und ihr ganzes Leben dem Missionsberuf widmen sollten, 4. erhöhte Aufmerksamkeit dem christlichen Erziehungswerk geschenkt werden muß, wird beschlossen, daß wir Missionare verschiedener in Japan arbeitender Missionsgesellschaften . . . angesichts der verschiedenen, ausgesandten Berichte bezüglich Notwendigkeit einer Vermehrung der fremden Missionare in Japan, es als unsere Meinung bekannt geben, daß die Zeit der Zurückziehung der Missionare von dem hiesigen Feld noch nicht gekommen ist, sondern daß es im Gegenteil not thut, viel mehr fremde Arbeiter in dieses Land zu rufen".

---

[1]) M. R. 928. Wir werden in der nächsten Nummer vielleicht schon mit der Berichterstattung der American Board-Kommission eine Übersetzung dieses für die japanische Missionsgeschichte wichtigen Erlasses bringen. Im Zusammenhange mit dem Kommissionsberichte werden wir die Arbeit der Kongregationalisten in Japan besprechen. Sie haben 1895 ihr 25 jähriges Missionsjubiläum in Japan gefeiert. Die Jubiläumsschrift: A Chapter of Mission history in modern Japan, compiled by J. H. Pettee, Okayama, giebt in einer Zusammenstellung der von verschiedenen Missionsarbeitern abgefaßten Berichte über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Stand des kongregationalistischen Missionswerkes ein reichhaltiges und zuverlässiges Repertorium für letzteres. Die eilige Zusammenstellung des Buches ermöglichte leider eine einheitliche Durcharbeitung nicht. Immerhin wird es eine reiche Fundgrube für den Missionshistoriker bleiben und eine wertvolle Ergänzung der historischen Werke von Verbeck und Ritter bilden. Die bedeutendsten Beiträge hat fraglos der Nestor der Kongregationalisten-Missionare in Japan Dr. C. Greene geliefert.

Die Berichte der englischen Gesellschaften melden keine Störungen, wenn sie auch ebenso wie die andern keine wesentlichen Fortschritte zu verzeichnen haben. Ein Geistlicher und fünf Missionarinnen wurden neu ausgesandt. Neben dem englischen Bistum Tokyo wurde für Kiuschiu (Südjapan) ein solches in Nagasaki (Bischof Evington) und ein solches für den Hokkaido (Nordjapan) eingerichtet. Seit zwanzig Jahren wird in Yesso missioniert, wo in den letzten 7 Jahren 530 Ainos bekehrt und zehn Kirchen eröffnet wurden (P. C. 289 ff.). An Enttäuschungen und Rückschritten fehlt es auch diesen Missionen nicht. So schreibt Missionar Chappell über das Jahr 1894: „Eines der schwierigsten Jahre, die ich in Japan erlebt habe", und der Jahresbericht fügt bei: „Der Zustand der Christen in und um Gifu war entmutigend" (P. C. 282).

Mit gebührender Reklame angemeldet, hat die Heilsarmee im letzten Herbste Japan okkupiert. Was sie da thun will, erklärt der Conqueror mit folgenden Worten: „Sie wollen die Fahne des Blutes aufpflanzen, das Feuer schüren im Namen Gottes und der Armee und eine eingeborne Streitmacht von Heilssoldaten erziehen, um das Kaiserreich für Christum zu erobern. Sie (die Missionare) werden in der Zahl von 15 hingehen, sich kleiden, essen und leben wie Japaner[1]). Sie wollen nicht als eine Art höherer Wesen dahin gehen und Buddhisten, Geisteranbeter und Freidenker als Narren und Buben verdammen, noch versuchen die Wahrheit und Superiorität des Christentums in wissenschaftlichen Unterredungen zu beweisen". Brigadier Wright und seine Frau stehen an der Spitze dieser Mission. Im übrigen gehört ihr ein bekehrter Japaner und die Schwester des in dem Kutscheng-Blutbade umgekommenen Fräuleins Newcombe an (M. R. 958, Ostasiat. Lloyd 879, T. M. 13.8).

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

V.

Das Fest des Wegegottes (Dōsojinmatsuri).

In Japan giebt es unter den zahllosen Gottheiten der einheimischen Religion auch einen Gott der Wege, der die verschiedensten Namen hat und die Wanderer vor bösen Dämonen schützt. Die Feier seines Festes wird aller Orten und zwar im Januar begangen, weicht aber in den einzelnen Gegenden von einander ab. Ganz eigentümlich ist dieselbe im Dorfe Matsuzato im Yamanashiken der Provinz Kai (Kreis Higashi yamanashi). An drei Abenden, dem 14., 15. und 16. Januar, findet hier zu Ehren des Gottes ein Umzug statt, der manches Sonderbare enthält.

Den Zug eröffnet der Träger eines sogenannten Matoi in Arbeiterkleidung, den Kopf mit einem vorn geknoteten Tuch umwunden. Die Matoi sind eigentlich Standarten von eigentümlich phantastischer Form, wie sie

[1]) Dies dürfte ihnen in den Augen der Japaner noch mehr Abbruch thun als ihr aufdringlich aggressives Wesen, wofür dem Japaner das Verständnis abgeht, so sehr ihm sonst militärisches Wesen sympathisch ist.

früher im Kriege zur Bezeichnung des Standquartiers und heute von den Feuerwehrleuten als Abzeichen der Kompagnie gebraucht werden. Diese Standarte hier besteht aus einer langen Stange; oben mit einem viereckigen schmalen langen Kasten versehen, der mit Papier beklebt ist, sieht sie aus, wie eine große Stocklaterne. Auf dem Kasten stehen die Worte: Fest des Wegegottes. Über demselben, an der Spitze der Stange, befindet sich das Gohei, das eigentümliche, eckig gefaltete Papier, das Symbol der Gottheit. Es folgen nun zwei sehr behäbig aussehende Bürger mit runden Papierlaternen in der Hand, auf denen die Worte sewayaki stehen, was etwa unserm „Ausschuß" oder „Komitee" entspricht. Nun kommen fünf Leute mit Standarten von derselben Form, wie die zuerst beschriebene, nur mit dem Unterschied, daß das Gohei fehlt. Auf dem Papier der Standarten sind u. a. die Worte zu lesen: Tenka banzai: „Lang dauere das Reich", oder: Tenka taihei d. i. „langer Frieden dem Reich" oder auch: „Gedeihen den fünf Feldfrüchten" d. h. Reis, Gerste und Weizen, Bohnen und zwei Hirsearten. Die soeben beschriebenen Personen bilden den Vortrab. Dahinter kommt eine von sechs Leuten getragene, große Pauke; zu einem hohen Berge aufgetürmt liegen darauf eine Menge Strohsäcke, die so aussehen, als ob sie mit Reis gefüllt sind; oben auf der Spitze thront wieder das Gohei. Mit der Pauke und einem großen flachen Metallbecken, das mit einem Klöpfel geschlagen wird, wird eine lärmende Musik gemacht. Es folgt nun eine sonderbar ausgeputzte, groteske Figur, welche den Wegegott selbst darstellt. Er trägt die Maske des Tengu, eines Waldgeistes, dessen charakterische Eigentümlichkeit eine riesige Nase ist; auf dem Kopfe liegt ein Strohschuh, wie er den Pferden um die Hufe gebunden wird. Die Kleidung besteht aus einem kurzen, dick wattierten, gestreiften Nachtrock mit sehr weiten Ärmeln, und statt eines länglichen Täfelchens, welches Vornehme bei Audienzen vor der Brust zu tragen pflegen, hält er eine Schöpfkelle in der Hand. Hinter ihm kommen eine Menge Männer in Frauenkleidern und verschiedenen Masken, welche allerhand Späße machen und die Heiterkeit der Zuschauer zu erregen suchen. Ihnen schließen sich wieder Personen mit erleuchteten Standarten an und den Beschluß machen die Bewohner des Dorfes; alt und jung ohne Unterschied des Geschlechtes zieht hinter dem Zuge einher.

Das Teufelsfest (onimatsuri).

Ein anderes merkwürdiges Tempelfest, bei dem die Teufel (oni) eine Rolle spielen, findet im Dorfe Sasaokimura in der Provinz Bichū am Binnenmeere (Kreis Kuboya) statt und zwar am 12. Tage des 8. Monats nach altem Kalender. Der Tempel heißt Ashitakajinja und ist der gemeinschaftliche Tempel für eine Anzahl benachbarter Dörfer, was mit dem japanischen Worte gōsha bezeichnet wird.

Das Besondere nun an diesem Feste ist, daß die vielen Hundert jungen Leute, welche an dem üblichen Festzuge teilnehmen, als Teufel verkleidet erscheinen. Demgemäß tragen sie blaue schwarze, tiefrote, oder braune Röcke mit langen Ärmeln, weite Hosen von gleicher Farbe und um die Hüfte ein gelbgraues baumwollenes Tuch, das mit Streifen wie ein Tiger- oder Pantherfell bemalt ist. Die langen Ärmel schürzen sie durch Bänder von kostbarem Stoffe, oft Kreppseide auf. In diesen kostbaren Stoffen wird großer Luxus getrieben und jeder sucht den andern darin zu übertreffen. In der Hand tragen die Teufel 5 Fuß

lange Stöcke. Zur Garderobe eines Teufels gehört aber notwendig die Maske. Die Maske der jungen Leute hat nun dieselbe Farbe, wie die Kleider; wer also rote Kleider trägt, hat eine rote Maske u. s. w. Die Masken mit ihren lang herabhängenden Haaren sind zum Teil sehr grotesk und fürchterlich anzuschauen. Merkwürdigerweise tragen die Teufel alle, sobald sie hinter der Sänfte der Gottheit einhergehen, die Masken nicht vor dem Gesicht, sondern auf dem Kopfe und schreiten ernst und gemessen einher. Sobald sie aber nicht im Zuge sind, bedecken sie das Gesicht mit der Maske und werden von den sie verfolgenden Kindern gefoppt und verhöhnt; diese rufen Schimpfworte hinter ihnen her: z. B. Kerl mit Dünger auf der Schulter und dergl. Die Teufel thuen so, als ob sie sehr böse darüber sind, laufen den Kindern nach und werfen ihnen ihre Knüppel zwischen die Beine, um sie zu Fall zu bringen, was den Kindern natürlich unbändigen Spaß macht.

Ein anderes

Teufelsfest,

das noch interessanter ist, als das eben beschriebene, wird in der Stadt Toyōhashi, der ehemaligen Hauptstadt des früheren gleichnamigen Fürstentums in der Provinz Mikawa gefeiert und zwar in und vor dem Shintōtempel Shimmeigu am 14. des 1. Monats (a. K.?). Die Ceremonien dabei haben einen altertümlichen Anstrich und sind sehr merkwürdig.

Vor dem Tempel wird eine Scheibe aus weißem Holze aufgestellt. Es erscheinen nun 2 Personen in altertümlicher Tracht, dem sogenannten „Jagdkleid" (kariginu) und einem Käppchen mit langabstehender Spitze nach hinten (samurai ebōshi), mit Bögen aus dem dem Shintōdienste heiligen Sakakibaum (Cleyera Japonica) und weiß gefiederten Pfeilen. Der eine von diesen vertritt das dürre trockne Land des Fürstentums, der andere das reiche, fruchtbare. Sie schießen nun abwechselnd zwanzig Mal nach der Scheibe und jedesmal, wenn sie treffen, ertönt ein Signal auf einer Handtrommel, die sich vor dem Tempel befindet. Nach Beendigung dieses Bogenschießens ertönt wieder ein Signal und hervortanzt eine als roter Teufel verkleidete Person mit einer langen Stange bewaffnet, an deren Spitze sich ein kurzer Querbalken befindet (japanisch shumoku). Ihr folgt auf dem Fuße mit gemessenem Schritt eine andere Person in einer Rüstung, wie sie früher die Kriegerkaste, die samurai, trug und dem schon erwähnten Käppchen auf dem Haupte, das Gesicht mit einer langnasigen Maske des Waldgeistes bedeckt. Diese beginnt nun mit der langen Waffe, die sie in den Händen trägt, einem krummen Schwert an langer Stange, mit dem Teufel zu fechten und, nachdem sie sich dreimal gemessen, läuft der Teufel hinweg. Eine Anzahl Leute, welche zum Festkomitee gehören und deshalb auch Festkleider tragen, — als Wappen auf denselben eine Teufelsmaske — setzen dem Teufel nach. Dieser nimmt seinen Weg durch alle Straßen der Stadt, welche zum Tempel gehören und auf die das Fest beschränkt ist. Die Verfolger haben alle Beutel mit Ame d. i. einer weichen elastischen, teigartigen Masse aus Reis oder Hirse bereitet bei sich und werfen dies den Zuschauern am Wege zu und in die Häuser hinein. Dies nennt man Teufelsame und wer davon ißt, bleibt, wie allgemein gesagt wird, von gefährlichen Krankheiten bewahrt.

Wenn die Person mit der Maske des Waldgeistes den Teufel vertrieben

hat, wird die Sänfte des Gottes, die bis dahin im Hause des Priesters untergebracht war, herausgetragen und vor dem Tempel der Gottheit niedergesetzt, und es versammeln sich daselbst die nötigen Musikanten.

Es findet darauf eine Reihe von Tänzen statt, voran der Waldgeist mit seiner Waffe über der Schulter, dann die beiden erwähnten Leute in Kriegerrüstung, jeder eine Handtrommel in der Hand; sie stellen sich lahm und tanzen hinkend herum. Fünf bis sechs schöngeputzte Mädchen begleiten die Musik der Handpauken auf eigentümlichen Becken. Schließlich führen auch diese Kinder unter Begleitung von Flöte und Pauke einen Tanz auf.

Nach diesen Ceremonien setzt sich nun der Zug mit der Sänfte des Gottes in Bewegung, um nach dem sogenannten tabisho „dem Reiseziel“ zu gelangen. Der Weg dahin beträgt etwa $^1/_8$ deutsche Meile. Voran zieht eine Person mit einem hölzernen Löwenkopf, hinter der Sänfte folgt ein Teufel mit schwarzer Maske, der einen großen Zweig des Sakakibaumes trägt.

Hat die Sänfte den Tempelhof verlassen, so findet dort eine ganz sonderbare Ceremonie statt. Man bringt nämlich einen ovalen Klotz vom Holze des Celtis chinensis oder orientalis (jap. e no ki) im Umfange von einem Fuß herbei, der mit einem dicken Strohseil, dessen Enden herabhängen, umwunden ist. Die beiden zuerst genannten Leute, die Vertreter des dürren und fruchtbaren Landes, kommen mit einer Stange aus dem Holz des heiligen Sakakibaums, die vorn einen Haken hat, herbei und suchen den Klotz einer dem andern streitig zu machen, indem sie ihn mit den Haken an sich zu ziehen suchen. Die Bauern aus den beiden erwähnten Gegenden teilen sich in zwei Parteien und feuern ihren Vertreter durch lautes Zurufen an. Dreimal setzen jene an und dann wird der Sieg oder die Niederlage entschieden. Siegt der Vertreter des dürren Landes, so tritt dort reiche Ernte ein und umgekehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XIII.

Zur Ergänzung der sprachlichen Psychologie der Bantu sei hier noch erinnert an verschiedene Vergleichungen, die sich nach dem vorsichtigen Ausdruck von Bastian (Vorstellungen von der Seele 1875 in Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge von Virchow und Holtzendorff X. 226 S. 9) bei der Bezeichnung für die Seele verwendet zeigen. Sehr gewöhnlich, sagt er, findet sich die Auffassung als Atem. Dieser begegneten wir schon oben im Zuluwort amahlosi für Verstorbene. Wie großer Vorsicht es aber bedarf in Deutung dieser Worte, ob sie im eigentlichen oder bildlichen Sinne zu verstehen sind, erhellt aus synonymen Bezeichnungen. So sagt Bastian nachher: „Schattenhaft schwebt die Seele bei den Zulu als tunzi. Geht ein Basuto unvorsichtiger Weise zu nahe am Fluß hin, mag ein Krokodil seinen Schatten (Seriti oder Seele) erfassen und mit ihm den Körper ins Wasser hinabziehen“. Scheint hiernach die Seele mit dem Schatten identisch, so kann sie doch nicht der Atem sein. Aber beides kann irgendwie zum Leben der Seele gehörig gedacht sein und weist möglicherweise auf eine eigentümliche Psychologie der

Bantu zurück, der nachzuspüren hier zu weit führen würde, ein Analogon zur Teilung oder Vervielfältigung der Seele bei andern Völkern. Der Glaube, daß ein Toter keinen Schatten werfe, zeigte sich auch in Ostafrika bei dem Galgen des rebellischen Häuptlings Buschiri; weil seine Leiche einen Schatten warf, galt er nicht für tot. Auch bei den Wanika heißen die Abgeschiedenen sowohl Mulungu (s. o.) als auch Koma (Schatten), weilen aber bald im Grab, bald über der Erde, bald im Donner und Blitz, re-inkarnieren sich auch in Neugeborenen und werden durch Opfer versöhnt (Krapf I. S. 348).

Was noch die Bestattungsbräuche bei den Bantu betrifft, so gehören zu denselben auch bei ihnen die excentrischen, langdauernden, zuweilen zu bestimmten Zeiten wiederholten Totenklagen, von denen Wasmannsdorf (Trauer um die Toten bei den verschiedenen Völkern 1885 in Sammlung gemeinverständl. wissensch. Vorträge von Virchow XX. 457 S. 4) mit Recht sagt, daß sie nicht nur das bekümmerte Herz erleichtern, sondern zugleich die Verstorbenen ehren und die Geister derselben freundlich stimmen sollen. Zeitweiliges Fasten, Haarschur und sonstige Trauerzeichen hätte W. noch erwähnen können. Zwar gilt auch annähernd von den Bantu, was er von den Negern anführt, daß die Stimmung der Trauer schnell in die entgegengesetzte umschlägt, nämlich bei den Mahlzeiten, die sich an die Tieropfer knüpfen, welche dem Verstorbenen gebracht werden. Mit Recht erinnert er aber auch (S. 5) an die von Güßfeldt aus der Bangoküste bezeugte Furcht vor der Anklage auf Zauberei, die den Todesfall veranlaßt haben könnte, wozu die an das jüdische Ritualgesetz erinnernde Furcht vor Verunreinigung durch die Leiche hinzuzurechnen ist, die erst nach vollbrachten Reinigungsceremonien weicht; die Leiche gilt eben als nächster Anknüpfungspunkt für gefährliche Einwirkungen des eben abgeschiedenen Geistes oder auch anderer Geister, denen der jüngst verstorbene erlegen ist. Anderseits ist ein geheimer Schädelkult bei einigen ost- und westafrikanischen Bantustämmen nachgewiesen; die Reliquien dienen hier jedenfalls als Medium für Konsultationen und Citationen des Geistes, von dem man für den gespendeten Kult Erkenntlichkeit erwartet; bei den Wapare (Baumann, Usambara S. 239) wird der Schädel aber erst nach 1 Jahr dem Grabe entnommen; das wirft vielleicht Licht auf die auch bei einigen andern Bantustämmen vorkommende Sitte einer Ausgrabung von Gebeinen nach einer bestimmten Frist. Bei der ersten und meist allerdings einzigen Bestattung wird das Grab sorgsamst geschützt nicht bloß gegen Leichenraub und Hyänen, sondern um zu hindern, daß der noch in oder am Grabe weilende Geist, der nach Rückkehr in sein Haus verlangt, dieselbe ausführe, zu diesem Zweck werden auch beim Hinaustragen der Leiche allerlei Vorsichtsmaßregeln beobachtet, ja das Haus des Verstorbenen eine Zeitlang gemieden oder zerstört. Auch unheilbar Kranke werden vielfach ausgesetzt, um den an ihnen zehrenden Geistern zu entgehen; Greise dagegen werden vor ähnlicher Behandlung vielfach beschützt durch die Ehrfurcht vor der ihnen nah bevorstehenden Vergöttlichung. Begräbnisse gemeiner Leute werden ebenso beschleunigt, wie die von Fürsten verzögert, nicht nur zur Vorbereitung einer würdigen Trauerfeier für diese, sondern auch zu möglichster Geheimhaltung ihres Todes, bis die Thronfolge gesichert ist, was gleichwohl vielfach nicht hindert an dem Ausbruch einer Anarchie, die aber zugleich zu massenhaften Totenopfern benutzt wird und den Fürsten ein großes Geleit aus seinem Volk ins Jenseits sichert. Die Königsgräber werden geheim gehalten als ein besonderes Heiligtum; sonst ist das Begräbnis im Viehkaal uralte Sitte, ebenso die Beisetzung in hockender Stellung, wie sie sich auch bei den Hottentotten findet, wo sie als die embryonische für eine Wiedergeburt gedeutet wird (s. oben Jahrgang VIII S. 113). Der Wangketsihäuptling Makaba setzte jedoch Moffats Predigt von

der Auferstehung entschiedensten Widerspruch entgegen und wollte von diesem Thema nichts mehr hören, freilich, wie er dann eingestand, aus Furcht vor den von ihm erschlagenen Tausenden, die dann wieder lebendig werden würden (Wih. Hoffmann, Missionsstunden 1847 I. S. 405 f.). Der Lügenprophet Unxele, der die Kaffern zum Krieg gegen die Engländer verleitete, fand zwar sogar Glauben mit seinem Anspruch, er habe die Macht empfangen, die Toten an einem bestimmten Tage aufzuerwecken, hatte aber nachweislich die christliche Auferstehungslehre durch den Missionar van der Kemp kennen gelernt, sie mit mancherlei heidnischen Aberglauben vermischt und daraus sich einen eignen Glauben zurechtgemacht (Kropf im Beiblatt zum Berliner Missionsfreund 1888 S. 20 f.). Auch was Livingstone von Ahnungen der Auferstehung bei den ostafrikanischen Bantu andeutet, reicht nicht aus, ihnen eine klare Idee derselben zu imputieren. Er wurde ja freilich selbst vielfach für ein Revenant gehalten, wie viele Weiße, die zu bisher unbekannten Stämmen im Innern vordrangen, wie Poppe und Wißmann bei den Tuschilang sogar bestimmt mit verstorbenen Prinzen identifiziert wurden, weil die weiße Farbe den dunklen Bewohnern Afrikas, deren Haut erst im Tode bleicht, als Geisterfarbe gilt. Aber der Glaube, daß diese Rückkehr Verstorbener mittels einer Auferstehung sich vollziehe, wird nirgends berichtet, jene steht vielmehr mit dem Seelenwanderungsglauben im Zusammenhang, der ein hochwichtiger Bestandteil auch der Bantureligion ist und später eingehend behandelt werden soll, da er aus dem Ahnenkult zum Totemismus und Fetischismus überleitet.

Das aber muß auch schon von vornherein zum Verständnis des Ahnenkults ins Auge gefaßt werden, daß den abgeschiedenen Geistern ein wesentlicher Zug zu neuer Inkorporierung oder Materialisierung zugeschrieben wird. Dieser Widerspruch haftet dem Ahnenkult an, daß man den Geistern einerseits göttliche Macht zuschreibt, anderseits sie in ihrem abgeschiedenen Zustand doch mit dem Mangel der vollen Leiblichkeit und dem Bedürfnis derselben, dem Verlangen nach derselben behaftet denken muß. Die ganze weitere Ausgestaltung der Bantureligion mit ihren ebenso seltsamen als schrecklichen Irrgängen läßt sich spekulativ begreifen als eine „natürliche Dialektik", welche diesen Widerspruch zu lösen sucht, wobei das Streben, ihn zu lösen, immer tiefer in den Aberglauben hineinführt, weil der Widerspruch schon im Prinzip des Ahnenkults selbst liegt. Eben darum schon werden die abgeschiedenen Geister gefürchtet, weil sie in den Lebenden, die sie nach sich ziehen, und denen sie nachgehen, einen Ersatz für die eigene im Tod zerstörte Leiblichkeit suchen. Damit sie die Lebenden verschonen, giebt man ihnen nun das Surrogat des Opferfleisches und Opferbluts, womöglich sogar von geopferten Sklaven, dazu sonstige Speis- und Trankspenden. Aber da ergiebt sich ein neuer Widerspruch. Wie können sich die abgeschiedenen Geister derselben bemächtigen, da ihnen doch der eigene Leib entrissen ist? Sie können höchstens das günstige dieser Nahrung, wir würden sagen, die Idee derselben in sich aufnehmen und verlangen doch nach Nahrungsmitteln zur Anbildung einer neuen Leiblichkeit. Um diesem Verlangen zu genügen, treten sie wieder in Kontakt mit ihren Körperresten, aber ohne dieselben neubeleben zu können, selbst nicht mit Hilfe des Opferkults. Die westlichen Bantu geben ihnen einen künstlichen Ersatz des Leibes in den Ahnenbildern, zu denen aber die südlichen und östlichen nicht — einzelne Fälle und Symbole abgerechnet — sich versteigen, da ein totes Schutzwerk doch kein Leib ist. Aus diesen Schwierigkeiten heraus soll dann die Idee der Seelenwanderung helfen, die sich freilich nur in neue Schwierigkeiten verwickelt.

Wir glauben mit dieser unserer Auffassung des Ahnenkults auch den von uns oben beanstandeten Gedanken Kunzes gerecht zu werden, indem wir in ihnen auch ein Wahrheitsmoment vertreten finden, nämlich 1. daß es sich bei den Opfergaben wirklich um Nahrung für die Geister handle — gewiß ist es von seiten der Opfernden ein Ernährungsversuch, und, was damit zusammenhängt, 2. daß es sich bei den Menschenopfern vor allem um die Fortexistenz des Häuptlings handle, dem sie gebracht werden — wir sagen nur, um die Art seiner Fortexistenz, nämlich um einen Ersatz für die eigne Leiblichkeit in dem Fleisch und Blut der Opfer, aber diese Opfer geben ihrem Häupling doch nur ihre Leiblichkeit, ihr Geist bleibt daher neben diesem, freilich an ihn gebunden als seine Begleitung und Gefolge. Und es waren doch immer nur tote Leiber, ja Fleisch und Blut von getöteten Tieren, die dem Abgeschiednen nur ein Scheinbild eines lebendigen Leibes und eventueller Nahrung geben konnten; auch der einfache Naturmensch mußte sich ursprünglich sagen bei Darbringung der Opfer an die Ahnen: Die Geister erhalten in Wahrheit doch nur ein Bild der Nahrung. Die Widersprüche, welche sich in der Beurteilung dieser Dinge bei den Religionsphilosophen und selbst in der Berichterstattnng bei den Reisenden finden, ergeben sich bei genauerer Untersuchung so vielfach als Reflex der Amphibolie, die der Sache selbst anhaftet.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

V. Chicago und Indien.

Fortsetzung.

Bestärkt werden mußten die gewandten Redner in solchen irrtümlichen Vorstellungen durch die unseres Erachtens allzugroße Weitherzigkeit der Amerikaner, die sie nicht nur, wie berichtet wird, das Vater Unser sprechen ließen, sondern auch ihnen ihre Kanzeln zur Verfügung stellten. So predigte der genannte Mozoombar in vielen christlichen Kirchen, z. B. am 3. September in der Plymouth-Kirche zu New-York, der ebenfalls erwähnte Nagarkar in der Unitarierkirche zu Davenport (Jowa), wo schon Rabbiner ihre Stimmen haben hören lassen dürfen, Nagarkar, Damarpála und Mozoombar, sowie zwei Japaner am 17. September in der Unitarierkirche Chicagos neben amerikanischen Pastoren und dem russischen Fürsten Wolkowsky, eine Toleranz, über welche sich die amerikanischen Zeitungen ganz enthusiasmiert äußerten. Kein Wunder, daß sich nach solchen Vorgängen eine Bewegung in Amerika geltend machte, die unter dem Namen der „universellen Kirche" „auf der breiten Grundlage der Humanität einen Tempel der Universal-Religion errichten will, die dem forschenden Geiste des Fortschritts ebensowohl, wie der helfenden Liebe geweiht ist", wie es in einem von dem Rabbiner Hirsch in Chicago, dem unitarischen Geistlichen Jones daselbst und einem Universalistenprediger in New-Jersey unterzeichneten Aufrufe heißt.

Nach alledem ist es nicht wunderbar, wenn infolge dieses Weltkongresses einerseits in Amerika das Interesse für die Mission erheblich nachzulassen begann, was nicht wenige Missionsgesellschaften auch an den geringeren Einnahmen spürten, andererseits viele Missionare Indiens ihr großes Bedauern über die üblen, ihnen fühlbaren Folgen jener Versammlung auszusprechen sich genötigt sahen. „Wie konnten", so sagte ein junger

(allerdings japanischer) Christ zu einem amerikanischen Missionar, „wie konnten amerikanische Christen nur solchen Mißgriff thun, daß sie eine Versammlung beriefen, welche das Christentum so schädigte und seinen Einfluß so untergrub"! Bischof Campbell aber, der diesem Parlamente beiwohnte, hat öffentlich sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er zu dem Plane seine Zustimmung gegeben, und Dr. Pierson schließt seine Besprechung des Kongresses mit der Bemerkung: „In Sa. Humanitarianismus, Unitarismus, Universalismus und Romanismus triumphierten auf dem Parlament, und wir können die Zeichen der Zeit nicht lesen". Auch die Miss. Rev. of the World übt eine herbe Kritik am Kongreß: „Er habe die Parole Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in laxity, apathy and compromise verkehrt, Veranlassung zum Lobpreis, ja zur Empfehlung des Islam gegeben, die Hindu und Buddhisten in ihrer Ablehnung des Christentums bestärkt, die Toleranz zur Gleichgültigkeit gestempelt, den Anspruch des Christentums als der einen Religion preisgegeben, eine Union proklamiert, die nur eine Konfusion sei, und der evangelischen Mission statt Förderung nur Hindernisse bereitet". „Je mehr ich die Früchte dieses blasphemischen Liebesfestes kennen lerne, desto mehr werde ich überzeugt, daß der Fürst dieser Welt sein eigentlicher Urheber gewesen ist".

Nach solchen Erfahrungen sollte man es nicht für möglich halten, daß es evangelische Christen geben könnte, die schon wieder ähnliche Unternehmungen in Aussicht nehmen. Und doch schlägt ein Dr. Crafts in Pittsburg für das Jahr 1900 „eine christliche, weltumfassende Feier vor, welche durch ein ganzes Jahr sich erstrecken und in einer Reise von 1000 Missionaren und christlichen Touristen um die Welt herum bestehen soll". Von Boston soll die Reise über New-York, Philadelphia (mit einem Kongreß über den Weltfrieden) und Washington nach San Francisco gehen, wo eine Versammlung der evangelischen Allianz stattfinden soll, dann nach Hawaii, Japan, China, Indien, Jerusalem, Griechenland, Rom, Paris und London. Der Methodistenbischof J. P. Newmann aber faßt ein Doppelparlament ins Auge, das eine bestehend aus christlichen Abgeordneten aller Denominationen, das andere aus Abgeordneten aller Religionen, also ganz ähnlich dem großen Chicagoer Kongreß. In jüngster Zeit aber hat ein katholischer Priester (Abbé Charbonnet), welchem bereits von seiten des französischen Großrabbiners Zadoc Kahn eine freudig zustimmende Antwort zu teil geworden ist, für die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 einen Weltkongreß nach Vorbild des Chicagoer vorgeschlagen, ein Vorschlag, der freilich alsbald auf Grund eines eingeholten Gutachtens des Pariser Erzbischofs den Widerspruch des Papstes erfahren hat. Nun, wir meinen, daß es bei den Vorschlägen bleiben wird: vestigia terrent (A. M.-Ztschr. 1893, 553 ff.; 1894, 91 f., 126, 186 f. Allg. ev.-luth. Kztg. 1893, 1041 f., 1053, 1124; 1894, 196 ff., 237, 286 f., 830 f., 1057 f.; 1895, 1218. Christl. Welt 1893, 1053 f., 1074 f., 1125 ff., 1148 ff., 1174 f.).

VI. Andere europäische Thorheiten.

Einen ähnlichen Eindruck, wie das berühmte Religions-Welt-Parlament dürfte auf den Buddhismus auch das bekannte bereits 1894 in dritter Auflage erschienene Buch von Nikolaus Notowitsch machen: La vie inconnue de Jésus Christ (Cartes et Illustrations Paris, Paul Allendorf) ein Buch, welches, alles geschichtlichen Wertes bar, voller Irrtümer und Geschichtswidrigkeiten, sich als das schlaue Machwerk theosophistischer und jungindischer Schwärmer und Fälscher entpuppt. Notowitsch, der im ersten Teile des genannten Buches seine angebliche Reise beschreibt, will von Rawalpindi, einer an der großen Bahnlinie Delhi, Lahore, Peschawer, Kabul, Bokhara gelegenen Stadt der

Pandschab, nach Ladak, einer am Indus gelegene Landschaft Kaschmirs, gereist sein und dort in der Nähe von Loh, der Hauptstadt dieses Landes, in einem großem Kloster Himmis gelegentlich seines dortigen durch einen Beinbruch veranlaßten unfreiwilligen Aufenthaltes auf zwei großen alten Bücherrollen mit vergilbten Blättern sein vielgerühmtes, angeblich in der Pali-Sprache verfaßtes Manuskript gefunden haben. Leider ist diese ganze Geschichte von seinem längeren Aufenthalte in jenem Kloster bereits als „frommer Betrug" durch eine Dame aufgedeckt worden, die in jenem Orte wohnt und in einen Brief an Max Müller in Oxford diesem mitgeteilt hat, daß man dort von einem russischen Reisenden gar nichts weiß, daß in den letzten 50 Jahren niemand mit einem gebrochenen Bein dort Aufnahme gefunden hat und daß man noch weniger etwas von einem Manuskript über das Leben Jesu-Issas wisse, ein Irrtum aber ausgeschlossen sei, da in jenes abseits von der Landstraße liegende Kloster nur selten jemand kommt und jeder Fremdenbesuch ein bedeutsames Ereignis ist, das man nicht so leicht vergißt. Auch hat der aus der badischen Revolution von 1848 bekannte Karl Blind (jetzt in London), der anfangs der Notowitsch'schen Entdeckung sympathisch gegenüberstand, durch eingezogene Erkundigungen beim obersten Lama jenes Klosters und bei den Missionaren Weber und Schald in Leh informiert, festgestellt, daß das Werk eine Fälschung ist. Es sind Protokolle aufgenommen, vom Lama unterschrieben und an Max Müller in Oxford gesandt worden, durch die deutlich das ganze Lügengewebe enthüllt wird. Außerdem giebt es nach Max Müllers Ausführungen in der Nineteenth Century (1894 Heft 10) vollständige Kataloge über alle einigermaßen wichtige buddhistische Manuskripte und Bücher in Tibet und China, so daß es ganz unbegreiflich wäre, warum gerade eine solche wichtige Handschrift ausgelassen worden sein sollte. Von derselben Feder werden wir in derselben Zeitschrift demnächst einen neuen, Notowitsch an den Pranger stellenden Artikel zu erwarten haben. Aber auch der zweite Teil des Buches, der einen Überblick über die Geschichte Israels und dann die eigentliche Lebensbeschreibung des angeblich von den dortigen Buddhisten verehrten, aber dem Volke unbekannten Issa bietet, ist abgesehen von dem durchaus nicht tibetanischen oder indischen Stile so voll innerer Widersprüche, daß für jeden Kundigen die Fassung auf der Hand liegt. Danach soll Jesu-Issa der Sohn einer armen, aber frommen israelitischen Familie, im Alter von 13 Jahren mit Kaufleuten nach Indien entflohen, dort von den Aryas, den Brahmanen, den Buddhisten unterrichtet, nach Persien gegangen und nach verschiedenen Streitigkeiten, dort wegen der Lehre der Veden, hier wegen der Zoroasters, als 29jähriger Mann in die Heimat zurückgekehrt sein, um daselbst als Volksaufwiegler gekreuzigt zu werden. Wunderbar ist bei dieser Darstellung besonders, daß die Schuld des Pilatus und des Hohenrats gänzlich umgekehrt wird (jener allein ist Schuld an Christi Kreuzestod, diese finden keine Schuld an ihm), und daß die Lüge vom Leichendiebstahl, in der Pilatus mit hineingezogen wird, von neuem in veränderter Form wiederkehrt. Es mutet uns Notowitsch im dritten Teile seines Buches, in dem er sein Geschichtsbild von Jesus der buddhistischen Wissenschaft und der christlichen Überlieferung gegenübergestellt, viel zu, wenn er uns glauben machen will, daß das von ihm herausgegebene Nachwort eine größere Glaubwürdigkeit verdienen, als die Bibel. Ganz unmöglich machen das schon die zahlreichen Anachronismen, die ihm in seiner Unkenntnis unterlaufen. Wie kann z. B. Jesu den Tempel des Dschapganath bei Orissa besucht haben, da dieser doch erst um das Jahr 1100 nach Christus entstanden ist, von der indischen Trinitätslehre, der Trimurti, die erst um das Jahr 1400 sich ausgebildet hat, und dem Verdanta, die beide in ganz falsche Zeiten versetzt werden, gar nicht zu reden. Aber wenn solche Arbeiten — wir rechnen hierher auch die populari-

sierten Seydel'schen Forschungen von Seiten Hübbe-Schleidens (Jesus ein Buddhist? u. s. w.) — in die Hände der leichtgläubigen und phantastischen Inder geraten und mit indischer Geschicklichkeit ausgenutzt werden, so dürfte darin ein weiteres Hemmnis für die Ausbreitung des Christentums in Indien liegen.

Was wir von Notowitsch gesagt haben, gilt vollends von dem allerdings nur 19 Seiten langen Essay des Dr. Adolf **Brodbeck**: Leben und Lehre Buddhas, des indischen Heilands, 600 Jahre vor Christo, Zürich, 1893, Verlags-Magazin. Brodbeck, der übrigens auch in Chicago als Redner aufgetreten ist und der Gründer einer neuen modernen Religions-Gemeinschaft werden möchte, gibt nach den „gründlichen Forschungen von ersten Autoritäten", die er aber nicht nennt, nach langen Ausführungen über die wahre Religion und dergl., die über ein Dritteil des ganzen Schriftchens ausmachen, einige Parallelen im Leben und in der Lehre Gautamas und Chrsti, um sie „ehrlichen Leuten zum Nachdenken vorzulegen", und die Lehren und Einrichtungen der christlichen Kirche als den Buddhisten gestohlen hinzustellen. Er ist im ganzen geneigt, diesen ungeheuerlichsten, weltgeschichtlichen Betrug hauptsächlich den Juden (die überhaupt in seiner Schrift nicht gut wegkommen) in die Schuhe zu schieben, da „diese ja sogar die Gottheit zum Lügner und Betrüger machen wollen beim Auszug aus Ägypten", und wagt es, von einem 1800 Jahre lang im Vatikan gehüteten Geheimnis vom wahren Ursprung der christlichen Religion zu sprechen, womit er sich selbst und seine Leistungen wohl genügend charakterisiert.

Dagegen vermögen wir in **Subhadra Bhikschus** „buddhistischem Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gotamo" (VII und 83 Seiten, 4. Aufl., Braunschweig, Schwetzschke & Sohn 1894), in dem in 174 Fragen und Antworten in kurzer, übersichtlicher Form ein Bild von Buddhas Leben und Lehre gegeben wird, um das christliche Abendland für den Buddhismus zu gewinnen (die Einleitung schließt mit dem Wunsche: „Und so möge denn das Licht der welterleuchtenden Wahrheit, das aus dem fernen Osten, woher ja alles Licht stammt, jetzt seine Strahlen in das westliche Abendland hinübersendet, sich siegreich ausbreiten zum Heile, zur Erlösung für jedermann"), keine Gefahr für das Christentum und die Mission zu erblicken. Mag immer Buddhas Lehre und Leben bekannt werden, es wird nichts schaden, das Evangelium und das Leben Jesu werden ihnen gegenüber allezeit hoch und herrlich bleiben.

Wie sollten aber die Buddhisten Indiens nicht irregeführt werden, wenn englische Dichter, wie Sir Edwin Arnold[1]) in einem längeren Gedichte (The light of Asia) es gethan hat, Buddha als Licht Asiens so verherrlichen und den Buddhismus, diese „Darlegung göttlicher Wahrheit" so feiern, daß sagar Engländer und Amerikaner sich hierdurch blenden lassen? Wie sollte das leicht erregbare Selbstbewußtsein jener sich nicht steigern, wenn sie hören, daß englische Gräfinnen in stattlicher Anzahl (10) zum Buddhismus übertreten? daß englische Geistliche, wie Leadbitte, englische Damen, wie Frl. Flynn, christliche Amerikaner, wie Powell, sich in Ceylon feierlich in die Gemeinschaft

[1]) Daß Arnold es keineswegs darauf abgesehen hat, für den Buddhismus Propaganda zu machen, sondern lediglich im Ausdruck seiner Bewunderung Buddhas zu weit gegangen ist, geht schon daraus hervor, daß er nicht lange nach der Veröffentlichung des „Lichtes von Asien" (1891) als Gegenstück zu diesem Gedichte unter dem Titel „The Light of the World" (das Licht der Welt) ein Epos über Christus veröffentlicht hat, in welchem er sich besonders an die Buddhisten wendet (darauf lassen schon die vielen indischen Worte schließen, die er einfließen läßt), um ihnen die Superiorität des christlichen Religionsstifters gegenüber dem ihrigen nahezulegen. Aber die bedenklichen Folgen des ersten Gedichtes bleiben bestehen.

der Buddhisten aufnehmen lassen? Nach dem evangelisch-lutherischen Missions-Blatt (1890, 15 f.) hielt der Zuletztgenannte bei Gelegenheit dieser feierlichen Aufnahme, die vom buddhistischen Oberpriester unter Beistand von 11 in gelben Oberkutten gekleideten Mönchen vollzogen ward, eine Rede über seine „Bekehrung zum Buddhismus", in der er erzählte, daß er schon 40 Jahre zuvor als Kind durch das Bild Buddhas, das er in einem Buche aus seines Vaters Bibliothek gefunden, sich angezogen gefühlt habe, daß er trotz seiner streng kirchlichen Erziehung und trotz dem Wunsche seiner Eltern, die ihn für den geistlichen Stand bestimmt hatten, dem Agnostizismus verfallen und schließlich durch das Gedicht Arnolds veranlaßt worden sei, ein Buddhist zu werden.

Geradezu verderblich muß es auch wirken, wenn Männer, wie der bekannte englische Gottesleugner Bradlaugh in Indien das große Wort führen. Dieser wurde beim fünften indischen Nationalkongreß in Bombay gelegentlich der Beratung und Annahme seines Vorschlages, eine Volksvertretung in der indischen Regierung anzubahnen, als „der Löwe des Tages" durch großartige Versammlungen, Dankadressen von 37 Städten Indiens gefeiert und nach dem Kongreß durch eine aus Europäern, Halbeuropäern und Eingeborenen bestehende Deputation als Vorkämpfer des (antichristlichen) Freisinns mit einer Ansprache begrüßt, in der man u. a. sagte: „Wir haben, angefeuert durch ihr Vorbild, die Religion der Humanität angenommen, deren Glaubensbekenntnis in dem einen Satze besteht: „Die Welt ist mein Vaterland und Gutes thun ist meine Religion", in der er gebeten wurde, durch Aussendung von Predigern seiner Richtung dazu mit beizutragen, daß seine freisinnigen Anschauungen in Indien immer weiter verbreitet würden, und in der ihm versichert wurde, daß sie bereit seien, allen Aberglauben, inländischen und ausländischen, über Bord zu werfen, und daß seine Schriften, wie die anderer englischer Freigeister Tausenden von Studenten in allen Teilen Indiens bekannt seien. Daß von antichristlichen Zeitungen Indiens mit Vorliebe die Worte europäischer, namentlich auch deutscher Gelehrten angeführt werden, sei hier nur nebenbei bemerkt. — Die Kunde von solchen Übertritten und solchem Auftreten dringt auch in die entlegensten Gegenden; sogar die Missionare in den weltfremden Bergthälern des Himalaya berichten davon, wie ihnen dort bisweilen triumphierend entgegengehalten wird: „In Europa giebt es Menschen, welche das Christentum aufgeben und Buddhisten werden", und sie mit bedeutsamen Blicken gefragt werden, ob das wirklich Thatsache sei.

Überaus traurig aber ist es, daß von Europa aus auch dadurch dem Heidentum Vorschub geleistet wird, daß hier nicht nur Götzenbilder für Indien angefertigt werden — das ist ja schon seit längerer Zeit bekannt, — sondern auch bunte Farbendruckbilder, die anstößige Dinge aus der indischen Göttersage zur Darstellung bringen. Wenn am Fuße der Bilder steht: Printed in Germany (gedruckt in Deutschland), so möchte es wohl genauer heißen: gedruckt in Berlin, da von hier aus ein derartiger Handel schon etliche Jahre getrieben wird und zwar von denselben „Kunstanstalten", die ganz ebenso christliche Bilder anfertigen lassen, ein trauriger Beweis dafür, wie jüdischer und heidnischer Geschäftsgeist auch sogenannte christliche Firmen ergriffen hat.

Es möge gestattet sein, hier zum Schluß ein Beispiel von deutsch-evangelischer Gesinnungstüchtigkeit eines Reisenden zu berichten, die in einem um so schöneren Gegensatz zu den früher erwähnten Gesinnungslosigkeiten der meisten evangelischen Reisenden steht, als es ein deutscher Fürst ist, der auch in Indien von seinem Glauben Zeugnis abgelegt hat. Herzog Heinrich von Mecklenburg nämlich, der kürzlich Indien bereist hat, hat noch vor seiner Ankunft in Madras den deutschen Konsul davon in Kenntnis gesetzt, daß er den Senior der Leipziger Mission zu sprechen wünsche, und hat sich dann von dem telegraphisch von Trankebar herbeigerufenen Senior Pamperrien die Kirchen und Schulen der

evangelischen Gemeinde zeigen, sich auch von deren eingeborenen Pastor, Bakkalaureus Davasagayan Püllei, mit einer deutschen Ansprache begrüßen lassen und lebhaftes Interesse an der Entwicklung der Gemeinde zur großen Freude derselben bekundet. — Möchten doch die Europäer endlich lernen, in ihrer Bewunderung der buddhistischen Religionsformen, Gründer, Tempel, Gebräuche vorsichtiger und zurückhaltender zu werden und es verlernen, ihren Glauben in falscher Scham und Scheu oder sträflichem Leichtsinn zu verleugnen. Solches Verhalten der Europäer bringt der Mission unendlichen Schaden. (Ev.-luth. Miss.-Bl. 1890, 14 ff., 76 f. Miss.-Bl. der Brüdergem. 1891, 214. Christl. Welt 1894, 481 ff.) 1086; Deutsches Prot.-Bl. 1894, 154 f.) 180 ff.; Allg. ev.-luth. Kztg. 1895, 31 ff., 287, 885 f.; Ztsch. f. prakt. Theol. 1894, 381 f.) (Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Goßners Mission unter den Kols in Britisch-Ostindien hat im verflossenen Jahr ihr 50 jähriges Jubiläum gefeiert. Am 2. November 1845 schlugen die vier ersten Sendboten bei Ranschi, der Hauptstadt der bengalischen Provinz Tschutia Nagpur ihr Zelt auf, und gegenwärtig besteht dort schon eine Heidenchristengemeinde aus über 40 000 Seelen. An diesen arbeiten auf 10 Stationen 23 Missionare, 19 eingeborene Pastoren, 200 Katechisten, 100 Lehrer. Die Gemeinden und einzelnen Familien sind über 1150 Dörfer verbreitet. Gewiß ein reich gesegnetes Werk; aber ein Werk harter, mühevoller Arbeit und vieler Geduld! Wie schwer war schon der Anfang! Erst nach fünf Jahren konnten die ersten Taufen gemeldet werden. Und welche Stürme sind über das Werk dahingebraust und haben es in seinen tiefsten Tiefen erschüttert, als es dann schnell wuchs und bald eine stattliche Zahl von Bekennern zählte! Der erste Schlag war der Militäraufstand 1857. Die Missionare mußten ihre Stationen verlassen, alle Gebäude wurden von den haßerfüllten Hindus und Mohammedanern geplündert. Einige Missionare kehrten entmutigt nach Europa zurück, die, welche ihren Posten wieder einnahmen, wurden von ihren Christen mit Jubel begrüßt. Und herrlich gedieh das Werk in der folgenden Zeit; aber bald schlichen sich unter den Missionaren Unregelmäßigkeiten ein, dazu kamen Zwistigkeiten, Hader und Streit. Wir sind im Jahre 1867. Die (wohl von Miss.-Insp. Plath herausgegebene) Festschrift, der wir obige Angaben entnommen haben, berichtet: „Bisher (d. h. 22 Jahre) war alles nach ‚ungeschriebenen Gesetzen‘ geordnet und geregelt worden, und ein der Mission so wohlanstehendes patriarchalisches Verfahren hatte . . . Platz gehabt“. Man erkannte aber, daß es nicht so weiter gehen könnte, und so wurde denn ein für alle Missionare verpflichtendes Organisationsstatut ausgearbeitet. Inspektor P. Anforge nahm es mit nach Indien. Als er in Ranchi anlangte, fand er die 12 Missionare in zwei gleich starke Parteien geschieden. Jede Vermittelung war vergeblich. Die 6 älteren Missionare, welche die bisherigen Formen beibehalten wissen wollten, traten aus und, was das betrübendste ist, sie trugen die Spaltung in die Gemeinde. Sie schlugen ein großes Zelt zu Gegengottesdiensten auf und machten alle Anstrengungen, die Gemeinde für sich zu gewinnen. Aber nur eine Minderheit folgte ihnen, bald traten sie in die Dienste der halbrömischen Society for the propagation of the Gospel, die nun auch unter den Kols zu missionieren begann. Die Spaltung suchte sich die römische Kirche zu Nutzen zu machen. Und so sind sie gekommen, die alten Gegner des lutherischen wie des anglikanischen Glaubens, und sind nicht allein zu den Heiden gegangen, sondern auch zu den Christen, und haben sich jedes Mittel erlaubt, diese zum Übertritt zu bewegen.

Während der letzten 20 Jahre zeigt die Kolsmission eine größere Stetigkeit in ihrer Entwicklung; und wenn sie auch hier noch manche Krisis zu überstehen hatte, nichts hat das stetige Fortschreiten ihres Werkes hemmen können. Und so wünschen auch wir ihr an dieser Stelle weiteres gesegnetes Gedeihen. Möge auch die letzte Krisis, ihr Mangel an ausreichenden Mitteln, bald überwunden werden! H. Lehmpfuhl.

Die Thüringer Missionskonferenz

fand auch in diesem Jahre wieder, wie alljährlich, am letzten Mittwoch im Juni in dem kleinen altenburgischen Städtchen Roda statt und erfreute sich eines guten Besuches, besonders von seiten weimarischer, altenburgischer und preußischer Geistlicher; aber auch Lehrer, Landwirte und eine stattliche Anzahl Damen waren vertreten. Die Präsenzliste wies im ganzen 171 Namen auf. Hatte die vorjährige Konferenz den Zweck gehabt, die Theilnehmer einen tiefen Blick in die Missionsarbeit der Brüdergemeine thun zu lassen, so war es die Aufgabe dieser Konferenz, über die Leipziger Missionsgesellschaft und ihre Thätigkeit zu orientieren. — Nach einer biblischen Ansprache des Seminardirektors Besser aus Altenburg über die 3 letzten Verse der Epistel des vorausgegangenen 2. Trinitatissonntags (1. Joh. 3, 16—18), in der er besonders die Frage: Hast du die Heiden lieb? recht eindringlich behandelte, gab der Vorsitzende, Pfarrer Kurze aus Bornshein bei Altenburg, einen kurzen Überblick über die bisherigen 10 Thüringer Missionskonferenzen, die seit 1886 in Roda stattgehabt, wies auf die mancherlei Anregungen hin, die hier von Männern, wie Warneck, Grundemann, Zahn, Nippold u. a. ausgegangen, und auf die immer steigende Teilnahme an den Konferenzen, gab nach Vahl eine statistische Übersicht über den jetzigen Stand der Mission (im ganzen giebt es jetzt 331 Missionsgesellschaften, 5638 Missionare, 2893 unverheiratete Missionsarbeiterinnen, 4074 eingeborene Geistliche, 1091124 Kommunikanten, eine halbe Million Schüler, 2 479 521 Pfd. Sterl. = 49 590420 M. Missionseinnahme) und fordert zu eifriger Teilnahme an dem großen Werke auf.

Alsdann hielt Missionsdirektor v. Schwartz aus Leipzig einen längern, eingehenden, durchaus maßvollen und nüchternen Vortrag über „das höhere Schulwesen in Indien und das Verhältnis, in dem die Mission zu ihm steht", der so sehr den Grundsätzen unseres Vereins entsprach, daß Pfarrer Schmiedel, der übrigens von gleichen Erfahrungen aus Japan berichtete (er führte besonders die Doshisha in Kyoto und Meiji-Gakuin in Tokyo an), seiner besonderen Freude Ausdruck geben konnte. Aus dem umfangreichen und interessanten Vortrag, der in der Allgemeinen ev.-luth. K.-Ztg. 1895 S. 899 ff. im Druck erschienen ist und dessen Lektüre wir sehr empfehlen können, heben wir nur hervor, daß eine starke Strömung in den Missionsgesellschaften vorhanden ist, welche die gewaltigen Missionskräfte und Geldmittel, die alljährlich das höhere Schulwesen verschlingt, bedeutend herabmindern möchte, um sie für andere Missionsunternehmungen frei zu haben, zumal da der augenblickliche Erfolg ein sehr geringer ist. v. Schwartz erklärte sich für Beibehaltung der höheren Missionsschulen, besonders wegen der allmählichen sauerteigartigen Wirkung des Evangeliums auf die künftigen Beamten, die aus den Regierungsschulen fast nur als Skeptiker und Atheisten hervorgehen. Wenn einst die Stunde schlägt, dann werden die in den Missionsschulen gebildeten Beamten vorangehen im Bekenntnis zu Christo.

Den folgenden Vortrag hielt Missionar Päsler aus Plauen über „die Leipziger Missions-Expedition nach dem Kilimandscharo", die unter seiner Leitung in der Zeit vom 14. September bis zum 5. Oktober 1893 stattgefunden hat. Da ein großer Teil seiner Ausführungen aus dem Allgemeinen ev.-luth.

Miss.-Blatt (Abonnement jährlich 1,20 M.) und aus den „Lichtstrahlen im dunklen Erdteile" Nr. 1—2 (Von Mombasa nach dem Kilimandscharo, 60 S., 30 Pf., Leipzig 1895, Selbstverlag der ev.-luth. Miss.) und Nr. 4 (Kwarango, die 1. Station der Leipz. ev.-luth. Miss. in Deutsch-Ostafrika, ebendaselbst, 32 S. mit einer Karte, 15 Pf.) bekannt oder leicht zugänglich ist, so können wir uns wohl ein Referat ersparen.

Zahlreiche Schriften der Leipziger Miss.-Ges. u. a. wurden verkauft und Einladungen zum Abonnement auf den jetzt eben erschienenen Grundemannschen Missionsatlas verteilt. Wohl befriedigt verließen die Mitglieder die anregende Versammlung, die wie gewöhnlich mit Gesang und Gebet eröffnet und geschlossen wurde.

Buttstädt. A. Schillbach.

Litteratur.

Kausch, H. Missionsinspektor und Missionar **F. Hahn.** 50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission mit erläuterndem Text und Karte. Zum fünfzigjährigen Jubiläum dargeboten und herausgegeben. Buchhandlung der Goßnerschen Mission. Berlin-Friedenau. (1894) 110 S. und 50 Bilder, gebunden 4 M.

Zwei Missionsjubiläen brachte uns das Jahr 1895, das 100jährige der Londoner und das 50jährige der Goßnerschen Missionsgesellschaft. Letztere hat den glücklichen Gedanken gefaßt, zum Gedächtnis an dieses Jubiläum und zugleich wohl auch, um sowohl der finanziellen Not, in der sich seit etlichen Jahren Berlin II. befindet und die zu wiederholten Hilferufen Veranlassung gegeben hat, etwas aufzuhelfen, als auch weitere Kreise für ihr Missionswerk zu interessieren und zu erwärmen, ein Missions-Bilderbuch in größerem Stile herauszugeben, an dessen Hand man einen trefflichen Überblick über den gesamten Missionsbetrieb der Gesellschaft gewinnt, der in der That wohlgeeignet erscheint, Interesse und Sympathien zu erwecken. Ein gelungeneres Missions-Bilderbuch, das sich noch dazu durch Wohlfeilheit auszeichnet, ist dem Unterzeichneten nicht bekannt geworden. Die Auswahl der meist trefflich gelungenen und deutlichen Bilder, sowie die Anordnung des Ganzen ist gut. Die 1. Abteilung berichtet in 2 Bildern von der Mission daheim, die 2. in 8 Bildern von den heidnischen Kols und ihrem Lande, die 3. in 40 Bildern von der Missionsarbeit unter den Kols und zwar A. von der Arbeit unter den Heiden, B. von der Arbeit in der Gemeinde, C. von den Ausbildungs-Anstalten, D. von den eingeborenen Helfern, E. von der dienenden Liebe, F. von der Ruhe nach der Arbeit. Die beiden ersten Bilder bringen die bekannte Darstellung des „Vaters Goßner" und eine getreue Abbildung des neuen Missionshauses in Berlin-Friedenau mit Beschreibung. Geleitet von Bildern, die einen Flußübergang, Kols auf der Dreschtenne, heidnische Frauen im Dorfe, tanzende Kols, den bará-Lál und die sozialen Bedrücker, den Raja von Udaipūr darstellen, gewinnt man dann einen Einblick in die Flora und Fauna, die Schönheiten und Gefahren, die Bebauung und Kultur des Landes, die Wohnung und Kleidung, die Gewohnheiten und Arbeiten, Festlichkeiten und Schmuckgegenstände, sowie die Not und die Bedrücker des Volkes. Im folgenden werden uns zumeist Bilder von Missionsanstalten, Kirchen und Kapellen, Schulen und Seminarien, Asylen und Krankenhäusern geboten, vor denen bekannte und unbekannte Personen stehen, sitzen, liegen, dazwischen Bilder aus dem Reise- und Zeltleben, von Boyarpredigten und Reisegottesdiensten unter

Bäumen und auf Dorfstraßen, Darstellungen von heidnischen Sprachlehrern und christlichen Bauern, von Schülern (Mädchen und Knaben) und Seminaristen, von einzelnen Lehrern und Pastoren, Gemeindeältesten und Katechisten. Durch die Beschreibung einzelner Personen, die besonders hervorgehoben werden und deren Lebensgeschichte man in großen Zügen erfährt, gewinnt die Darstellung ungemein an Anschaulichkeit, und wird das Interesse lebhaft erweckt. Den Schluß bildet der Friedhof von Ranchi, der Hauptstation der Goßner'schen Mission, der mit seinen Kreuzen und Grabsteinen einen durchaus christlichen Eindruck macht und manche traurige Kunde bringt von der Treue junger und älterer Missionare, die ihr Leben draußen für ihren Heiland gelassen, von englischen Beamten und Soldaten, aber auch von eingebornen Christen. Beigegeben ist dem Album eine Karte, ein Geschenk des bekannten Missionsgeographen Dr. Grundemann, entnommen dem im Verlage der Calwer Vereinsbuchhandlung (Dr. Gundert) in Stuttgart erscheinenden „Neuen Missions-Atlas“ desselben, welches Werk auch wir angelegentlich empfehlen. Es ist schade, daß die Namen des Textes und der Bilder mit denen der Karte bisweilen nicht übereinstimmen: Abgesehen von den gelegentlich der Inhaltsangabe angeführten Unterschieden (ch des Textes = tsch der Karte, j des Textes = dsch der Karte, wie Ranchi = Rantschi, Chainpur = Tschainpur) finden sich folgende Differenzen: S. 13 Subarnrakha gegen Subarnrikha der Karte, S. 35 Chakrdharpur gegen Tschakradharpur, S. 52b, 57, 73 Chaibassa gegen Tschaibasa, S. 55 und sonst Goßmrpur gegen den alleinigen Namen Govinpur, S. 61 Raophunathpur gegen Ragonathpur. Auch sonst bleibt die Orthographie sich nicht immer gleich. So wird auf Bild 9 Bara-Lal, auf S. 29 dagegen bará Lál geschrieben, auf Bild 16 Pandit, S. 41 Pándit, auf Bild 10 Udaipur, S. 27 Udaypur, S. 59 und 60 steht Tarkama wiederholt für Tákama, S. 28 Commissionärs für Commissionars. Bisweilen könnte die Lage der genannten Ortschaften genauer angegeben sein, damit das Auffinden derselben auf der Karte leichter vor sich gehen kann. Referent hat z. B. trotz allen Suchens Chati nicht finden können. Bequemer wäre es auch, wenn die Bilder so angebracht wären, daß man nicht gezwungen ist, ein oder zwei Blätter umzuwenden, um bezeichnete Personen zu suchen. Doch das sind nur kleine, sehr nebensächliche Ausstellungen, die bei einer etwaigen späteren Auflage des Albums mit Leichtigkeit gehoben werden können. — Aber nicht nur in den angeführten Gegenständen wird man orientiert, nebenbei gewinnt man auch einen Einblick in allerlei andere Dinge, z. B. in die ja auch von andern Missionsgebieten her bekannte wenig noble Missionsmethode der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, die mit bewußter Verletzung der Missionary comity sich in die Arbeitsfelder anderer evangelischer Missionsgesellschaften eindrängt (S. 54), in die Leichtfertigkeit und Hinfälligkeit der römischen Mission des berühmten Pater Lingens, der im Vorbeireiten vom Pferde herab mit einem Fläschchen viele einst getauft hat (494), in das planmäßige Vordringen der Jesuiten auch in das Goßnersche Missionsgebiet, das sie mit ihren großen Geldmitteln, ihrem bedeutenden Arbeiterpersonal und ihren Köder- und Bestechungs-Praktiken oft erfolgreich ins Werk setzen (58, 62), die mancherlei Geschenke an die Mission durch König Friedrich Wilhelm IV. (58) und andere (59), in die von wilden Tieren drohenden Gefahren (60), in das Treiben wunderlicher Heiligen (62), in die innere Ausstattung der indischen Kirchen sonst und jetzt (65), den Predigtinhalt (66 f.), Gesänge (68), Feste und Opfer (68), gewiß ein recht mannigfaltiger Inhalt mit vielen Anregungen! Möchte das Buch recht viele und fleißige Leser finden und der Goßnerschen Mission neue und treue Freunde erwecken! Sie bedarf ihrer und ist sie wert. Auf dem Friedhofe zu Ranchi befindet sich noch ein heidnischer Götzentempel, aber

dieser Tempel ist zu einer christlichen Grabkapelle geworden, und sein Dach schmückt das Kreuz Christi (108). Mögen immer mehr Arbeiter hinausgehen in das Land der Kols, damit die große Ernte, die dort winkt, auch glücklich eingebracht und geborgen werde, auf daß das Kreuz Christi unbestritten siegreich sich erhebt auf den Trümmern des dahingesunkenen Heidentums auch in jenem Lande!

Buttstädt. A. Schillbach.

Fries, W., Dr., Direktor der Franckeschen Stiftungen, Geschichten und Bilder aus der Mission. Unter Mitwirkung von Dr. Warneck. H. 13. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1895. 32 S. Preis 25 Pf.

Die alljährlich in Einem Hefte erscheinenden „Geschichten und Bilder aus der Mission" bedürfen keiner weiteren Empfehlung. Sie haben ihren festen Abnehmerkreis und gewinnen immer neue Freunde. Das soeben erschienene 13. Heft enthält wie gewöhnlich ein kurzes Geleitswort von Warneck, dem das von P. Graßmann-Sanzkow verfaßte Lebensbild einer „Heldin unter den Missionsfrauen": Christine Coillard von der evangel. Missionsgesellschaft von Paris, die ihrem Ehemann auf seinen beschwerlichen Missionswegen in Südafrika gefolgt und bei ihm treu ausgehalten, bis sie, geistig und körperlich den Anstrengungen nicht gewachsen, selig heimging (1891). Schließlich finden wir eine Schilderung der „Gefahren und Siege der Mission auf den Neuhebriden" aus der Feder des Pastors Strümpfel, in welcher dieser die Thätigkeit des Missionars, jetzigen Präsidenten der Presbyterianerkirche von Viktoria in Australien John Paton auf Tanna und Aniva beschreibt. Beides ist interessant geschrieben und liest sich gut. Wir empfehlen auch dieses Heft, welches auch einen Holzschnitt (Rast in Leschane) und ein eingedrucktes Bild (Häuptling in Tanna) enthält, besonders zum Vertrieb in der Gemeinde und auf den Missionsfesten. Wann aber wird wohl endlich das Versprechen des Neudrucks der ersten Hefte, auf dessen Erfüllung wir nun schon so manches Jahr gewartet haben, eingelöst werden?

Buttstädt. A. Schillbach.

Kurze, G. Wie die Kannibalen von Tongoa Christen wurden. Ein Blatt aus der Missionsgeschichte der Neuhebriden. Leipzig, Akademische Buchhandlung 1894. 111 S. 1 M.

Das ist das erste größere Buch, mit dem der als Missionsschriftsteller schon lange rühmlichst bekannte Gründer und Leiter der „Thüringer Missionskonferenz" in Roda, S.-A. an die Öffentlichkeit tritt. Mir hat die Lektüre von Anfang bis zu Ende Freude bereitet; das mag seinen Grund haben in der Frische der berichteten Thatsachen und in der Unmittelbarkeit der Quellen. Berichtet doch Verfasser „nach den eigenhändigen Aufzeichnungen des Missionars O. Michelsen". Der Inhalt des Buches ist ein hochinteressanter Ausschnitt aus der neuesten Missionsgeschichte, der darum so ansprechend ist, weil das schwierige Werk der Bekehrung der Kannibalen auf Tongoa von demselben Manne angefangen und mit Gottes Gnade glücklich zu Ende geführt worden ist. Die Erzählung schließt sich natürlich an die Fortschritte des Missionswerks an, aber doch zwanglos; hie und da findet sie einen Ruhepunkt, von dem Land und Leute betrachtet werden. Die Sprache ist schlicht, ohne Phrase gehaltvoll. An die breiten Schichten des Volkes herangebracht, wird das Buch sich viele Freunde erwerben.

Neustadt a. Orla. Diak. Wünscher.

Warneck, Dr. G., Missionsstunden. 1. Band: Die Mission im Lichte der Bibel. 4. verm. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1895. Preis 4 M. 20 Pf. 350 S.

Bereits im 1. Jahrg. unserer Z. M. R. (1886, S. 170 ff.) haben wir die wertvollen Beiträge Dr. G. Warnecks in seinen „Missionsstunden" zur Missionskenntnis und zum Missionsverständnis gewürdigt und auf sie als eine fast unerschöpfliche Fundgrube brauchbarsten Missionsmaterials hingewiesen. Nunmehr liegt der 1. Band dieser Missionsstunden, der „die Mission im Lichte der Bibel" behandelt, bereits in 4. Auflage vor. Dr. Warneck hat gerade an diesem Band wenig geändert, obwohl er seit seinem ersten Erscheinen 17 Jahre älter geworden ist und in dieser Zeit „an Missionskenntnis und -Verständnis manches hinzugelernt hat". „Aber der biblische Grund, auf dem ich stehe", so fährt Dr. Warneck fort, „ist derselbe geblieben und auch an der Form, welche diese missionsbiblischen Betrachtungen ursprünglich getragen haben, habe ich nichts ändern wollen, weil ich fürchtete, ihrem einheitlichen Geist und vielleicht auch ihrer jugendlichen Frische dadurch Eintrag zu thun." Dr. Warneck entwickelt in diesem Bande die Missionsgedanken der Bibel, deren unverbrüchliche Autorität ihm zunächst als eine von außen gegebene erscheint, von ihm aber auch innerlich erfaßt und begründet wird. Überall stellt er die Mission in den Zusammenhang der Heilsgeschichte und der Heilslehre hinein, — es fehlt auch in diesem 1. Bande nicht an religionsgeschichtlichen Erörterungen über die Notwendigkeit und Berechtigung der christlichen Mission, so namentlich in der neu eingefügten Barmer Festpredigt aus dem Jahre 1892 über Röm. 1, 14—17: „Die Rechtfertigung durch den Glauben und die Mission". Weniger bedeutend sind die neu aufgenommenen Betrachtungen über das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus und die Überschrift über dem Kreuz, in denen ein tieferes Eingehen auf die sich in Überfülle darbietenden Missionsgedanken des Textes vermißt wird. Die statistischen Angaben sind bis auf die Gegenwart fortgeführt. W. zählt etwa 4000 evangelische Missionare, 3 Mill. Heidenchristen, 3 Mill. Mark Missionsbeiträge aus Deutschland und der Schweiz, 36 Mill. Mark aus England und Amerika. „Noch immer nimmt die Mission die Stellung eines kirchlichen Almosens ein". Die Kaiserswerther Anstalten allein hatten eine Jahreseinnahme von etwa 8 Millionen Mark. Auch die illustrierenden geschichtlichen Mitteilungen sind berichtigt und ergänzt. Die Bemerkung über die Unfruchtbarkeit der Vertreter der sog. „freien Theologie" auf dem Missionsgebiete, die sich noch in der 2. Aufl. auf S. 189 befand, ist wohl infolge der Äußerung unseres Rezensenten in Z. M. R. 1886, S. 171 schon in der 3. Aufl. gestrichen, und wir nehmen gern die Gelegenheit wahr, zu bekennen, daß wir uns bei der Missionsarbeit eins wissen mit Dr. Warneck und allen anderen Missionsfreunden im Gehorsam gegen den Befehl unseres Herrn und Meisters. Aus der Seele ist auch uns das treffliche Wort Warnecks gesprochen (S. 240): „Es ist ein großer Unterschied, ob ich sage: Jesus Christus ist ein Herr oder er ist mein Herr. Dieser eine kleine Buchstabe **m** bewirkt eine große Veränderung; er weiß, daß das Wort Jesu in mir eine Triebkraft zum Gehorsam wird und zwar zum willigen, fröhlichen Gehorsam". Th. Arndt.

Grundemann, Dr. R., Neuer Missionsatlas mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Missionen. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 1896. Preis 8 Mark.

Dieser „Neue Missionsatlas" des bewährten Missionskartographen Dr. R. Grundemann ist ein wahres Meisterstück, was Genauigkeit, Übersicht

und Vollständigkeit des Missionsmaterials anbetrifft. Auf 35 Karten, darunter mehrere doppelseitig, in Groß-Quartformat ist ein abgerundetes Bild von der gegenwärtigen Ausdehnung der Mission gegeben. Den Übersichtskarten der Erdteile sind Spezialkarten beigegeben, so orientieren z. B. über die Mission in Afrika 10 Karten, die durch übersichtliche, klare Zeichnung und Bearbeitung des neuesten geographischen Materials volle Anerkennung finden werden. Dieses neueste kartographische Werk Dr. Grundemanns hält die Mitte zwischen dem großen Missionsatlas von 72 Blättern (1867—70) und dem kleinen Missionsatlas (2. Aufl. 1886), der mit seinen 12 Karten nur ein dürftiges Hilfsmittel bei den Missionsstudien bot. Grundemann schildert im Vorworte die ungeheueren Schwierigkeiten und Kosten, die die Herstellung eines neuen Kartenwerkes nach dem Plane des großen Missionsatlasses verursachen würde, und wie bisher auch alle Pläne, einen ähnlichen Atlas in englischer Sprache herauszugeben, gescheitert sind. — Die einzelnen Missionsstationen hat Grundemann auf seinen Karten durch die Signaturen der Missionsgesellschaften kenntlich gemacht. Unserem Missionsvereine hat er die Signatur A E P gegeben; wir müssen uns diese, obgleich sie nur verkürzt unseren Namen wiedergiebt, wohl gefallen lassen. In der Regel sind nur die Hauptstationen verzeichnet, so fehlt z. B. unsere 2. japanische Station in Osaka. Als Hilfsmittel beim Gebrauch des Atlasses empfiehlt Grundemann das Werk Dr. H. Gunderts, „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“. Wir können nur wünschen, daß Grundemanns tüchtige Arbeit allgemeinste Beachtung findet, und daß sein Atlas fleißig zum Missionsstudium benutzt wird. Th. Arndt.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

F. H. Krüger, Missionar A. Mabille (A. M. Z. 95, 10)[1]). E. Paul, Aus dem Leben einer Jubilarin (Londoner Missionsgesellschaft) (ebenda, 11). E. Wallroth, Geographische Rundschau (ebenda). J. Haller, Missionslehrkurse, ein neues Mittel zur Verbreitung und Belebung des Missionsinteresses (B. M. M. 95, 11). H. Christ, Über die Wirkung des Alkohols in den Gebieten der evangelischen Heidenmission (ebenda, 12). Jahresfest der Rheinischen Miss.-Gesellsch. (Rhein. Miss. 95, 10). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft. Die Londoner Missionsgesellschaft am Ende ihres 1. Jahrhdts. (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 11). J. Smith u. L. Barton, Annual Survey of the work of the American Board 1894/95 (The Miss. Her. 95, 11). Hole, The History of the Church Missionary Society (Church Miss. Int. 95, 10). D. L. Leonhard, Diversity of operations in the mission field (Miss. Rev. of the World 95, 10). J. M. Gray, Criticisms on the Christian Endeavor Convention (ebenda). W. G. Puddefoot, The importance of frontiers (ebenda, 11). A. C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 2). Inlandsche Evangelie-predikers (Maandber. v. Nederl. Zendelingg 95, 10). J. Vahl, Kristendom og Hedenskap (Nordisk M. T. 95, 3). J. Flood, Den evangeliske Mission (ebenda).

---

[1]) Die Allgemeine Missions-Zeitschrift, herausgegeb. von D. Warneck, erscheint vom 1. Jan. d. J. ab im Verlage von Martin Warneck, Inh. d. Rotherschen Buchhandlung, Berlin W., Linkstr. 4. Indem wir alle unsere Freunde, die die anerkannt treffliche Zeitschrift lesen, hiervon in Kenntnis setzen, wünschen wir derselben auch in ihrem neuen Verlage bestes Gedeihen. Anmerkg. d. Red.

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

G. Kurze, Amerika, Missionsrundschau (A. M. Z. 95, 10). Labrador (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 10 u. 11). Moskitoküste (ebenda, 12). Süd-Amerika (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 12). Richter, Der Untergang des Moskito-Staates (D. evang. Miss. 95, 12). D. G. Armstrong, Brazil through an evangelist's eye (Miss. Rev. of the World 95, 11). O. E. Boyd, Rev. Sheldon Jackson, pioneer missionary to Alaska (ebenda 11). E. J. Peck, The mission of the Eskimo of Cumberland Sound (Church Miss.-Int. 95, 12). General Survey (The Americ. Miss. 95, 11). C. J. Ryder, The Americ. Miss. Association among our Americ. highlanders (ebenda, 12).

B. Afrika.

Fr. Autenrieth, Im Nordosten von Kamerun (B. M. M. 95, 11 u. 12). A. Merensky, Hohenfriedberg, eine Missionsstation unter den Waschamba in Deutsch-Ostafrika (Miss.-Freund 95, 9). Südafrika-Ost (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 12). Geisterglaube (Ostafr. M. N. 95, 11). H. C. Penzhorn, Aus der Betschuanen-Mission (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 10). West-Afrika (Nordd. Miss.-Bl. 95, 10). Mission oder Islam? (D. Kol. Z. 95, 45 u. 50). La mission dans l'Erythreé (Rev. d. miss. contemp. 95, 11). A. T. Pierson, Miracles of missions. XXIV. The Romance of the Hova Bible. (Miss. Rev. of the World 95, 10). J. Johnston, The latest blow to the african slave power (ebenda). H. W. Hogg, Educational work in Egypt (ebenda, 12). T. A. Gurney, Fifty year's progress in East Africa (Church Miss. Int. 95, 12). J. Vahl, Missionen i Mashonaland (Nordisk M. T. 95, 3).

C. Asien.

F. Hartmann, Charakterzüge der Chinesen (A. M. Z. 95, 10). Gareis, Korea (ebenda, 11 u. 12; Miss. Freund 95, 10). Tibet ein verschlossenes Land (B. M. M. 95, 10—12). M. Schaub, Der Ursprung der bedeutendsten Umwälzung in Alt-China (ebenda). Unruhen in der chinesischen Provinz Kanton (ebenda). Die Zerstörung der Basler Missionsstation Moilim in China (ebenda, 12). Sumatra (Rhein. Miss. 95, 11 u. 12). Knak, Unsere Missionare in China (Berl. M. B. 95, 21 u. 22). Müller, Zum 50 jähr. Jubiläum der Goßnerschen Mission (Miss-Freund 95, 11). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 10 u. 11). Bericht über die Arbeit der Indischen Mission i. J. 1894 (Hermannsb. Miss.-Bl. 95, 9—11). Die chinesischen Greuel (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 95, 10). O. Hering, Das Land der aufgehenden Sonne (D. evang. Miss. 95, 10). Derselbe, Bei den Buddhisten Japans (ebenda, 12). Nottrott, Zum 50jährigen Jubiläum der Kols-Mission (ebenda, 10). Richter, Pastor Fabers Mohammedaner-Mission (ebenda, 11). F. Hahn, Die Wandelungen im Volke der Kols nach 50jähriger Missions-Arbeit (Biene a. d. Missionsf. 95, 11 u. 12). Deutschlands Stellung in Ostasien (D. Kol. Z. 95, 39). Pillages et massacres en Chine (Rev. d. Miss. contemp. 95, 10). La Mission à Formose (ebenda, 11). Cole, Rev. Simeon Tavitian, apostle of the evangelical Armenians in Kurdistan (The Miss. Her. 95, 10). Woodin, The vegetarian Sect and recent massacres in China (ebenda). Tyler, Religion of the Kaffir race (ebenda). The Anti-foreign riots in China (ebenda, 11). H. Blodget, After the war with Japan, what? (ebenda, 12). The massacre of Ku-cheng Missionaries (Church Miss. Int. 95, 10). W. G. Peel, The development of the missionary spirit in Indian christians (ebenda, 11). The diocese of Kiu-shiu, southern Japan (ebenda). China: Vindication of treaty

rights: I. The British ultimatum regarding the St.-Chuen riots, II. Official inquiry into the Kucheng massacre, III. Troubles in Hog-Chiang (ebenda). F. T. Haig, The rise and progress of modern christian missions in Arabia (Miss. Rev. of the World 95, 10). S. G. Wilson, The Jews in Persia (ebenda 10 u. 11). W. A. Shedd, Relation of the protestant missionary effort to the Nestorian church (ebenda). S. A. Moffat, The work of the spirit in North Korea (ebenda, 11). A. T. Pierson, John Livingston, the modern apostle of China (ebenda, 12). H. H. Jessup, The Jews in Palestine and Syria (ebenda). H. W. Woods, The recent riots in China and their causes (ebenda). W. O. Elterich, Medical missionary work in Southern Shantung (Church at home and abr. 95, 11). Java, Môdjô-warnô; Kediri (Maandber. v. Nederl. Zendelingg. 95, 11). Een feestzondag te Môdjô-warnô (ebenda, 12).

D. Südsee.

G. Kurze, Australien und Ozeanien (A. M. Z. 95, 11 u. 12). Australien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 95, 12). A. T. Pierson, Miracles of missions. XXV. — What John Williams saw in the South Seas (Miss. Rev. of the world 95, 11).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht über die Zeit vom Juni bis November 1895.

Dr. Christlieb schreibt uns:

I. Theologische Schule.

Durch Munzingers Abreise veranlaßt hielten wir diesmal das Semesterexamen und das historisch-philosophische erste Hauptexamen in der Weise ab, daß Munzinger in seinen Fächern im Anfang Juni vor den Ferien und ich in den meinigen im Anfang September nach den Ferien prüften. Im Semesterexamen waren die Fragen für die schriftlichen Aufgaben folgende:

Munzinger:	I. N. T. Einleitung:	1. Der Jakobusbrief. 2. Verhältnis der Apostelgeschichte zu den paulin. Briefen.
„	II. N. T. Exegese:	Exegese v. 1. Cor. 15, 44—49 (griech. Text).
Christlieb:	III. Geschichte der Philosophie:	Einteilung und Inhalt der Kritik der reinen Vernunft.
„	IV. A. T.:	Die Litteratur und Theologie des Exils.

Das erste Hauptexamen wurde von 4 Schülern gemacht, von denen Miroi und Aoki 4 Semester in unserer, Kikuchi 3 in unserer und 4 in der universalistischen Theologischen Schule studiert haben. Komai ist erst 3 Semester da, wurde aber immer zusammen mit den andern unterrichtet und ist 4 Jahre älter als die andern. Außerdem hat der Erfolg gezeigt, daß wir Recht hatten, ihn das Examen schon jetzt machen zu lassen; denn er erhielt die beste Note. Die schriftlichen Aufgaben waren außer griechischen und deutschen Übersetzungen folgende:

I. Kirchengeschichte (zus. mit Dogmengeschichte):	1. Entwicklung der Lehre von der Person Christi. 2. Zwingli. 3. Ursprung des Methodismus.

II. Altes Testament: Der Einfluß der großen Männer Israels auf die Entwicklung und Ausbildung der A. Tl. Religion.

III. Geschichte der Philosophie: Die erkenntnistheoretischen Richtungen in der Philosophie seit der Renaissance.

Das neue Semester begann am 10. September, nachdem ich aus Nikko zurückgekehrt war. Dort hatte ich mich auf die neuen Fächer vorbereitet, die ich dieses Semester zu geben habe. Die Schule hat 6 ordentliche Schüler und einen Zuhörer; seit kurzer Zeit habe ich noch einen weiteren Zuhörer in der Geschichte der Philosophie allein. Ich lese für beide Kurse zusammen Geschichte der neuesten Philosophie, für den Oberkurs allein: Allgemeine Dogmatik und jüdische Religionsgeschichte. Für den neueingetretenen Schüler Isawa und den Zuhörer gebe ich Altes Testament (Gesch. Israels, A. T. Einleitung und A. T. Theologie), ersten Teil; für den wegen Militärverhältnisse zwei Monate abwesend gewesenen Minagawa: Geschichte der neueren Philosophie (Aufklärung und Kant). Diese Vorlesung wird von ihm ins Japanische übersetzt für Shinri, in welchem bis Dezember die Geschichte der Philosophie von den Anfängen bis zu Spinoza erschienen ist (in 12 Abschnitten). Ebenso wird der Teil meiner Vorlesung, der von Veda handelt, übersetzt.

Da wir nun alle auf einem Platze zusammen wohnen, haben wir die Schulandacht erweitert. Wir halten sie jetzt oben im Saale, es wird ein Lied aus dem Gesangbuch zu Anfang und zum Schluß gesungen, ein Abschnitt aus der Bibel verlesen und ein Gebet gesprochen. Montags leitet Schiller, Mittwochs Minami und Freitags ich, an den übrigen Tagen einer der Schüler die Andacht, für welche die Bibelabschnitte von Schiller bestimmt werden. Da meine Frau regelmäßig daran teilnimmt und Frl. Inasawa die Harmoniumbegleitung spielt, so versammelt diese Andacht uns alle regelmäßig zu gemeinsamem Gebet.

II. Sonstige Stationsarbeit.

Die Deutsche Schule hat einen recht guten und regelmäßigen Besuch seit den Ferien gefunden, 41 Schüler sind neu eingetreten. Außer uns beiden unterrichtet wieder Herr Krug und Herr Bolljahn, der letztere in dankenswerter Weise wieder unentgeltlich, außerdem 3 japanische Lehrer. Ich habe mit meinen Schülern (in 2 Wochenstunden) Minna von Barnhelm beendigt und lese jetzt auf ihren Wunsch mit ihnen Wallenstein. Die Gottesdienste in der Deutschen Gemeinde wurden vom 15. September an wieder regelmäßig aufgenommen, ebenso der Religionsunterricht an deutsche Kinder.

Im Oktober habe ich einer Aufforderung der philosophischen Gesellschaft zu Folge vor derselben einen Vortrag gehalten über „Das Verhältnis des Christentums zur Philosophie in den ersten drei Jahrhunderten", und werde im Sol Oriens einen halten über „Goethes Religion".

Wir können in gegenwärtiger Zeit nicht erwarten, große Erfolge zu erleben, und müssen zufrieden sein, wenn es uns gelingt, wenigstens den Samen der Wahrheit auszusäen. Der, in dessen Dienst wir mit unsern schwachen Kräften arbeiten, wird es an seinem Segen nicht fehlen lassen; in diesem Vertrauen gehen wir auch ins neue Jahr hinüber.

Pfarrer Schiller's Bericht über das IV. Quartal 1895.

Nachdem ich von Anfang Juni bis Ende September in Shiobara gewohnt hatte, wo ich vorwiegend mit dem Studium der japanischen Umgangssprache beschäftigt war, trat ich Ende September in die Missionsarbeit in Tokyo ein.

Meine Hauptarbeit ist die Beteiligung am Unterrichte in der Theol. Schule, in der ich wöchentlich 18 Stunden erteile. Der unteren Abteilung allein gebe ich

4 Stunden Logik, 3 Stunden Griechisch und 2 Stunden Deutsch; der oberen Abteilung allein 4 Stunden Exegese des Matthäusevangeliums auf Grund des griechischen Textes und 2 Stunden Deutsch; beiden Abteilungen zusammen 2 Stunden praktische Exegese des Matthäusevangeliums zur Vorbereitung auf die Praxis des künftigen Berufes in Predigt, Bibelstunde, Seelsorge und 1 Stunde Vorbereitung auf den Kindergottesdienst (Vorbereitung und Kindergottesdienst zusammen stellen eine Art katechetisches Seminar dar).

Der Kindergottesdienst, den ich anfangs des Wintersemesters mit den Studenten unserer Theologischen Schule und Frl. Inasawa übernahm, ist auf den Wunsch des Pastors Minami hin aus der Hongokirche in den Saal unserer Theologischen Schule verlegt worden. Herr Minami beabsichtigt nämlich, zusammen mit seiner Frau, mit Herrn Fujimoto und Herrn Ogawa oder auch nötigenfalls noch anderen Helfern, in Hongo eine zweite Sonntagsschule zu beginnen. Da die Kinder unserer bestehenden Sonntagsschule fast sämtlich Glieder unserer Armenschule sind, für die schon ohnehin unser Grundstück mit der Armenschule central gelegen ist, so kann die Frequenz der Sonntagsschule durch die jetzige günstigere Lage nur wachsen.

In unserer Deutschen Schule in Ikidonosaka gebe ich wöchentlich zwei Stunden: eine Stunde Konversation in der Mittelklasse und eine Stunde Erklärung Schillerscher Gedichte in der Oberklasse. Die Deutsche Schule suche ich für unsere Mission fruchtbar zu machen durch Abhaltung einer zweistündigen Bibelerklärung in deutscher Sprache. Wir lesen das Markusevangelium und ergänzen das Leben Jesu nach Matthäus und Lukas. 18 Teilnehmer haben sich bis jetzt beteiligt, meist Studenten der Universität und des Gymnasiums. Trotzdem Samstag Nachmittag ihr einziger freier Nachmittag während der Woche ist, an dem vielerlei Abhaltung vorliegt, war doch der regelmäßige Besuch dieser Bibelstunden recht stark. Hoffentlich giebt Gott seinen Segen dazu, daß aus dieser Zahl strebsamer junger Leute einige durchs Wort der Bibel festgehalten und fürs Evangelium gewonnen werden.

Durch die Bemühungen eines eifrigen Mitgliedes unserer Hongogemeinde, des Studenten der Handelsschule Kawai, konnte ich zunächst mit 6 Studenten der Handelsschule regelmäßigen Unterricht im Christentum in englischer Sprache beginnen. Es finden jeden Samstag zwei Stunden statt. Die Teilnehmer sind zunächst keine Taufbewerber, aber sie sind willig, das Christentum kennen zu lernen und sollen ernste, strebsame Leute sein. Möchte es mir gelingen, ihre Herzen zu erwärmen für die Fülle des Heils, die in Christo Jesu, unserm Herrn, beschlossen liegt!

Die Thätigkeit in Yotsuya hatte den Sommer hindurch vollständig geruht. Durch die Bemühungen unserer beiden, dort wohnenden Schüler Hiroi und Aoki ist aber auch dort jetzt wieder eine kleine Anzahl von Leuten zusammengebracht worden, welche willig sind, das Christentum kennen zu lernen. Ich habe letzten Sonntag dort die Arbeit selbst begonnen und halte zunächst Vorträge über das Christentum mit geringer gottesdienstlicher Umrahmung. Als Dolmetscher fungieren zunächst Hiroi und Aoki, vielleicht gelegentlich auch die anderen Schüler. Allmählich hoffe ich dort zu regelmäßigen Sonntagsgottesdiensten zu kommen. Bis dahin wird aber von dem geringen Anfang an noch ein weiter Weg sein. Die Dolmetscherarbeit ist zugleich eine Übung in religiösem Vortrag für unsere Studenten.

Bei allen diesen Arbeiten und überhaupt während meines ganzen bisherigen Aufenthaltes in Japan ist mir ein besonders feindseliges oder zurückhaltendes Benehmen der Japaner gegen mich als Fremden oder Deutschen in keiner Weise entgegengetreten. Herr Pred. Minami und besonders Herr Maruyama haben mir versichert, daß der Einfluß eines auswärtigen Missionars immer noch verhältnismäßig groß sei im Vergleich zu dem eingeborenen Prediger. Durch zahlreiche Besuche mit missionarischer Zweckabsicht suche ich darum ebenfalls für die Ausbreitung des Christentums zu arbeiten. In meiner Wohnung versammeln sich jeden Sonntag Abend einige Studenten, um sich mit mir zu besprechen. Bisher sind es nur wenige; aber ich hoffe, daß diese ständige Einrichtung allmählich größeren Zuspruch erfährt.

An der Arbeit für Shinri habe ich mich ebenfalls beteiligt. In der Hongogemeinde und der deutschen Gemeinde predige ich gelegentlich zur Aushilfe. Das Studium der japanischen Umgangssprache treibe ich weiter.

Sehe ich auf die bisherige Arbeit in Japan zurück, so sind es allerdings nur schwache und geringe Anfänge. Aber es ist doch auch schon hier durch mich manches Samenkorn ausgestreut auf den mancherlei Acker der Menschenherzen. Gott gebe, daß es nicht ganz vergeblich geschehen sei, daß das, was gesäet wird in Schwachheit, auferstehe in Kraft! Ich selbst aber bin voll Dankes, daß mir Gott gegeben hat diese Gnade, unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichtum Christi.

Der Bazar in Tokyo,

für den in der Heimat so fleißig gearbeitet und gesammelt worden war, daß 7 große Kisten wertvoller Gaben durch Pastor Burggraf in Bremen abgesandt werden konnten, hat am 16. und 17. Oktober d. J. im Saale unserer Theologischen Schule unter Leitung unserer Missionare, namentlich der unermüdlich thätigen Frau Pf. Dr. Christlieb stattgefunden. Nach den neuesten Nachrichten, die eingelaufen sind, beläuft sich die Einnahme auf die kaum erwartete Summe von circa 1800 Mk. Das Geld wird z. T. für eine Erweiterung der Armenschule, die sich so großen Zuspruches erfreut, verwendet werden. Allen freundlichen Gebern und Geberinnen aber sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichen Dank.

Shinri.

Dezember 1894. (Nr. 61) H. Minami, Am Scheideweg. — Dr. M. Christlieb, Der behauptete Aufenthalt Christi in Indien. — J. Volljahn, Beitrag des Erziehungssystems zu den japanischen Siegen. — M. Maruyama, Liebes-Werke und -Einrichtungen in Deutschland und England (Schluß). — E. Munzinger, Paulus und Jesus. I. Notwendigkeit, Wichtigkeit und Recht dieses Problems.

März 1895. (Nr. 62) M. Maruyama, Zwei wichtige christliche Fragen. — Dr. M. Christlieb, Die kosmologische Periode der griechischen Philosophie. — S. Fujita, Die Religion in Korea. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. II. — M. Maruyama, Anfang der Christologie. I. — S. Fujita, Die europäischen Elemente im japanischen Sprachschatz. — S. Akashi, Über eine Thatsache in Herrn Yokois neuem Buch. — Schmiedel-Maruyama, Eine kurze Skizze von Ritschls Leben und Theologie.

April 1895. (Nr. 63) M. Maruyama, Stephanus und seine Gegner. Eine Betrachtung über Akt. 6 und 7. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. III. S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. I. — S. Fujita, Apokryphische Evangelien. — Dr. M. Christlieb, Die anthropologische Periode der griechischen Philosophie (Sokrates und die Sophisten). — M. Maruyama, Anfang der Christologie. II.

Mai 1895. (Nr. 64) M. Maruyama, Der erste Schritt zur christlichen Nächstenliebe. — Dr. M. Christlieb, Systematische Periode der griechischen Philosophie. I. Demokritos und Plato. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. II. — E. Munzinger, Jesus und Paulus. IV. — M. Maruyama, Ursprung der Christologie. (Schluß). — Derselbe, Die Parabel vom verlorenen Sohn in Lotus und Luke.

Juni 1895. (Nr. 65) M. Maruyama, Sei dankbar für jede Lage deines Lebens. — Derselbe, Was ist Religion? — Derselbe, Geschichtliche Notwendigkeit der Einführung des Christentums in Japan. — Derselbe, Über „Das schöne Japan". — Dr. M. Christlieb, Christenglaube und Bibelkritik. — Derselbe, Systematische Periode der griechischen Philosophie. II. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. III.

Juli 1895. (Nr. 66) E. Schiller, Der religiöse Geist des Christentums. — Dr. M. Christlieb, Systematische Periode der griechischen Philosophie. III. — S. Akashi, Herder: Sein Leben und seine Gedanken. IV. — Dr. M. Christlieb, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Pentateuch-Kritik. — Dr. Groth, Freiheit des Lehrens und Lernens im Westen. — Pred. Ritter †. — Dr. Fabers Werke.

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht für das 2. und 3. Vierteljahr 1895.

„Die Hitze wurde schon im Juni recht drückend in meinem Häuschen, so daß ich froh war, als ich endlich am Nachmittag des 13. Juli mit dem Kollegen Hackmann abreisen konnte. Am 15. waren wir mit Tagesanbruch in Nagasaki und den Nachmittag des nächsten Tages schon oben in Unzen, woselbst ich auch im vorigen Jahre einige Wochen verbracht hatte. Leider mußte Kollege Hackmann schon nach 14 Tagen zurück. Dafür kam aber Kollege Kranz, mit dem ich dann auch die Rückreise angetreten habe. Die Witterung war in diesem Sommer sehr ungünstig. Ein Taifun nahm das Dach des Hotels fort, so daß wir flüchten mußten und dann Unterkommen in einem japanischen Privathause fanden. Kaum zwei Wochen später begann ein anderer Sturm, der mit geringen Pausen zehn Tage anhielt. Ein dritter brauste unten an der Meeresbucht in Obama während der Nacht an uns vorüber, aber nicht so tobend als oben im Gebirge. Regen hatten wir ebenfalls viel, ich leider zwei bis drei Wochen lang sogar in der Stube. Gesundheitlich hatte ich daher nicht so guten Erfolg, als im vergangenen Jahr. In der Arbeit war ich natürlich ebenfalls sehr gestört. Immerhin entging ich der sehr ungesunden Jahreszeit in Shanghai, in welcher viele Leute starben, teilweise an Cholera. Mein chinesischer Mitarbeiter, Herr Kwu, erkrankte auch schwer bald nach meiner Abreise und erholt sich erst jetzt allmählich. Herr Yang blieb verschont, sieht aber recht angegriffen aus. Mit den Klassikern gehts darum, wie mit allem Chinesischen, nur langsam voran. Es ist eben anstrengende Arbeit, besonders für mich, da ich ein ungeheures Material zu bewältigen habe. Hoffentlich kann ich aber noch in diesem Winter mit der Veröffentlichung des ersten Bandes beginnen.

Der Druck der 20 Flugschriften geht seiner Vollendung entgegen, 16 davon liegen fertig vor mir (vgl. Z. M. R. 1895, S. 178 ff.).

Das schwerste Ereignis des Quartals war die schauerliche Ermordung der Missionsangehörigen in Kutscheng, Fukien-Provinz. Soviel bis jetzt bekannt ist, erfolgte diese Greuelthat nicht in augenblicklicher Erregung, sondern war längere Zeit geplant und vorbereitet und wurde dann in kaltblütiger und grausamer Weise ausgeführt. Das ist Massenmord ohne mildernde Umstände. Daß die Ortsmandarinen Anstifter oder auch nur Mitwisser waren, ist nicht anzunehmen, wohl aber, daß sie aus irgendwelchen Gründen es unterließen, die Schauderscenen zu verhindern. Ich fürchte sehr, daß diese erneuten Exzesse die Folge sind von den Schandschriften, welche von Hunan aus massenhaft und weithin im Lande verbreitet worden sind. Solche Drachensaat kann nur verhängnisvolle Früchte bringen. Das Volk ist eben sehr unwissend und selbst die Gelehrten voller Aberglauben und Vorurteile gegen die Ausländer. Die Vertreter der auswärtigen Mächte hätten diesen boshaften Verleumdungen sofort energisch entgegenwirken sollen. Das wurde versäumt. Die Schritte, welche gethan wurden, geschahen zögernd und waren nicht ausreichend, den Schaden zu verhüten. Umsomehr ist zu bedauern, daß gerade jetzt besonders Deutsche ihrem Missionshasse Luft machen. Ich las mit tiefem Schmerz die Auslassungen des Exministers Herrn v. Brandt in der Deutschen Rundschau, November 1894. Auch der in Shanghai erscheinende Ostasiatische Lloyd wird nun von deutschen Konsulatsbeamten (v. Brandts Schülern) dazu benutzt, Missionshetze zu treiben.

Ein anderer dieser Herren spreizt sich damit, die Leugnung einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode als höchste Logik (?) zu empfehlen.

Dergleichen wird natürlich den Chinesen schnell bekannt. Ist es dann ein Wunder, wenn Missionare nicht soviel einwirken können, als man sonst erwarten sollte?"

Aus den Berichten des Missionars Pf. Kranz für das 2. und 3. Vierteljahr 1895.

Schon unser letzter Jahresbericht (vgl. Z. M. R. 95, S. 252 ff.) hat auf diese Berichte des Pf. Kranz Bezug genommen und über seine chinesischen Studien während des verflossenen Halbjahres eingehend berichtet. Gegenwärtig verwendet er seine ganze Zeit und Kraft auf die Herausgabe seines chinesischen Katechismus. Wie ungeheuer schwierig und zeitraubend diese Arbeit ist, zeigt auch sein letzter Brief, in dem er schreibt: „Ich muß jede Frage und Antwort Satz für Satz mit meinem Lehrer neu bearbeiten. Da die chinesische Sprache nur ein sehr unvollkommenes, schwer zu handhabendes Werkzeug ist, um unsere tiefen religiösen Empfindungen verständlich auszudrücken, so nimmt diese Arbeit sehr viel Zeit und Geduld in Anspruch. Luther fand es schwierig, die hebräischen Schriftsteller des Alten Testaments deutsch reden zu machen. Es ist sicher unendlich viel schwieriger, die verschlungenen Perioden und Gedankengänge eines deutschen Schriftstücks chinesisch wiederzugeben. Mein Hauptziel bei dem Katechismus ist aber, daß alles auch für den einfachen Mann verständlich wird. So wird es wohl noch 6 Monate d. h. den ganzen Winter in Anspruch nehmen, ehe ich den Katechismus in Druck geben kann und das Drucken dauert auch wieder mehrere Monate".

Verbreitung der Schriften Dr. Fabers durch Pf. Kranz.

Wie schon früher, so hat auch jetzt wieder Pf. Kranz eine namhafte Summe zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers verwendet. Er schreibt:

„Die 200 000 Traktate Dr. Fabers (vgl. S. 46), welche ich drucken lasse, sind nun fast alle fertig gestellt, und die Verbreitung wird bald beginnen. Letzte Woche habe ich ferner der Chinese Tract Society den Auftrag gegeben, für 800 Dollars 2000 Exemplare von Dr. Fabers fünfbändigem Marcuskommentar drucken zu lassen und an solche eingeborene Gehilfen (Pastoren, Evangelisten) gratis zu geben, welche fähig und willig sind, das Werk wirklich zu studieren, deren Mittel aber so beschränkt sind, daß sie es schwer finden würden, ein Exemplar zu kaufen, und an solche gebildete Chinesen (Heiden), bei denen Anzeichen vorhanden sind, daß sie das Werk studieren und schätzen werden."

Wir teilten schon mit, daß auf den Aufruf des Pf. Kranz hin uns von einem nicht genannten Freunde unseres Vereins 100 M. zur Verbreitung Dr. Faberscher Schriften zugesandt wurden. Weitere Gaben nimmt der Vorsitzende, Prediger Dr. Arndt, sowie alle Vertrauensmänner gern entgegen.

Pf. Kranz' Besuch in Japan.

Den Sommer hat Pf. Kranz in Japan zugebracht und uns ausführlich auch über seinen Besuch unserer dortigen Missionsstationen berichtet. Leider ist es uns wegen Mangels an Raum nicht möglich, seine hochinteressanten Reisebeschreibungen vollständig abzudrucken; im folgenden geben wir aus ihnen nur die unser japanisches Missionsfeld direkt betreffenden Stellen im Wortlaut wieder.

Am Sonntag, den 16. Juni nachmittags reiste Pf. Kranz mit seiner Frau Gemahlin und Herrn Clark, dem Pflegevater derselben, auf dem französischen Dampfer Saghalien nach Nagasaki, wo er am 18. Juni morgens eintraf. Er schreibt über Nagasaki: „Die Einfahrt in den sehr geschützten, von lieblichen bewaldeten Hügeln

umgebenen Hafen ist reizend . . . Nicht weit vom Eingang ragt mitten aus dem Wasser ein kleiner Felsen, von dem vor nicht ganz 300 Jahren bei der großen Christenverfolgung viele Tausende japanischer Christen hinabgestürzt sein sollen, weil sie das Kreuz nicht mit Füßen treten wollten . . . Nagasaki macht einen recht anmutigen Eindruck. Die Menschen, die offenen Läden und Häuser sehen alle freundlich und nett aus, alles ist sauber und mehr appetitlich als in China". Um 11 Uhr gings mit dem Dampfer weiter nach Kobe durch die schöne „Inland Sea". Am Mittwoch Nachmittag 5 Uhr langte Pf. Kranz mit seinen Begleitern dort an, leider bei strömendem Regen. Interessant ist, was er über sein Zusammentreffen mit dem presbyterianischen Missionar Rev. Hope erzählt, mit dem er sich über den Charakter der Japaner unterhielt und der sehr die Undankbarkeit der Kumiai-Christen (Kongregationalisten) tadelte, welche ihren Missionaren jetzt vielfach den Stuhl vor die Thüre setzen. „Bauplätze und Häuser für Missionszwecke im Inneren können ja bis jetzt von den Missionaren nicht auf eigenen Namen, sondern nur auf den Namen von Japanern erworben werden. Dem Namen nach und vor dem Gesetz sind also Japaner Eigentümer der Grundstücke, während das Geld natürlich von der Mission stammt. Es ist nun mehrfach vorgekommen, daß die japanischen Christen, auf den Buchstaben des Gesetzes sich berufend, wirklich allein das Eigentumsrecht auf Missionsgebäude in Anspruch nehmen und den Missionaren erklären, sie seien jetzt entbehrlich und sollten nur nach Hause gehen, die Japaner könnten jetzt das Christentum allein und ohne fremden Rat vertreten und verbreiten. An und für sich ist ja dieses Streben der japanischen Christen nach Selbständigkeit zu loben, aber traurig ist dabei die Thatsache, daß sie nach dem wohlerwogenen Urteil erfahrener Missionare eben noch nicht reif sind für diese Selbstverwaltung, sondern daß sie im Interesse des Evangeliums und des stetigen Fortschrittes des Christentums im Lande der Kontrolle durch die Missionare noch sehr bedürfen."

Weiter berichtet dann Pf. Kranz:

„Am Freitag, den 28. Juni, fuhren wir per Eisenbahn nach dem 50 Minuten von Kobe entfernten Osaka. Maruyama war leider nicht dort, sondern in den Ferien mit Herrn Schiller in Shiobara, nördlich von Nikko. Unter allen Städten Japans bezeugt Osaka am deutlichsten den großen Fortschritt der Japaner auf industriellen Gebieten. Osaka ist eine große Fabrikstadt. Bei unserer Annäherung an die Stadt zählte ich etwa 150 rauchende hohe Schornsteine. Wir sahen nach unserer Ankunft die alte Festung an, deren Wälle aus erstaunlich großen Felsblöcken gebaut sind. In der großartigen kaiserlichen Münze, der zweitbesten der Welt, sahen wir die Herstellung von einer Unmenge Silbergeldes. In einer Kunsthandlung beobachteten wir die moderne Satsume-Porzellanmalerei. Osaka hat ca. 490 000 Einwohner und ist gewiß ein großartiges Feld für Maruyamas Missionsarbeit."

Am Sonnabend, den 29. Juni, reiste Pf. Kranz mit seinen beiden Begleitern von Kobe per Bahn nach dem 2½ Stunde entfernten Kyoto. Dort besuchten sie die in diesem Sommer abgehaltene Gewerbeausstellung. Die 58 Fuß hohe Kolossalbüste des Buddha, den Daibutse, einen Tempel, der 33000 vergoldete Bilder der Kwannon oder Kwanyün (der weiblichen Darstellung des Buddha) enthält, zwei andere neue große buddhistische Tempel, durch die Menge und Pracht der Vergoldung und kunstvoller Schnitzarbeiten beredte Zeugen der Macht des Buddhismus über die Herzen des Volkes, und die berühmte japanische Hochschule, die Doshisha.

Weiter berichtet dann Pf. Kranz:

„Am Montag, den 1. Juli, reisten wir nach Tokyo weiter. Die Bahn passiert Otsu am Biwasee, berüchtigt durch das Attentat eines Japaners auf den damaligen russischen Kronprinzen am 11. Mai 1891, und ferner die Gegend bei Gifu, wo im Oktober 1891 das schreckliche Erdbeben stattfand. Die Nacht zum Dienstag blieben wir in Shidzuoka, wo sich meine Frau in dem kleinen, dürftig eingerichteten Hotel leider eine heftige Erkältung holte. Dienstag, den 2. Juli,

um $^1/_2$6 Uhr abends langten wir nach 23stündiger Eisenbahnfahrt von Kobe gerechnet, glücklich in Tokyo an. Herr Dr. Christlieb empfing uns am Bahnhof und brachte uns in das schöne Imperial-Hotel. Um 7 Uhr kam auch Frau Dr. Christlieb zu uns, und wir verbrachten zusammen einen recht interessanten Abend. Mittwoch, den 3. Juli, war leider heftiges Regenwetter. Wir fuhren um 11 Uhr in Kurumas zu Dr. Christliebs Haus. Es ist ein sehr nettes, freundliches Haus, in halbjapanischem Stil erbaut, dicht bei der Theologischen Schule. So war es mir denn zum ersten Mal vergönnt, die Missionsanstalt mit eigenen Augen zu sehen, von der ich schon soviel gehört und für die ich seit langer Zeit ein reges Interesse hatte. Nach dem Essen kamen Herr Minami und Fräulein Inasawa zu einer Tasse Thee, und wir hatten eine recht angenehme Unterhaltung. Wir besichtigten dann das Gebäude der Armenschule, die Theologische Anstalt und die Bibliothek. Besonders gefiel mir der Saal oben, in dem alle 14 Tage die deutschen Gottesdienste gehalten werden. Kollege Munzinger war leider schon nach Hause abgereist und Schiller zum Studium der japanischen Sprache in die Berge gegangen. Herr und Frau Dr. Christlieb sahen beide recht wohl aus. Frau Dr. Christlieb fuhr mit meiner Frau und Herrn Clark zu einem japanischen Bazar, während Kollege Christlieb mir noch die imponierenden Gebäude der kaiserlichen Universität und das Haus zeigte, wo die Hongogemeinde ihre Gottesdienste hält und sonst auch deutscher Unterricht an Japaner gegeben wird. Wir wollten dann einen Besuch machen bei Dr. Greene und Herrn Bolljahn, beide aber waren leider nicht zu Hause. Am Donnerstag, den 4. Juli, nahmen wir einen Wagen und fuhren mit Dr. Christlieb bei schönem Wetter zu einem Jahrmarkt im Asakastadtteil, dann zu dem herrlichen Uenopark, besuchten das moderne japanische Museum und den kleinen zoologischen Garten und kehrten dann nochmals in Dr. Christliebs Haus ein, von wo Herr Clark und meine Frau zu einem Besuch bei einer sehr entfernt wohnenden englischen Dame weiterfuhren, während ich mit Dr. Christlieb auf der Veranda seines Hauses einige Stunden über den Zustand unserer Mission und andere Fragen eine für mich sehr lehrreiche Unterhaltung hatte. Gegen Abend besuchte ich Herrn Minami in seinem hübschen neuen japanischen Hause.

Freitag, den 5. Juli, fuhren wir mit Dr. Christlieb per Bahn (etwa 50 Minuten Fahrt) nach Yokohama. Wir sahen dort den deutschen Klub, seine Bibliothek und Lesezimmer, gingen dann zu den Bankhäusern, wo wir Geld zu erheben hatten, danach zum Zollhaus und der Landungsbrücke, von der wir einen schönen Blick auf Stadt, Hafen und Berge hatten. Das deutsche Kanonenboot Iltis, welches wir sonst so oft in Shanghai gesehen, lag im Hafen. Dr. Christlieb zeigte uns auch den Saal, in welchem er alle 14 Tage deutschen Gottesdienst hält. Am Nachmittag fuhren wir auf den Bluff, einen ziemlich langgedehnten Hügel an der Seite der Geschäftsstadt Yokohamas, wo viele fremde Kaufleute schöne, von reizenden Gärten umgebene Villen bewohnen. —

Sonnabend, den 6. Juli, fuhren Herr Clark, meine Frau und ich per Bahn nach Nikko weiter, $5^1/_2$ Stunden von Tokyo. Nikko ist ein beliebter Sommeraufenthalt der Fremden in Japan, da es 2000 Fuß über dem Meere liegt und deshalb kühler ist als Tokyo. Die japanische Natur zeigt sich hier in ihrem schönsten Glanze. Berge, Wasserfälle, herrlicher Wald und reich ausgestattete Tempel bilden vereinigt einen Hauptanziehungspunkt für alle Besucher Japans. Ursprünglich war es unsere Absicht, hier etwa 6 Wochen zuzubringen, da Dr. Christlieb und Frau hier einen Tempel gemietet haben und 2 Monate hier bleiben wollen. Die Erkältung meiner Frau hat sich aber so verschlimmert, daß wir es für ratsam halten, daß sie morgen mit Herrn Clark nach Kobe zu Mrs. Ballard zurückkehrt, wo sie einen guten Arzt zu Rate ziehen kann und auch ordentliche Medizin bekommt. Ich bleibe noch etwa 4 Tage länger hier, um eine Zusammenkunft mit Herrn Schiller und Maruyama, welche 8 Stunden von hier in den

Bergen sind, zu ermöglichen. Christliebs sind gestern, am Montag, hier angekommen".

Pf. Kranz schließt seinen Julibericht mit den Worten: „Was ich von Japan und besonders von unserem Missionswerk gesehen, hat mir erwünschte Antwort auf manche, seit langer Zeit in mir schlummernde Fragen gegeben und wird mich auch manches in China besser verstehen lehren. Ich kann die Missionsfreunde zu Hause versichern, daß Japan ein höchst interessantes und vielversprechendes Arbeitsfeld für die Mission ist, welches die größte Aufmerksamkeit und Selbstaufopferung der Missionsfreunde verdient, da Japans Haltung dem Christentum gegenüber für die Evangelisation von ganz Asien schon bald von weitreichender Bedeutung sein wird".

In seinem Oktoberbriefe erzählt dann Pf. Kranz zunächst, wie er sich vergeblich bemüht habe, mit Pf. Schiller in Nikko eine Zusammenkunft zu stande zu bringen, und bringt dann ausführliche Schilderungen seiner Touren, die er von Nikko aus unternommen hat.

Am 15. Juli langte er wieder in Kobe an, wo er seine Gattin bedeutend besser antraf. Hier hatte er auch mit unserem japanischen Gehilfen Maruyama eine Zusammenkunft, der Pf. Schiller hatte verlassen müssen, da man bei ihm in Osaka eingebrochen hatte. Wegen der geringen Entfernung Osakas von Kobe war es Herrn Maruyama leicht, der Einladung des Pf. Kranz zu folgen, und so sind sie beide am Mittwoch, den 17. Juli, etwa 10 Stunden zusammengewesen.

Am 19. Juli reiste Pf. Kranz mit seiner Gattin nach Arima, einem beliebten Sommeraufenthalt der Missionare in der Nähe Kobes, wo sie 8 Tage verweilten.

Am 26. Juli kehrten beide nach Kobe zurück und gingen am 28. Juli abends an Bord des französischen Postdampfers Caledonien, Pf. Kranz, um nach Nagasaki, von wo er zu Dr. Faber nach Unzen wollte, Frau Pf. Kranz, um direkt nach Shanghai zurückzukehren, wo besser ärztliche Hilfe zu finden und wohin ihr Pflegevater schon vor dem 15. Juli abgereist war.

Am 30. Juli langten sie wieder in Nagasaki an. „Hier mußten wir uns trennen. Gerade als ich meiner Frau Lebewohl sagen wollte, klopfte mir plötzlich von hinten Pastor Hackmann auf die Schulter. Er war von Unzen herunter gekommen, wohin er Dr. Faber (vgl. S. 46) auf 14 Tage begleitet hatte und wollte nun mit demselben Dampfer nach Shanghai zurück. So wußte ich meine Frau wenigstens in guter Reisebegleitung. Um 8 Uhr abends fuhr der Dampfer weiter, und ich ging etwas vereinsamt ins Hotel in Nagasaki." Am nächsten Morgen gings per Dampfer nach Obama, von dort nach Shinyu. Es liegen dort 2500 Fuß über dem Meere 3 kleinere Ortschaften dicht bei einander, Unzen, Shinyu, Kojigoku. Pf. Kranz schreibt: „Dr. Faber wohnte, wie ich wußte, in Shinyu; so ging ich denn direkt zu ihm und fand auch noch ein kleines, dürftiges Zimmer in dem japanischen Bauernhaus, in dem Faber ein Obdach gefunden hatte. Das größere japanische Hotel nämlich, welches mehr für Ausländer eingerichtet ist, hatte vor einigen Tagen durch den schlimmen Taifun das Dach verloren und war vorläufig unbewohnbar." Hier in Shinyu hat denn Pf. Kranz eifrig an seinem Katechismus gearbeitet. Am 7. September hat er mit Herrn Dr. Faber seine Heimreise nach Shanghai angetreten, wo beide am 12. September glücklich wieder eintrafen.

Aus dem Berichte des Pfarrers Lic. Hackmann

über seine Thätigkeit als Geistlicher der evangelischen Gemeinde und Leiter der deutschen Schule in Shanghai vom April bis September 1895 teilen wir folgendes mit:

a. Kirche.

„Das vergangene Halbjahr war eine Zeit stiller Weiterentwicklung in der hiesigen Gemeinde. Wohl fehlte nicht Neugestaltung und Umgestaltung, aber alles verlief geräuschlos und stetig, wie gesundes Leben es verlangt.

Auf dem Gebiete des engeren kirchlichen Lebens war die wichtigste Thatsache, die zu verzeichnen ist, die Anschließung der in China zerstreuten Deutschen als eine Art Außengemeinde von Shanghai. Über den Plan, diese Verbindung, vorläufig nur durch regelmäßige Übersendung von Predigten, zu bewerkstelligen, konnte ich ja schon in meinem letzten Berichte Nachricht geben. Mittlerweile ist aus dem Plane vollendete Thatsache geworden. Etwas über 20 Deutsche an verschiedenen Orten von Nordchina erklärten ihren Wunsch, auf die Predigten aus der deutschen Gemeinde in Shanghai zu abonnieren, dazu kamen noch etwa 10 Mitglieder der Gemeinde in Shanghai selbst, so daß die Druckkosten gedeckt werden konnten. Da weit mehr Exemplare gedruckt werden, als unter die Abonnenten zur Verteilung kommen, so kann der Rest allmählich der Verteilung unter Seeleute, der Versendung an die Schiffe der kaiserlichen Marine, soweit kein Schiffsgeistlicher auf ihnen ist, dienen[1]).

Hoffen wir, daß dies nur der Ansatzpunkt zur Sammlung mehrerer sei. Nähere Beziehungen zwischen den Gliedern dieser „Außengemeinde“ und uns werden sich mit der Zeit gewiß schon ergeben. Bereits jetzt zeigt sich, wie das der Fall sein wird. Eine Familie in Hsialu bei Hankow hat mich gebeten, zur Taufe eines Kindes und Austeilung des Abendmahles zu ihnen zu kommen. Obwohl die arge Hitze mir die Reise in diesen Ferienmonaten verbot, hoffe ich doch in kurzem, Ende September oder Anfang Oktober, die Absicht auszuführen und so zuerst das Band persönlicher Verbindung nach außen zu knüpfen. Bei dem starken Fluktuieren grade der jüngern Leute, die hier im Osten leicht aus einem Orte in einen andern versetzt werden, ist für später Aussicht auf die Ausbreitung unserer evangelischen Interessen durch jüngere, jetzt in Shanghai lebende Gemeindemitglieder, und dabei würde das Bestehen unserer Außengemeinde nicht unwesentlich sein.

Am Charfreitag, dem 12. April, feierten wir unser erstes Gemeindeabendmahl. Etwa 30 Kommunikanten nahmen teil. Mein Kollege Kranz teilte mit mir aus. Der Eindruck der Feier wurde allgemein tief empfunden. Gebe Gott gesegneten Fortgang!

Taufen fanden im vergangenen Halbjahre drei statt.

Am Gründonnerstag vollzog ich eine Hauskonfirmation von zwei Schwestern, deren eine durch ein längeres Leiden ans Bett gefesselt war. Die Konfirmierten genossen nach der Konfirmation mit ihrer Mutter gemeinsam das Abendmahl.

Die Sonntagsschule mußte, als die Hitze des Hochsommers näher kam, für eine Zeit aufgegeben werden. Mit dem September werden wir um so eifriger wieder beginnen.

Beerdigungen wurden viermal vollzogen.

Ein Gottesdienst im Juli wurde ausgesetzt; die große Hitze legte das nahe, und mir wurde damit die Gelegenheit zu einer dreiwöchentlichen Reise nach Japan gegeben.

b. Schule.

Was unsere Schularbeit im vergangenen Halbjahre anbetrifft, so können wir auf dieselbe mit Dank und Freude zurückblicken. Es ist das erste Halbjahr einer selbständigen deutschen Schule in Ostasien. Die Vorgeschichte habe ich in den früheren Berichten gegeben. Am 2. April konnten wir in den schönen neuen Schulräumen des jetzt als Schule und Pfarre dienenden Hauses 22 Whangpoo

---

[1]) Auch dem Centralbureau geht regelmäßig eine Anzahl dieser sehr gehaltvollen und formvollendeten Predigten zu. Die Heftchen, in denen sie erscheinen, tragen die Überschrift: „Als die Unbekannten und doch bekannt. 2 Cor. 6, 9. Sonntagsgruß. An die Deutschen in Ostasien aus der deutschen Gemeinde zu Shanghai.“ Pf. Hackmann hat uns ermächtigt, Freunde unserer Mission auf Wunsch Exemplare seiner Predigten gegen Einsendung eines freiwilligen Beitrags zu den Druckkosten regelmäßig zuzusenden. — Der Centralvorstand.

Road die dreiklassige Schule mit 24 Kindern und drei Lehrkräften eröffnen. Die Arbeit der Lehrenden geschah in Einmütigkeit und Frohsinn, und derselbe Geist beherrschte die Schule. Am 3. Juli schloß ein Schulfest im Garten eines der Gemeindemitglieder, des Herrn Arnhold, der uns auf das liebenswürdigste entgegenkam, das Sommerhalbjahr ab. Daß wir jetzt die verheißungsvolle Grundlage einer deutschen Schule besitzen, auf welcher sich, will's Gott, noch ein tüchtiger Bau erheben wird, ist uns Ursache zu innigem Danke gegen Gott, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil ein gutes Schulwesen naturgemäß das Rückgrat auch für das kirchliche Gemeindewesen bildet.

c. Marine.

Mit unserer Marine bin ich in diesem Sommer nicht so sehr in Kontakt gewesen, wie im vergangenen Winter. Der Grund lag vor allem darin, daß die Schiffe, welche hier verkehrten, größere Schiffe waren, welche nicht nach Shanghai heraufkommen konnten, sondern in Woosung vor Anker liegen mußten. Die große Entfernung aber macht es fast unmöglich, einen Verkehr zu unterhalten, und die Matrosen kommen nur stundenlang am Tage auf Urlaub nach Shanghai herauf. Als die kleinere „Iltis" hier lag, habe ich an Bord Gottesdienst gehalten.

Meine Gedanken sind schon länger auf die Einrichtung eines Lesesaales für Seeleute gerichtet. Noch immer können wir kein geeignetes Lokal finden, das für einen solchen Zweck zu mieten wäre. Daher werde ich wohl in diesem Winter die deutsche Schule, welche ja Raum genug bietet und auch für die Seeleute praktisch gelegen ist, wie für Zwecke von Vorträgen, so auch für die Seemannsmission benutzen. Wir würden eine Unterstützung auch so sehr gut gebrauchen können, da es sich um verschiedene Ausgaben handelt, über deren Deckung ich noch im Unklaren bin, nämlich: 1) Anschaffung von Stühlen, da die Kinderbänke für Erwachsene nicht brauchbar sind; 2) Beschaffung einer kleinen Büchersammlung für die Seeleute; 3) Mittel für eine einfache Bewirtung derselben an den geselligen Abenden. Für letzteres würden, wenn nötig, wohl eine Reihe von Damen in Shanghai aufkommen; die ersten zwei Punkte aber erfordern eine Summe Geldes.

Die Vorlesungen der Art, wie im vorigen Winter, hoffe ich fortzusetzen, da sie willkommen zu sein scheinen. (Einladungen dazu sind bereits ergangen.) Auch ist bereits der Gedanke eines litterarischen Abends mit einer Anzahl junger Kaufleute besprochen und scheint zur Verwirklichung reif. Das ist mir besonders lieb, weil ich so jungen Männern näher kommen kann, die aus Menschenfurcht oder anderen Gründen am kirchlichen Leben und allem, was Kirche heißt, nicht recht Anteil nehmen mögen.

Gott gebe seinen Segen zu dem, was gut ist."

Die elfte Jahresversammlung
des Allg. evang.-prot. Missionsvereins zu Pforzheim
am 1. und 2. Oktober 1895.

Die diesjährige Generalversammlung unseres Missionsvereins in Pforzheim hatte durch die Anwesenheit unseres aus Japan heimgekehrten Missionars Pf. Munzinger eine besondere Anziehungskraft ausgeübt. Von nah und fern waren die Deligierten der Zweigvereine herbeigeeilt. Selbst Hamburg und Bremen hatten ihre Vertreter gesandt. Aber wenn die Begeisterung eine so große, wenn die Teilnahme eine so herzliche war, so war dies doch auch eine Antwort auf die schmählichen Angriffe, die unser Werk in letzter Zeit, namentlich durch das bekannte Buch D. Daltons: Auf Missionspfaden in Japan, zu erdulden

hatte. Wir wissen von manchem, der zweifelnden Herzens zu der Jahresfeier reiste, daß er nach Hause zurückgekehrt ist mit der Gewißheit, daß ein Werk so vieler Liebe und Hingebung nicht der Zerstörung, sondern dem Aufbau dienen muß.

Dienstag, den 1. Oktober tagte von früh 9 Uhr bis nachmittags 4 Uhr die Konferenz des Centralvorstandes, in der über recht wichtige, für die Christianisierung Japans bedeutsame Fragen verhandelt wurde (vgl. S. 62). Von den Centralvorstandsmitgliedern waren anwesend: Pred. Dr. Arndt, Prof. Dr. Bassermann, Stadtpf. Bickes, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann, Prof. Dr. Kesselring, Pred. Lic. Dr. Kind, Konsul R. Schöller, Stadtpf. Schück, Superint. Dr. Spinner, Konsul C. E. Weber. Außerdem wohnten den Verhandlungen mit beratender Stimme bei Oberkirchenrath Oehler als Vertreter des badischen Oberkirchenrats, Pf. Munzinger, Pf. Schmiedel, Stadtpf. Klein als Vorsitzender des Pforzheimer Festkomitees und Pf. Schönholzer aus Zürich als Festredner.

Die eigentliche Feier begann abends 6½ Uhr mit einem Festgottesdienst in der altehrwürdigen Schloßkirche. Stadtpfarrer Hitzig aus Mannheim hielt die Predigt über Ap.-Gesch. 22, 12—21, die in diesem Heft S. 1 ff. abgedruckt ist. Darauf ergriff Oberkirchenrat Oehler aus Karlsruhe das Wort zu einer Begrüßungsansprache und unter gespannter Aufmerksamkeit der zahlreichen, die große Kirche bis auf den letzten Platz füllenden Festgemeinde führte er folgendes aus:

„Es ist mir eine Freude, daß es mir vergönnt ist, in Vertretung der obersten evangelischen Kirchenbehörde unseres Landes und zugleich der eigenen Neigung folgend hier in der Gemeinde Pforzheim, an der immer noch ein gut Stück meines Herzens hängt, das Jahresfest des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins mitzufeiern. Mein Kommen hierher soll ein Zeugnis sein von der Teilnahme der Behörde an der Arbeit und den Bestrebungen dieses Vereins. Ich bringe deshalb herzlichen Gruß und Segenswunsch. Wenn freilich alles richtig wäre, was in jüngster Zeit ein von vielen unter uns hochgeachteter Mann über diesen Verein und seine Arbeiter geurteilt hat, wenn seine Arbeit wirklich mehr eine zerstörende als eine aufbauende wäre, dann glaube ich nicht, daß ich hierher gesendet worden wäre, dann dürften wir uns auch nicht ein wenig freuen, wir könnten nur trauern und klagen und zur Buße mahnen. Nimmer dürften wir es wagen, den Segen Gottes für sein Gedeihen zu erflehen; wir müßten eher bitten: Gott, zerbrich die Waffen, mit denen solche Männer kämpfen. Hindernisse und Schwierigkeiten, wie jedem Missionswerke, sind auch dem unseres Vereins in den Weg getreten, aber man hat dieselben, statt sie als Prüfungen und Anreize neuer Arbeit anzusehen, unserm Verein als Schuld angerechnet und Mißgriffe und Fehler, welche er gemacht, und welche seine Arbeiter nicht leugnen und noch weniger beschönigen, in nicht brüderlicher Weise beurteilt. Er wird sich aber das, was er versehen hat, auch wenn's Gegner ihm sagen, zu Herzen nehmen und sich's zur Selbstprüfung dienen lassen. Mit inniger Teilnahme und herzlicher Sorge begleitet die Behörde unserer Landeskirche die Arbeit der längst bestehenden Missionsvereine, mit dankbarer Freude begrüßt sie jede Bekehrung als einen Zuwachs zur großen evangelischen Christengemeinde, mit Bewunderung gedenkt sie derer aller, die ihr Gut und Leben hingebungsvoll in den Dienst ihres Herrn stellen. Sie kann nur aufrichtig wünschen, daß auch die Arbeiter des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins ihren Beruf draußen als einen Lebensberuf ansehen. Die gleiche Teilnahme, wie den älteren Vereinen, bringen wir auch dem jüngsten derselben entgegen. Er redet zwar in neuen Zungen, aber er verkündet das alte urewige Evangelium von der Gotteskindschaft und pflanzt es hinein in Herzen und Häuser; und seine Boten sind bei ihrer Arbeit getragen von inniger Glaubens- und Liebeskraft. Darum kränke diesen Verein niemand, sondern jeder freue sich, daß und wenn nur überall Christus verkündigt wird.

Wir wissen und beklagen es tief: Es besteht so viele Gegnerschaft, so manches Vorurteil gegen jegliche Arbeit der christlichen Mission. Man sagt hier wohl einmal: „Willst du immer weiter schweifen, sieh', das Böse (statt „Gute") liegt

so nah". Es giebt so viel in christlichen Landen aufzufrischen oder neuzugründen, daß man nicht nötig hat, hinaus in Heidenlande zu gehen. Wer so spricht, der versteht den Apostel Paulus nicht, der zu den Heiden gesandt ward, noch ehe sein eigenes Volk bekehrt war; der müßte zu dem Lehrer sprechen: Du hast kein Recht an der Erziehung der Kinder anderer Eltern zu arbeiten, bis deine eigenen Engel geworden; ja, der müßte zu dem barmherzigen Kind, das selbst noch hungrig, sein Stücklein Brod mit dem ärmeren Kinde teilt, sagen: Thörichtes Kind, das du ein anderes speisteſt, ehe du satt geworden. Andere sagen: der Gewinn, der durch den Verbrauch so mancher christlichen Arbeitskraft und durch den Aufwand so vieler Geldmittel der Mission unter den Heiden erwächst, ist verschwindend gegenüber dem Schaden, der durch die Entziehung dieser Kräfte und Mittel christlichen Ländern zugefügt wird. Wer so spricht, der kennt das Geheimnis der christlichen Liebe nicht, die den Segen, den sie draußen stiftet, tausendfach wieder zurückströmen läßt in den Quell, dem sie entsprang. Andere giebt's, und ihre Zahl ist erschreckend groß, die die Missionare Thoren und ihr Werk Ausgeburt von Schwärmerei nennen, weil sie jegliches religiöse Empfinden für Wahn und Täuschung erklären, denn ihre Losung heißt: „Es ist kein Gott". Sie aber gleichen dem thörichten Manne, der vor mächtigen Erscheinungen staunend steht, aber den Schluß nicht zieht auf eine mächtige Ursache; der vor einem gewaltigen, himmelanragenden Gebäude steht, aber leugnet den festen, soliden Grund des Baues. Allen solchen gegenüber thut es immer von neuem not, Recht und Pflicht der Mission zu verteidigen. Auch dieses Fest soll diesem Zwecke dienen. Es ist doch wahrlich das Recht jedes Menschen, das Gottesbild, das ihm der Ewige selbst auf der Seele Grund gezeichnet, rein ausgestaltet zu sehen. Es ist das Recht jedes Unmündigen, mündig zu werden. Jeder Gedrückte und Gequälte darf die Forderung erheben, von Qual und Druck befreit zu werden. Solche sich Sehnende, Beladene, Unmündige sind nun aber die Heiden und sie machen ihr Recht geltend gegenüber uns, die wir mündig sind, die wir in Christo das wahre vollkommene Ebenbild Gottes besitzen in seiner reinen Gestalt. Die nach Wahrheit und Seligkeit Lechzenden treten mit ihren Ansprüchen auf gegenüber denen, welche in Christo den Quell der Gnade und Wahrheit gefunden haben. Was aber jenen ein heiliges Menschenrecht ist, das wird uns Christen heilige Menschenpflicht, gottgewollte, heilige Aufgabe. O, es ist keine Täuschung, es ist gewisseste Gewißheit: das tiefste Sehnen der Seele geht aufwärts, Gott entgegen. Und wer je dieses Sehnen selbst empfunden und an der Stillung desselben bei andern gearbeitet hat, der weiß es auch, daß je höher wir aufwärts steigen, desto leichter wir atmen in der reinen Luft, je höher unser Geist emporstrebt, desto mehr schwindet der irdischen Sorge Bleigewicht, desto mehr weicht das Schuldgefühl! Es ist und bleibt der Seele ureigenstes Bedürfnis, von dem Flügelpaar des Glaubens und der Hoffnung sich emportragen zu lassen zu dem Quell des Daseins, zu dem Gott der Liebe. Gott aber ist die Liebe für uns geworden in Christo Jesu. Drum ist es Christenpflicht und Aufgabe auszuteilen von dem, was uns geschenkt, den Nichtbesitzenden, nämlich Erkenntnis der Wahrheit, Glut der Liebe, selige Gewalt des Friedens und der Freude, Kraft und Mut zum Sieg der geistigen und göttlichen über alle materiellen Mächte, und dadurch Mittel und Wege zu eröffnen zu wahrer, christlicher Kultur.

Unser Verein ist sich dieser Pflicht wohl bewußt und ist bestrebt, im Bewußtsein menschlicher Schwachheit, aber bauend auf den, der ihn mächtig macht, Christus, evangelisches Christentum zu pflanzen namentlich unter den gebildeten Völkern Ostasiens. Mit Teilnahme begleiten wir ihn auf diesem seinem Pfade und wünschen ihm den göttlichen Segen.

Lasset uns heute geloben, allein zu Gottes Ehre und den irrenden Brüdern unter den Heiden zum Heil unsre Arbeit zu thun. Es kommt dann gewiß die Zeit, wo alle Gegnerschaft aufhört. Ja, möchte sie kommen die Zeit, wo die ältern Brüder dem jüngsten zurufen: Wir stehen im Weinberg unseres Gottes zwar fern

von dir, wir sehen manchmal deine Arbeit nicht, aber das wissen wir: der Weinberg unseres Gottes ist groß und weit; es arbeiten viele ungesehen von einander und doch treu; es knieen viele ungesehen und beten mit uns. Im Geiste reichen sich doch alle und so wir auch dir die Bruderhand. Der Weinberg gehört unserm gemeinsamen Vater; als dessen Kinder wollen wir einander brüderlich lieben, hoffend in alle Ewigkeit bei unserm Vater zu sein und zu bleiben. Amen".

Um 8 Uhr abends fand eine Begrüßungsversammlung im Gasthof zum „Schwarzen Adler" statt, in der Stadtpfarrer Klein aus Pforzheim den Gästen einen Willkommensgruß entbot, der von dem Hamburger Delegierten Hauptpastor Dr. Grimm und dem Vereinspräsidenten Pred. Dr. Arndt erwidert wurde. Die anwesenden Vertreterinnen des Berliner und Mannheimer Frauenvereins begrüßte Oberkirchenrat Oehler. Groß war die Zahl der zum Fest erschienenen Gäste. Sehr erfreulich war die rege Teilnahme auch der jüngeren badischen Geistlichen.

Am Mittwoch, den 2. Oktober, früh 9 Uhr war der geschäftliche, nichtöffentliche Teil der Generalversammlung gleichfalls im Gasthof zum „Schwarzen Adler". An dieser beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (36 Stimmen), Berlin (14 St.), Bremen und Braunschweig (22 St.), Frankfurt a. M. (6 St.), Hamburg (4 St.), Ilmenau (2 St.), Karlsruhe (4 St.), Pfalz (160 St.), Potsdam (5 St.), Schweiz (21 St.), Weimar (25 St.). — Aus den Verhandlungen heben wir hier nur hervor, daß die vier statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Konsistorialrat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann, Prof. Dr. Pfleiderer auf 3 Jahre wiedergewählt wurden, für den am 27. Mai 1895 verstorbenen Pred. Ritter wurde der frühere Missionar O. Schmiedel, jetzt Gymnasiallehrer in Eisenach, gewählt. Die wichtigsten Beschlüsse der Generalversammlung enthält der auf S. 62 abgedruckte Bericht des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner.

Um 11¼ Uhr begann der öffentliche Teil der Generalversammlung. In seiner Eröffnungsansprache wies der Vorsitzende auf die Erinnerungen an Joh. Reuchlin und Ph. Melanchthon, die aufs innigste mit der Stadt Pforzheim verbunden sind, sowie auf die Waldenser-Versammlung 1704 in Pforzheim hin und sprach aus, daß der Missionsverein beides, was jene historischen Erinnerungen nahe legen, zu seiner Arbeit brauche: die Kraft evangelischen Glaubens und die Kraft aufopfernder Liebe. Auf die Einladung zum Jahresfeste hatte der Protektor, Großherzog Karl Alexander von Sachsen seinen Dank und seine Wünsche durch General-Superintendent D. Hesse in Weimar entboten. Die Generalversammlung beschloß die Absendung folgenden Begrüßungstelegramms an den Großherzog: „Seinem durchlauchtigsten Protektor, dem allezeit treuen Hüter des Erbes der Reformation, dem unermüdlich eifrigen Förderer jedes echtchristlichen Werkes sendet der zur Feier seines XI. Jahresfestes in Pforzheim versammelte Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein ehrerbietigen Gruß und erneuert das Gelübde, unentwegt an der großen Aufgabe der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden mit aller Kraft weiter arbeiten zu wollen".

Oberkirchenrat Oehler überbrachte die Grüße des badischen Oberkirchenrats. Oberbürgermeister Habermehl hieß die Versammlung im Namen der Stadt Pforzheim willkommen nnd führte aus, wie Pforzheim durch seine Industrie, die den Weltmarkt beherrsche, den Sinn seiner Bürger in die Ferne lenke und darum wohl geeignet zum Festort eines Missionsvereins sei, der auch den Bahnen des Weltverkehrs nachgehe. Von den zahlreichen deutschen und ausländischen Missionsgesellschaften, die zum Fest eingeladen waren, hatte nur die dänische einen Gruß gesandt. Mit der gleichzeitig in Zwickau tagenden Generalversammlung des Evangelischen Bundes wurden Grüße ausgetauscht. Ein herzliches Willkommen rief der Vorsitzende dem erst kürzlich aus Japan heimgekehrten Missionar Pfarrer Munzinger zu. Festgaben waren eingegangen aus Pforzheim von einem nicht

genannt sein wollenden Freunde unserer Sache 300 M., vom Mannheimer Frauenverein 100 M. und vom Senator Wessels 20 M. Telegramme und briefliche Grüße hatten gesandt Pfarrer Dr. Buß, Amtsgerichtsrat Adler, Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Konf.-Rat Dr. Ehlers, Pf. Apfelstedt und Pf. Horn. — Auf Grund des gedruckten Jahresberichts sprach dann der Vorsitzende über die hauptsächlichsten Ereignisse aus dem Leben des Vereins im verflossenen Jahr und betonte am Schluß desselben, wie gerade in Ostasien die Mission ein Werk unsäglicher Geduld sei, schließlich aber doch einen reichen Segen ernten werde, wenn sie nur im rechten Geiste und auf die rechte Weise betrieben werde.

An den Bericht des Vorsitzenden schloß sich ein Vortrag des Missionars Pf. Munzinger über die eigentümlichen Schwierigkeiten, mit denen die christliche Mission in Japan zu kämpfen habe. Er wolle, so führte der Redner aus, einmal über dieses Thema sprechen, da man in der Mission überall so gern geneigt ist, stets nur die Erfolge und nicht die Niederlagen zu berichten. Und in der That seien die Schwierigkeiten für die Mission in Japan groß. Da sei einmal die Verquickung des Christentums mit der Politik, die der Mission ungeheure Hindernisse in den Weg legt. Alle, auch die bekehrten Japaner sind in erster Linie Japaner und dann erst Christen! Geht eine europäische Nation gegen sie vor, so sind sie gleich geneigt, ihr Christentum im Stich zu lassen. So hat denn auch das japanische Christentum selbst einen politischen Zug. Besonders gefährlich aber ist, daß die Christen fast immer den radikalen Parteien angehören. Die vielen Missionsgesellschaften bilden keine Gefahr, da der gemeine Mann den Unterschied der Konfessionen nicht kennt, der gebildete Japaner aber nur das geschlossene Ganze, das Christentum dahinter sieht; nur das sei das Betrübende, daß die japanischen Christen so leicht von einer Missionsgesellschaft zur andern überlaufen; es fehlt ihnen die Treue. Hiermit zusammen hängt ihre Vorliebe für alles Neue. Dazu kommt, daß die Prüfung der sich Anmeldenden so schwer ist. Man sieht in den jetzigen Jahren der Reaktion nur zu leicht auf die Zahl und zu wenig auf den inneren Wert der Christen. — Der schwierigste Punkt ist die Frage, ob die Japaner religiös veranlagt seien! Die Laien behaupten es, die Missionare verneinen es. Die gebildete Volksklasse ist religionslos, viel schlimmer als bei uns. Sie sind moderne Materialisten. Dazu hat der Japaner wenig Gemütstiefe, aber große Schärfe des Verstandes. Er ist Realist; er besitzt nicht die Vernunft, die hinter den Schein der Dinge dringt, metaphysischer Sinn fehlt ihm. Er ist wohl sentimental; so ist z. B. Selbstmord aus Sentimentalität häufig; aber innere Vertiefung geht ihm ab. Daher ist ihm auch nicht das Gebet, sondern die Organisations- und Dogmenfrage das Wesentliche. Darum werde auch dem Japaner der Begriff eines persönlichen Gottes und einer persönlichen Unsterblichkeit so schwer, und er lege so gern den Hauptnachdruck auf das sittliche und nicht auf das religiöse Moment im Christentum.

Um 2 Uhr mittags fand ein Festmahl im großen Saale des Gasthofes zum „Schwarzen Adler“ statt, der Vorsitzende brachte den Trinkspruch auf den Kaiser und auf den Großherzog von Sachsen aus; nach ihm sprachen noch Professor Dr. Bassermann, Stadtpfarrer Klein, Oberkirchenrat Oehler, Oberbürgermeister Habermehl, Professor Dr. Holsten, Professor Dr. Holtzmann, Stadtpfarrer Dr. Hasenclever, Stadtpfarrer Hitzig, Pfarrer Munzinger und Pfarrer Schönholzer, die durch manches ernste und heitre Wort das Mahl würzten.

Abends 8 Uhr war in demselben Saale die volkstümliche Versammlung. Den ersten Vortrag hielt hier Pf. Munzinger. Er erzählte seinen zahlreichen Zuhörern, wie ihm überall, bei seinen Reisen in Asien und Amerika Sendboten des Evangeliums begegnet seien, wie das Christentum die Weltreligion geworden sei. Tausende von Missionsarbeitern stehen draußen — ein gewaltiges Heer. Und wenn die Wege, auf denen sie ihr Ziel zu erreichen suchen, auch verschieden sind, in dem einen sind sie alle einig, Jesus Christus zu bringen! — Darauf

ging der Redner auf Japan über, den „Stern, der im Osten aufgegangen ist“. Er schilderte Japans moderne Kultur, besonders auch den Anteil Deutschlands an derselben, und zeigte dann, wie die gegenwärtigen Religionen, der Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus, nicht die Macht haben, Japan auf eine wirklich hohe Stufe zu heben. Es bedarf einer anderen Lebensmacht in Japan, der Lebensmacht des Christentums. Aber wenn unser Missionsverein in die Reihe der vielen andern in Japan thätigen getreten ist, was haben wir besonderes zu bieten? Wir haben in schwerer Zeit gearbeitet; aber vieles ist uns gelungen: Wir haben die Theologische Schule, die im Mittelpunkt unserer Thätigkeit steht, neben dieser Schule unsere japanische Zeitschrift Shinri, die eifrig gelesen wird; wir haben auch die Armenschule, die Handarbeitsschule und zu Propagandazwecken die Litteraturschule. Und nun führte der Redner seine Zuhörer in seine eigene praktische Missionsthätigkeit ein. Er schilderte einen Sonntagsmorgen, wie da zuerst die Kinder mit ihren lieblichen Gesichtern und bunten Gewändern in die Sonntagsschule, der blühendsten in Tokyo, kommen; wie sich dann der Saal nach und nach auch mit Erwachsenen füllt, unter ihnen mancher Freund der früheren Missionare, mancher auch, der von ihm selbst getauft wurde, — mancher aber kommt auch nicht. Um ½11 Uhr beginnt der Gottesdienst für die Erwachsenen. Er verläuft wie in der Heimat. Und wenn auch der Form nach die Predigt nicht dieselbe ist, so doch dem Inhalt nach: Wir wollen Jesus Christus predigen, nicht Dogmen, nicht unsere Kirche. War des Redners Arbeit auch aufregend, es waren doch Stunden des Glückes. Es sei heute für unseren Verein nicht mehr so schwer in Japan zu arbeiten wie vor 10 Jahren; wir brauchen aber mehr Arbeiter, damit sich die einzelnen draußen mehr aufeinander stützen können. Sollte es nicht möglich sein, diese Bitte zu erfüllen? — Reicher Beifall lohnte den fesselnden Vortrag.

Pred. Lic. Dr. Kind führte seine Hörer auf das Missionsfeld in China und forderte auf, die Mission in diesem Lande thatkräftiger zu unterstützen, als es bisher von unserer Seite geschehen ist. Dazu mahnen die jüngsten Ereignisse, die aus dem Lande der Mitte gemeldet werden, dazu ermuntert die glänzende litterarische Thätigkeit unseres Dr. Faber, dazu fordere auch die Entwicklung auf, die Pf. Kranz genommen hat, der als Pfarrer der deutschen Gemeinde nach Shanghai ging, bald aber den unwiderstehlichen Zug in seinem Innern spürte, sich ganz dem Volk der Chinesen zu widmen. Und wie groß ist das Missionsfeld! Welche ungeheure Arbeit ist hier noch zu thun! Durch Faber lernt man verstehen, wodurch es mit diesem so hochbegabten Volk abwärts geht und welche Macht allein imstande ist, eine Reformation hier zu bewirken, die Macht nämlich, die da heißt: Christlicher Geist! — Und wenn Dr. Faber am Ende seiner neuen Flugschrift versichert: „Unsere Arbeit an den Chinesen ist nicht vergeblich. Ich habe mich überzeugen können, daß das Evangelium eine Kraft Gottes an den Herzen ist und aus Sündern Gotteskinder macht“, dann wollen auch wir mehr als bisher China Gegenstand unserer herzlichen Fürsorge und unserer Gebete sein lassen! — Auch dieser klare und mit Wärme vorgetragene Vortrag wurde mit Dank aufgenommen. Gegen 100 Exemplare der neuen Faberschen Flugschrift: China in historischer Beleuchtung, waren in kurzer Zeit verkauft.

Einen wahren Beifallssturm erntete aber Pf. Schönholzer's Ansprache über die Vorurteile gegen die Mission, die wir im nächsten Heft vollständig abdrucken werden.

Zum Schluß teilte noch der Vorsitzende das Dank- und Glückwunschtelegramm des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen mit, das inzwischen von der Wartburg eingetroffen war und folgenden Wortlaut hatte: „Ich danke dem Allg. evang.-protest. Missions-Verein herzlich mit dem Wunsche, daß Gott das große Werk, das die Aufgabe des Vereins ist, allezeit segnen und fördern möge. Karl

Alexander". Der Vorsitzende schloß die elfte Jahresfeier mit dem Ausdruck des Dankes für die freundliche Aufnahme, die der Verein in Pforzheim gefunden hatte, und rief den versammelten Freunden und Gästen ein frohes Wiedersehen zu.

Aus den Zweigvereinen.

Das Thüringer Missionsfest in Hildburghausen.

Die Landesvereine des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins" für Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg-Gotha feierten am 16. und 17. Juli d. J. in der im bergumkränzten Werrathale gelegenen meiningischen Stadt Hildburghausen zum erstenmal ein gemeinsames Missionsfest. Die wahrhaft vortreffliche Vorbereitung und Leitung des Festes seitens des Ortskomitees, die große Zahl der auswärtigen Gäste, die rege Beteiligung der Stadt Hildburghausen an den einzelnen Veranstaltungen, die Mannigfaltigkeit der Darbietungen, nicht zum wenigsten auch das schöne Festwetter — das alles wirkte zusammen, das Fest zu einem wohlgelungenen zu gestalten. Es begann mit der Vorfeier am Abend des 16. Juli im Saale des Tivoli. In herzlichen Worten begrüßte Kirchenrat Sauerteig namens des Kirchgemeindevorstandes und der Diözesangeistlichkeit die erschienenen Festgäste, indem er gleichzeitig auf die hohen und heiligen Ziele der Heidenmission hinwies und den Wunsch aussprach, daß auch das gegenwärtige Fest reichen Segen für alle Teilnehmer und für das Werk der Mission bringen möchte. Pfarrer Ernst aus Weimar, der Vorsitzende des Weimarischen Landesvereins, brachte namens der fremden Gäste herzlichen Dank für den warmen Empfang dar. In eindringlichen, begeisternden Worten stellte er die Mission als Lebensäußerung und Lebensbedingung des Christentums hin. Wie der Tannenbaum in Thüringens Wäldern, so lange Leben in ihm sei, alljährlich frische, junge Triebe hervorbringe, so müsse auch das Christentum in der Heidenmission neue Zweige treiben, und es sei aus mit seinem inneren Leben, wenn es das nicht mehr thue. Er schloß mit dem Wunsche, daß hier in Hildburghausen, das zwischen zwei hochberühmten, uns Evangelischen teuren Vesten, der Wartburg und der Veste Koburg, liege und wo bisher schon lebendiges Missionsinteresse zu Hause gewesen sei, sich auch fernerhin Herzen und Hände für das heilige Werk aufthun möchten. Hierauf gab Pfarrer D. Hering aus Oberroßla eine Schilderung des Japans von einst und jetzt. Er wies darauf hin, wie der japanisch-chinesische Krieg auf seiten Chinas alle Greuel des Heidentums trotz hochentwickelter Kultur, auf seiten Japans aber zweifellose Einflüsse und Erfolge des Christentums offenbart habe, verhehlte aber auch nicht die Sorgen, die die gegenwärtige politische Lage in Ostasien, im besondern die Beteiligung Deutschlands an dem Einschreiten von Rußland und Frankreich gegen den Frieden von Shimonoseki, ein drohender Krieg zwischen Japan und Rußland und der zunehmende Fremdenhaß in China dem Missionsfreunde bereiten müßten. Das alles mahne, mit um so regerem Eifer und um so innigerer Liebe für die Mission zu arbeiten. Superintendent Dr. Spinner aus Ilmenau, der dann das Wort ergriff, führte in begeisternder Weise aus, wie die Ereignisse, deren 25jährige Wiederkehr wir in dieser Zeit feiern, ihre Wirkungen auf allen Meeren, auch im fernen Ostasien haben sehen lassen, und wie auch Japan aus ihnen Nutzen gezogen habe. Aber wir sollen Japan nicht bloß die äußeren Mittel und Erfolge unserer Kultur bringen. Gerade Japans Erfolge, wie auch die gegenwärtige politische Lage in Ostasien stellen dem christlichen Europa seine Missionspflicht eindringlich vor die Augen. Redner erkennt an, wie unser Missionsverein von Anfang

an in Thüringen festen Fuß gefaßt habe. Es wehe ein frischer Wind aus Thüringens Bergen. „Frisch auf zur fröhlichen, heiligen Fahrt!“ Das sei auch fernerhin die Losung. Zum Schluß sprach Pfarrer Schmiedel aus Göttern, der von früheren Vorträgen her in Hildburghausen wohlbekannt war. In liebenswürdiger, fesselnder Erzählungsform schilderte er das gegenwärtige Personal unserer Mission in Japan, die Herzen der Missionsfreunde auch für die einzelnen auf dem Missionsgebiete arbeitenden Personen erwärmend.

Am Vormittag des 17. Juli fand der Festgottesdienst statt. Der Festprediger, Pfarrer Oskar Müller aus Gotha, sprach auf Grund von Jesaias 49, 1—6 über den Missionsberuf der christlichen Gemeinde, indem er hinwies 1. auf den Grund, auf dem diese Aufgabe ruht, 2. auf die Erfahrungen, unter denen der Beruf getrieben wird, 3. auf die Kraft, in welcher er allein recht getrieben werden kann. Von mächtiger, innerer Begeisterung getragen fesselte die Predigt die Gemeinde sichtlich und drang mit der ihr eigenen Unmittelbarkeit von Herzen zu Herzen. An den Gottesdienst schloß sich eine Versammlung der anwesenden meiningischen Geistlichen, in welcher sich der meiningische Landesverein förmlich konstituierte. Oberkirchenrat Dr. Dreyer aus Meiningen wurde zum Vorsitzenden, Kirchenrat Sauerteig aus Hildburghausen zum Stellvertreter gewählt. Die nachfolgende Delegiertenversammlung, an welcher 40 Herren teilnahmen, wurde von Oberbürgermeister Kammerherrn von Stocmeier namens der Stadt und von Oberkirchenrat Dr. Dreyer namens des Oberkirchenrates begrüßt. Letzterer leitete auch die Verhandlungen. Zunächst wurde von den Vertretern aus Weimar (Pfarrer Ernst), Gotha (Superintendent Haupt), Meiningen (Pfarrer Horn) und Koburg (Pfarrer Eberhardt) über den gegenwärtigen Stand der Mission in den einzelnen thüringischen Landen berichtet. Derselbe darf als ein durchweg erfreulicher bezeichnet werden. Auch Koburg, das bisher zurückgeblieben war, hat einen guten Anlauf genommen. Das vom Verein herausgegebene Missionsblatt ist in Weimar, Gotha, Meiningen in 1236, 700 und 350 Exemplaren verbreitet. Um den durch dies Fest gewonnenen engeren Zusammenschluß der betreffenden thüringischen Landesvereine auch für die Zukunft beizubehalten und womöglich noch enger zu gestalten, wurde beschlossen, im Jahre 1897 ein zweites gemeinsames Missionsfest in Eisenach zu feiern. Dort sollen auch nähere Vorlagen für die Form dieses Zusammenschlusses gemacht werden. Im Jahre 1896 feiert jeder Landesverein sein eignes Fest. Sodann bat der gegenwärtige Vorsitzende der Thüringer Geschäftsstelle die anwesenden Geistlichen, sich dieser Einrichtung bei beabsichtigter Begründung von Ortsvereinen, zur Vermittelung von Vorträgen der Missionare des Vereins, sowie zum Bezuge der Vereinsschriften recht fleißig zu bedienen. Er stellte den Bezug einer Sammlung japanischer Photographien in Aussicht, die mit Erklärung versehen bei den Thüringer Vereinen cirkulieren und dazu dienen soll, bei Missionsvorträgen das oft schmerzlich vermißte Anschauungsmaterial zu bieten und das Interesse für das Missionsgebiet zu wecken. — Am Nachmittag fand eine öffentliche Missionsversammlung in den Anlagen des „Schützenhofes“ statt, die ebenfalls sehr zahlreich besucht war. Es sprachen Superintendent Dr. Spinner über „heidnische und christliche Gottesdienste“ in Japan und Pfarrer Schmiedel über „die Thätigkeit eines Missionars in Japan“. Die vortrefflichen Vorträge zweier Gesangvereine trugen zur Verschönerung und Belebung der Versammlung bei. So war das Hildburghäuser Fest von Anfang bis zum Ende ein anregendes und belebtes und hat des tiefen Eindruckes auf die Teilnehmer nicht verfehlt.

H.

Missions-Frauenvereine in Kusel und Landau.

Stadtpfarrer Bickes in Ludwigshafen teilte uns bei Gelegenheit des Jahresfestes mit, daß auch in Kusel und Landau 2 blühende Frauenvereine schon seit längerer Zeit beständen, und hat uns jetzt folgenden Bericht gesandt:

„Der Frauenverein in Kusel wurde schon im Jahre 1891 durch den für unsere Vereinssache sehr thätigen Dekan Brion ins Leben gerufen. Kusel ist ein kleines Amtsstädtchen mit ungefähr 3000 Einwohnern, von denen $^4/_5$ protestantisch sind. Der Verein, der unter Leitung von Dekan bezw. Frau Dekan Brion steht, zählt z. Z. 49 Damen als Mitglieder. Sie bringen im Durchschnitt jährlich 80—90 Mark für den Allg. ev.-prot. Missionsverein auf, eine verhältnismäßig recht respektable Leistung.

Der andere Frauenverein, umfangreicher und bedeutender als der vorige, verdankt seine Entstehung unserem im vorigen Jahre erlassenen Aufruf zur Gründung von Frauenvereinen. Frau Pfarrer Unger in Landau, der Gattin des rührigen Ausschußmitgliedes unseres pfälzischen Hauptvereins, gebührt das Verdienst, ihn gesammelt zu haben. Sie ließ sich die Mühe nicht verdrießen, sozusagen von Haus zu Haus zu gehen, um edle Frauenherzen für unsere Mission zu gewinnen. Ihre Mühe war nicht umsonst. Absagen wurden ihr fast nirgends zu teil und in verhältnismäßig kurzer Zeit waren 100 Damen aus dem Bürger- und Beamtenstand zu einem lebens- und leistungsfähigen Missionsverbande vereinigt. Die Damen erklärten sich nicht bloß zu vierteljährlichen oder jährlichen Beiträgen, sondern teilweise auch zur Fertigung und Lieferung von Handarbeiten gern bereit. Nachdem man in Erfahrung gebracht, daß letztere zum Versand nach Japan sich nicht eignen, werden sie zum Besten des Allg. ev.-prot. Missionsvereins verlost werden. Man unterscheidet in diesen Frauenvereinen aktive, d. h. zugleich arbeitende und passive, d. h. bloß zahlende Mitglieder. Die Aktiven, 20 an der Zahl, vereinigen sich allmonatlich zu einem Missionskranz, der abwechselnd in den Wohnungen derselben stattfindet. Während die Damen arbeiten (natürlich bei einem Täßchen Kaffee!) werden ihnen aus dem Missionsblatte oder unserer Zeitschrift die wichtigsten und für Frauen interessantesten Mitteilungen zur Verlesung gebracht. Der Verein hat im vorigen Jahr 300 Mark abgeliefert, pro 1895 wird er 600 Mark in die Vereinskasse abführen können!

Was in dem kleinen Kusel und in der ehemaligen Grenzfeste Landau möglich war, sollte das in vielen anderen Städten des evangelischen Deutschlands, wo die Verhältnisse ungleich günstiger liegen, unmöglich sein?"

Das Jahresfest des Pfälzischen Hauptvereins

wurde am 18. August v. J. in Kusel gefeiert. Vormittags 11 Uhr traten die Abgeordneten der einzelnen Zweigvereine und die Mitglieder des Ausschusses zur Berichterstattung und Beratung zusammen. Dekan Brion begrüßte die Anwesenden als Konsistorialkommissär und Presbyterialvorstand und wies darauf hin, daß durch den Allg. ev.-prot. Missionsverein der Missionsgedanke in vielen Herzen geweckt wurde, die demselben bisher verschlossen waren. Der Vorstand, Pfarrer Bickes-Ludwigshafen, dankte für die freundlichen Worte und begrüßte den anwesenden Missionar Munzinger. Die Jahresbeiträge des Pfälzer Hauptvereins haben sich gegen das Vorjahr um 580 M. gesteigert. Die Ausgabe beträgt 4290.15 M., wovon 4100 M. an die Kasse des Centralvereins in Berlin abgeführt wurden. Die von den Herren Koch und Hussong in Ludwigshafen geprüfte Rechnung wurde anerkannt und der Rechner entlastet. Ein Antrag von Pfarrer Schäfer-Spesbach, Vereinsorganisation betreffend, wurde angenommen und die Ausführung dem Ausschuß übertragen,

der aus folgenden zwölf Mitgliedern besteht: Bickes-Ludwigshafen, Vorstand, Bayer-Neustadt, Schriftführer und Rechner, Dekan Künkele-Wachenheim, Bahnbeamter Koch-Ludwigshafen, Pfarrer Stepp-Kaiserslautern, Pfarrer Croneiß-Kandel, Rechtsanwalt Bangratz-Landau, Pfarrer Unger-Landau, Pfarrer Oster-Oppau, Rechtsanwalt König-Zweibrücken, Pfarrer Claus-Münchweiler und Obersteiger Zentz von Grube Berbach.

Als um 2 Uhr die Glocken zum Gottesdienste riefen, war die geräumige Kirche schon besetzt, viele konnten nicht mehr eintreten und harrten vor der Thüre. Nach Gesang, Gebet und Schriftlesung begrüßte Pfarrer Schmitt-Kusel die Festgemeinde in herzlichen Worten und Dekan Künkele-Wachenheim hielt die Festpredigt über Ev. Matth. 14, 23—32, gedankenreich und formvollendet, die die Hörer bis zum letzten Worte in Spannung hielt. Das Thema war: Jesus Christus wandelnd über dem Meer — ein Bild, das uns lehrt, weitherzig sein in der Beurteilung der Heidenmission, das uns mahnt, unverzagt sein in dem Werke der Heidenmission, das uns heißt, fest sein in der Zuversicht auf einen gesegneten Erfolg in der Heidenmission. Wie es beim diesjährigen Jahresfest erwartet werden mußte, wurden die auf einer höchst oberflächlichen Beobachtung während 3—4 Wochen beruhenden und von gehässiger Art zeugenden Angriffe auf unseren Missionsverein und das von ihm in Japan betriebene Missionswerk, wie sie Konsistorialrat Dalton-Berlin in seinem Buche „Auf Missionspfaden in Japan" gemacht hat, zurückgewiesen. Nach der Predigt hielt Missionar Munzinger auf Grund von Römer 1, 11: „Denn mich verlanget, euch zu sehen, auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken", eine sehr interessante Ansprache aus seinen eigenen Erlebnissen im Lande der „aufgehenden Sonne". Mit Gebet und Segen schloß die Feier um 4 Uhr. Der Kuseler Kirchenchor unter Leitung seines Dirigenten Ludwig hat wesentlich zur Erhöhung der Festfeier beigetragen in der Kirche wie in der Nachversammlung. Die beim Ausgang erhobene Kollekte zum Besten der Missionssache ertrug 110.86 M. und die Ausstellung verschiedener japanischer Gegenstände im Schulhause lieferte den Ertrag von 77.50 M.

Das Jahresfest des Apoldaer Zweigvereins in Oberroßla

and am Sonntag, den 8. September statt. Die Festpredigt hatte Pfarrer Ernst aus Weimar übernommen, der über Ap.-Gesch. 16, 8—10 sprach. Der Ruf: „Komm herüber und hilf uns!" ergeht auch an uns. Er kommt aus den Ländern der Heiden, er kommt auch aus dem hochcivilisierten Japan, es ist wahr, was ein Japaner sagte: „Der Geist des Christentums durchdringt die europäische Civilisation so innig, daß sie ohne Christentum annehmen soviel hieße, wie einen Leib aufbauen wollen ohne Blut". — Und dieser Ruf ergeht an alle, die die Segnungen des Christentums empfangen haben, besonders auch an unser deutsches Volk. — „Gott will es!" das war die Losung der Kreuzfahrer. Heute gilt es aber viel mehr zu erobern als ein totes Grab, lebendige Menschenherzen. Darum laßt uns den Ruf hören! — In der Nachversammlung hielten Pf. Dr. Hering, Pf. Ernst, Pf. Wohlfarth, Pf. Neumärker und Pf. Schmiedel Ansprachen. Pf. Reuße aus Denstedt sang hier wie in der Kirche einige Soli. Den Vertrieb unserer Flugschriften hatten in liebenswürdiger Weise die Mitglieder des Apoldaer Jungfrauenvereins übernommen. — Der Ertrag der Sammlung in der Kirche ergab 38 M.

Das Jahresfest des Ortsvereins in Ludwigshafen.

Stadtpfarrer Bickes schreibt uns: „Der Ortsverein Ludwigshafen a. R. feierte am 27. Oktober in der neuen, von Baurat Otzen in Berlin erbauten Kirche

sein Jahresfest. Die Beteiligung war derart, daß weder die geräumige Kirche, noch später beim Familienabend der große Festsaal die Menge der Missionsfreunde fassen konnte. Die Anwesenheit Pf. Munzingers, der vor bald 6 Jahren von Ludwigshafen nach Japan ausgesandt wurde, hatte natürlich besondere Anziehungskraft ausgeübt. Beim Gottesdienste wie beim Familienabende wirkte der 100 Sänger zählende Kirchenchor der neuen Kirche mit."

Der Berliner Haupt- und Frauen-Verein

veranstaltete am 7. Nov. v. J. unter Mitwirkung von Prof. Dr. Joachim und andern namhaften Künstlern in der Neuen Kirche ein Konzert, dessen Reinertrag in der Höhe von 1898,32 M. der Centralkasse zur Schuldentilgung überwiesen worden ist.

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 2. Oktober 1895.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 2. Oktober 1895 hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 28. Oktober 1895 gerichtet, aus dem wir im folgenden das Wichtigste mitteilen:

„In unseren Versammlungen am 1. und 2. Oktober konnten wir es dankbar verkündigen, daß unser Werk sowohl in der Heimat als auch im fernen Osten im verflossenen Geschäftsjahr manchen schönen Fortschritt zu verzeichnen hatte. Aber neue Aufgaben sind an uns herangetreten, wohl wert, daß wir neue und größere Anforderungen an unsere Freunde stellen dürfen.

Einen guten Teil der Kraft und Arbeit unserer Missionare in den nächsten Jahren wird die Schaffung einer japanischen theologischen und allgemeinchristlichen Litteratur in Anspruch nehmen, die ins Werk zu setzen die Konferenz des Centralvorstandes am 1. Oktober definitiv beschlossen hat. Zunächst soll ein von Dr. Christlieb aus seinen Vorlesungen erwachsenes Werk über das Alte Testament erscheinen; gleichzeitig damit eine Übersetzung des Neuen Testaments nebst kurzem Kommentar. Wir halten es für eine Ehrenpflicht unserer Mission, dies Unternehmen ins Leben zu rufen und durchzuführen. Wir werden dadurch einen bestimmenden Einfluß auf die Christianisierung des ganzen japanischen Volkes gewinnen, freilich aber auch dafür bedeutende Mittel aufwenden müssen. Ferner wird in absehbarer Zeit die Errichtung eines Betsaales in Osaka, wo unser japanischer Gehilfe Maruyama mit Erfolg thätig ist, notwendig werden. Sehr wünschenswert wäre es auch, wenn wir bald einen 4. Missionar aussenden könnten. Zu allen diesen bald notwendigen Ausgaben kommt, daß im Laufe des Jahres einige Schuldposten endlich abgetragen werden müssen.

Für den Betriebsfonds sind bisher nur wenige Beiträge eingegangen. Sollen wir vorwärts kommen, sollen uns nicht immer wieder alte Verpflichtungen ein Hemmschuh sein, unser Werk weiter auszudehnen, so müssen die Zweigvereine und Vertrauensmänner ihre Anstrengungen vergrößern und ihre Beiträge vermehren.

Für die Propaganda und Gewinnung neuer Mitglieder haben sich unsere Flugschriften (vgl. Jahresbericht Z. M. R. 95, S. 238 f.) als ein geeignetes Mittel gut bewährt. Leider haben bisher die wenigsten Zweigvereine eine feste Niederlage für ihren Vertrieb errichtet, was im Interesse unseres Werkes dringend wünschenswert wäre. Wiederholt machen wir auf das Abonnement und die Gewinnung neuer Leser für unsere Zeitschrift aufmerksam. Das von Pfarrer Lic. Kirmß abgefaßte Flugblatt für die Konfirmanden wird neu aufgelegt und gedruckt werden. Die günstigen Resultate, die damit im letzten Winter erzielt

worden sind, lassen uns hoffen, daß recht viele Bestellungen auf dasselbe beim Centralbureau Berlin C., Friedrichsgracht 53, einlaufen, von dem das Blatt unentgeltlich und franko in jeder beliebigen Anzahl von Exemplaren versandt wird. Dringend legen wir unseren Freunden auch die Bildung neuer Frauenvereine ans Herz.

Pfarrer Lic. Hackmann, der sich nach wie vor auch die Seelsorge der deutschen Matrosen angelegen sein läßt, hat uns wiederholt um passende Lektüre für diese ersucht, und wir bitten herzlich, geeigneten Lesestoff zu sammeln und dem Centralbureau zur Weiterbeförderung zuzusenden.

Die aufblühende deutsche Gemeinde in Shanghai, deren Mitgliederzahl von Jahr zu Jahr größer wird, hat den lebhaften Wunsch, eine eigene Kirche zu errichten. Die Generalversammlung hat beschlossen, diesem Kirchbau sympathisch gegenüber zu treten.

Die Generalversammlung hat ferner beschlossen, beim Großherzogl. Sächsischen Staatsministerium die Genehmigung folgender Änderung der §§ 8 und 12 der Statuten nachzusuchen:

„§ 8: Die Generalversammlung bilden der Centralvorstand, die mit schriftlicher Vollmacht versehenen Abgeordneten der Zweigvereine und die Vertrauensmänner, sowie die übrigen anwesenden Mitglieder des Vereins (die letztgenannten mit beratender Stimme). Auf einen Beitrag bis zu 100 Mark entfällt eine beschließende Stimme; auf Beiträge über 100 Mark entfällt für jede weiteren 100 Mark bis zu 500 Mark noch je eine beschließende Stimme; auf Beiträge über 500 Mark entfällt außer den 5 Stimmen für die ersten 500 Mark noch je eine beschließende Stimme für jede weiteren 500 Mark. Vereine und Vertrauensmänner können ihre Stimme jedem Mitglied des Gesamtvereins übertragen. Ein Abgeordneter kann eine Mehrheit von Stimmen in sich vereinigen.

§ 12: Der Centralvorstand besteht: 1) aus 15 Mitgliedern, welche samt dem Präsidenten von der Generalversammlung gewählt werden, 2) aus je einem Vertreter derjenigen Zweigvereine, welche 2000 Mark oder mehr als jährlichen Beitrag zahlen. Auch diese Mitglieder des Centralvorstandes, sowie der Präsident werden auf 3 Jahre gewählt, und zwar so, daß jedes Jahr ein Drittel zum Austritt kommt."

Zum Mitglied des Centralvorstandes für den verstorbenen Pred. Ritter hat die Generalversammlung den früheren Missionar Pfarrer D. Schmiedel in Göttern b. Magdala (jetzt seit November 1895 Gymnasiallehrer in Eisenach) gewählt; der Schweizer Landesverein, der jetzt über 1000 Mitglieder zählt, hat als seinen Vertreter den Bankdirektor Saxer in St. Gallen in den Centralvorstand abgeordnet.

Mit großer Freude hat die Generalversammlung die Einladung des Schleswig-Holsteiner Landesvereins zur Feier des XII. Centraljahresfestes in Kiel entgegen genommen."

Centraljahresfest.

Unser diesjähriges XII. Centraljahresfest wird ausnahmsweise bereits in den Tagen vom 23.—25. Juni in Kiel stattfinden, da eine Festversammlung zur gewöhnlichen Zeit im Herbst aus örtlichen Gründen in Kiel unmöglich sein würde. Die Festpredigt hat Pred. Lic. Dr. Kirmß-Berlin, den Vortrag in der Generalversammlung Superint. Dr. Spinner-Ilmenau übernommen. In den nächsten Wochen hoffen wir in den Kirchenzeitungen und im Missionsblatt das Festprogramm vollständig bekannt geben zu können.

Berichtigung.

In unserer Jahresrechnung (vgl. Jahresbericht S. 35) ist sub. Tit. V. Beiträge zur Bildung eines Betriebsfonds die Gabe von 150 M., die uns aus Pforzheim übersandt wurde, irrtümlich als Beitrag des Heidelberger Zweigvereins angegeben worden.

Bibeln und Neue Testamente,

noch gut erhalten, in deutscher Sprache, auch Familienbibeln erbitten unsere Missionare in Japan von den Missionsfreunden in der Heimat. Die Sammelstelle hat Pfarrer Burggraf in Bremen übernommen.

Unser Missionar Pf. Munzinger

hat leider bisher die in der Heimat erhoffte Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht gefunden. Sein Hausarzt Dr. Schroer in Glan-Münchweiler hat ihm in einem amtlichen ärztlichen Attest vom 16. Dezember 1895 die Rückkehr auf sein japanisches Arbeitsfeld verboten. Pf. Munzinger hat uns daher gebeten, ihn von seiner Verpflichtung zu entheben, am 1. April d. J., wie wir es in Aussicht genommen hatten, nach Japan zurückzugehen.

Wie es allen unseren Missionsfreunden äußerst schmerzlich sein wird, Pf. Munzinger aus unseren Diensten scheiden zu sehen, so haben auch wir mit tiefstem Bedauern, der gebieterischen Notwendigkeit gehorchend, sein Entlassungsgesuch genehmigt, geben uns aber der Hoffnung hin, daß es unserem Freunde, wenn sich seine Gesundheit wieder kräftigen sollte, möglich sein wird, noch einmal in sein altes Arbeitsfeld wiedereinzutreten.

Mit Rücksicht auf seine Gesundheit hat uns auch Herr Pf. Munzinger gebeten, ihn von den Vortragsreisen vorläufig ganz zu entbinden.

Für die Leitung unseres Vereins erwächst nunmehr die Aufgabe mit der Aussendung eines neuen Missionars recht bald vorzugehen, damit unsere beiden Missionare in Japan Dr. Christlieb und Schiller die dringend gewünschte Hilfe erhalten.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen nnd Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Der Centralvorstand
des Allgemeinen evang.-protestant. Missionsvereins.

Berlin, den 3. Januar 1896.

Prediger Dr. Arndt,
Berlin C. Friedrichsgracht 53.

Dr. Martin Luther und die Heidenmission.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha.

In den Tischreden Dr. Martin Luthers findet sich folgendes schöne Zwiegespräch: D. M. Luther fragte den Hieronymum Weller, wie es ihm ginge? Da sprach er: „Kümmerlich und betrübt, ich weiß nicht, wie es gehet". Darauf antwortete D. M. Luther: „Seid ihr denn nicht getauft? O, wie eine große Gabe Gottes ist die Taufe, welche die Türken und andere Ungläubige nicht haben. Überdies ist Gottes Wort eine große Gabe und Gnade Gottes; darum sollen wir Gott von Herzen danken, daß wir sein Wort haben. Denn Gott ist es, der uns tröstet und stärket, Kraft und Macht giebt, darauf er uns seinen heiligen Geist zum Pfand und Mahlschatz gegeben hat".

Und wieder an einer anderen Stelle mahnt er, die köstlichen Güter wohl zu behalten und zu bewahren, die uns in dem Sakrament der heiligen Taufe von Gott geschenkt werden. „Der Himmel[1]) ist mir umsonst gegeben und ist mein Geschenk, und ich habe Briefe und Siegel darüber, das ist, ich bin getauft und gehe zum Sakrament. Darum verwahre den Brief, daß ihn der Teufel nicht zerreiße, das ist, lebe und bleibe in Gottes Furcht und bete das Vater Unser. Gott hat mir die Seligkeit und das Evangelium nicht können höher und besser vergewissern, denn mit dem Tode, Leiden und Sterben seines lieben Sohnes. Und wenn ich gläube, er habe den Tod überwunden und sei für mich gestorben, und ich sehe die Verheißung des Vaters an, so habe ich den Brief vollkommentlich, und das Siegel der Taufe und Sakraments des Altars, unsres Herren Christi wahren natürlichen und wesentlichen Leibs und Bluts, daran hangen, so bin ich wohl versorget."

Aus dieser Wertschätzung des Sakramentes der heiligen Taufe, aus dieser tiefen Erkenntnis des reichen Gottessegens, der für das Menschenleben aus dem Gottesbund im Sakrament hervorquillt, ergiebt sich die Frage D. Martins an seine Käthe: „Ob[2]) sie auch gläubte, daß sie heilig wäre?" Da verwunderte sie sich und sprach: „Wie kann ich heilig sein, bin ich doch eine große Sünderin". Darauf sagte D. Martin: „Sehet nur da den päpstischen Gräuel, wie er die Herzen verwundet, Mark und alles Inwendiges eingenommen und besessen hat, also, daß sie nichts mehr sehen können, denn nur die äußerliche persönliche Frömmigkeit und Heiligkeit, so ein Mensch selber vor sich thut". Und er wandte sich zu ihr und sprach: „Gläubest du, daß du getauft und eine Christin bist, so mußt du auch gläuben, daß du heilig bist. Denn die heilige Taufe hat solche Kraft, daß sie die Sünden ändert und verwandelt; nicht, daß sie nicht mehr vorhanden wären und nicht gefühlet würden, sondern daß sie nicht verdammen. Der Taufe Wirkung, Kraft und Macht ist so groß, daß sie alle Anfechtungen aufhebt und wegnimmt". Da aber M. Antonii L. Weib gefragt ward, sprach sie, sie wäre heilig, soviel sie gläubete; wäre aber eine Sünderin, sofern sie ein Mensch

[1]) Colloquia.
[2]) Colloquia.

wäre. „Ja," sprach D. Martin, „ein Christ ist ganz und gar heilig, denn wenn der Teufel den Sünder wegführete, wo bliebe der Christe? Darum taugt dieser Unterschied und Antwort nichts. Die Taufe muß man mit festem Glauben fassen, alsdann werden, ja, sind wir heilig".

Herzig und sinnig, — unser Geschlecht in seinen unchristlichen Geschmacklosigkeiten könnte sich ein Beispiel daran nehmen, — ist die schlichte, aber der Würde und Bedeutung der heiligen Taufe angemessene „Form D. Martin Luthers, Gevattern zu bitten": „Gnade [1]) und Friede in Christo! Ehrbare, tugendsame Frau, liebe Freundin! Ich bitte Euch um Gottes willen, Gott hat mir eine arme, junge Heidin bescheret, von meinem und meiner lieben Hausfrauen Leibe, Ihr wollet so wohl thuen und derselben armen Heidin zur Christenheit helfen und ihre geistliche Mutter werden. Damit sie durch Eueren Dienst und Hilfe (durch's Gebet) auch komme aus der alten Geburt Adams zur neuen Geburt Christi durch die heilige Taufe. Das will ich wiederum verdienen. Hiermit Gott befohlen. Amen".

Wenn es not thäte, bei einer Persönlichkeit, wie bei der Luthers, dessen ganzes von Christi Geist und Lebensmacht erfülltes und getragenes Leben wie ein offenes Buch vor uns liegt, erst noch ihre Überzeugung von dem Quell alles Lebens in Gottes Gnade durch Jesum Christum nachzuweisen, so dürften die vorstehenden Äußerungen unseres großen Reformators, die doch nur vereinzelte Stichproben sind, bereits genügen.

Aber mir schwebt eine andere Frage vor der Seele. Daß Luther mit seinem ganzen Leben und Wirken voll und ganz auf dem Boden christlicher Welt- und Lebensanschauung gestanden, bedarf für uns, sowie für jeden ehrlichen Gegner, der sehen will, wohl keines weiteren Beweises. Eine andere Frage aber ist es: Wie hat er diese christliche Weltanschauung realisiert? Ich denke dabei an die Scene vor dem hohen Rat: „Da hießen [2]) sie die Apostel hinausgehen aus dem Rat und handelten mit einander und sprachen: Was wollen wir diesen Menschen thun? Denn das Zeichen, durch sie geschehen, ist kund, offenbar allen, die zu Jerusalem wohnen, und wir können's nicht leugnen. Aber auf daß es nicht weiter einreiße unter das Volk, lasset uns ernstlich sie bedräuen, daß sie hinfort keinem Menschen von diesem Namen sagen. Und riefen ihnen und geboten ihnen, daß sie sich allerdinge nicht hören ließen, noch lehreten in dem Namen Jesu. Petrus aber und Johannes antworteten und sprachen zu ihnen: „Richtet ihr selbst, ob's vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott. Wir können's ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben."

Ich meine also: Wie hat Luther den Christus in seinem Herzen der Welt gepredigt? War's ihm auch ein heiliger, unwiderstehlicher Drang, zu zeugen von dem, was er an Heilserfahrungen persönlich erlebt hat?

Die Geschichte des Reiches Gottes und diejenigen, die ihre Geschehnisse niedergeschrieben, antworten mit einem unumwundenen und unbestreitbaren Ja, soweit es sich um die Thätigkeit und um den Einfluß Luthers auf seinem eigensten Kampfgebiet handelt, auf das ihn Gott gestellt und dem er seine Kräfte nach Gottes Willen in erster Linie zu widmen hatte, das

---

[1]) Colloquia.
[2]) Act. 4, 15—20.

heißt auf dem Kampfesfeld gegen die Verirrungen der römisch-päpstlichen Kirche. Hier ist er einem jeden protestantischen Kinde bekannt und lieb und wert als der kühne Held, der der Pauke ein Loch macht, indem er seine Thesen anschlägt an die Thür der Schloßkirche von Wittenberg, als der unverzagte Kämpfer, der vor Kaiser und Reich sich nur in einem gebunden weiß, in Gottes Wort und in seinem Gewissen, als der tapfere Gottesstreiter, der wie ein zweiter Siegfried als Junker Jörg auf der Wartburg sich den Flamberg des verdeutschten Gotteswortes schmiedete, als der gottgetreue Pilger, der sterbend noch mit einem Ja antwortet auf die Frage seines Freundes Justus Jonas: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf den Trost des Evangeliums, das Ihr verkündet und danach Ihr gelebt, auch sterben?"

Nicht so gleichmäßig und nicht so unbedingt ist die Antwort, wenn wir fragen, wie denn eigentlich extensiv die Zeugniskraft und Zeugniswucht sich offenbart, die doch in jedem Jünger Christi zu suchen ist, und die wir in ganz besonderer Weise in religiös so reich begabten, so tief beanlagten Naturen wie in einem Luther erwarten.

Ich meine, wenn Luthers Verdienst um die Läuterung der heimischen christlichen Kirche laut Zeugnis der Geschichte unbestreitbar ist, wie steht es denn mit seiner Stellung zur Ausdehnung, zur Ausbreitung dieser geläuterten christlichen Kirche, um die Predigt des reinen Evangeliums bei denen, die von einem Evangelium überhaupt noch nichts wissen, das heißt, bei den Heiden?

Das Thema: Dr. Martin Luther und die Heidenmission ist bereits mehrfach teils gestreift, teils eingehender behandelt, aber fast von jedem Autor wieder in einer anderen Weise zur Entscheidung geführt.

Da lese ich in Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende, 7. Aufl., Bd. II, § 143, 7: „Für die Heidenmission geschah (in der 1. Periode der Reformationsgeschichte, im 16. Jahrhundert) noch wenig. Die Ursachen dieses Mangels liegen nahe. Die lutherische Kirche war vorerst noch zu sehr durch innere Angelegenheiten in Anspruch genommen, sie hatte weder die Aufforderung zur auswärtigen Mission, welche der katholischen Kirche in den politischen und merkantilischen Beziehungen ihrer Staaten zu den fernen Heidenländern gegeben war, noch die Mittel zu ihrer Ausführung, welche jener in ihren Mönchsorden dargeboten waren. Doch finden sich Anfänge einer lutherischen Mission schon in dieser Periode, denn Gustav Wasa von Schweden gründete schon 1559 eine solche unter den vernachlässigten Lappländern".

Das ist alles. Von der prinzipiellen Stellung Luthers oder anderer Reformatoren zur Heidenmission nicht ein einziges Wort!

Zur Abwechselung schlug ich auch einmal ein Konversationslexikon auf, das Meyersche, da ich bei allen religiösen Fragen immer begierig bin zu erfahren, in welcher Beleuchtung sie in die weiteren Volkskreise hinausgetragen werden. Da findet sich Band XI, S. 608 (3. Aufl.) folgender Satz: „In der protestantischen Kirche erwachte erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Missionseifer und zwar so, daß fast durchweg die Dissenters, Pietisten, Methodisten u. s. w. das Werk begründeten, die Kirche nur zögernd nachfolgte".

Also auch hier, wenn es gestattet wird, das Schweigen auszulegen, das Resultat: Die Reformatoren, speziell Luther, haben keine Veranlassung gehabt, zu dem großen Thema der Mission Stellung zu nehmen, oder aber, sie haben keinen Sinn und kein Verständnis für die Missionsaufgabe und die Missionspflicht der Gemeinde Christi gehabt.

Mein liebes Lehrbuch, Hase, Kirchengeschichte für akademische Vorlesungen, X. Aufl. habe ich dann durchsucht. Auch hier bestand die Antwort in Schweigen. Auch in Hases Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen fand ich nicht das Gewünschte. § 246 im III. Teil, erste Abteilung, handelt zwar von der Mission, streift aber mit keiner Silbe die Stellungnahme der Reformatoren zu derselben, sondern mit den Worten anhebend: „Die römische Kirche in ihrer neuen Kräftigung dachte die einheimischen Verluste durch auswärtige Eroberungen zu ersetzen und so ihre Universalität zu retten" — geht der Paragraph alsbald zu der Geschichte der katholischen Mission über. Und in der zweiten Abteilung des III. Teiles heißt es in § 316 „Missions- und Bibelgesellschaften" ganz kurz: „Der Protestantismus hat keinen Mittelpunkt der Missionsbestrebungen wie der Katholizismus an der römischen Propaganda. Daher bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vornehmlich von Herrenhut und dem hallischen Waisenhaus nur einzelne Missionäre ausgingen, von der englischen und dänischen Regierung benutzt für ihre Kolonien".

Auch in der kurzen Einleitung, die H. Gundert seinem vorzüglichen Buch: „Die Evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten", vorausschickt, das eine Fundgrube alles Einschlägigen bildet, finde ich als charakteristisch für die Reformationszeit den Satz: „Während um die Zeit der Reformation die katholische Kirche einen neuen Anlauf zur Bekehrung der Heiden nahm, wurden die evangelischen Kirchen ihrer Verpflichtung zur Teilnahme an diesem Werk sich nur langsam bewußt. Ein erster Missionsversuch der Genfer in Brasilien mißlang 1557; dagegen geschah etwas 1559 für die Lappen in Schweden".

Mit Gundert, der dieser kurzen Äußerung nach mit Kurtz und Hase übereinzustimmen scheint, komme ich auf das Gebiet der eigentlichen Missionsschriftsteller hinüber. Ich nenne neben Gundert drei Namen, bei denen ich mich über Luthers Stellung zur Heidenmission erkundigt habe. Sie haben alle einen guten Klang. Aber wieder, wo nun endlich eine Auskunft zu erwarten ist, wie verschieden lautet dieselbe! Jul. Wiggers, Plitt, Warneck, lauter respektable Missionsmänner, bei denen ich als schlichter, junger, wißbegieriger, für die Mission begeisterter Landpfarrer gern in die Schule gehe, um von diesen Altmeistern der heiligen Missionssache zu lernen. Wenn sie doch nur in unserer Frage harmonierten!

Wie habe ich mich doch, als ich zuerst unsere Frage erwog, gefreut, daß Wiggers[1]) mir die Antwort gab: „In Deutschland hatte schon der Führer und Fürst der Reformation, Martin Luther, mehrfach auf die heilige Pflicht der Heidenbekehrung hingewiesen", und zugleich einige Citate (aus der Auslegung des 117. Psalms und aus der Auslegung des Evangeliums vom Himmelfahrtstage aus der Kirchenpostille) hinzufügte, in denen Missionsgedanken entwickelt zu sein schienen. Ich weiß nicht, bei dem

---

[1]) Geschichte der evangelischen Mission 1845, 1. Bd. S. 25—27.

Schweigen der obengenannten Lehrbücher habe ich immer die Empfindung gehabt: Wenn Luther jeder Missionsgedanke abgegangen ist, dann fehlt mir etwas an ihm, was ich an ihm als Christen und als Homileten mit Bestimmtheit gesucht habe und was ich nur mit Schmerzen an ihm vermissen könnte.

Auch aus Plitts „Geschichte der lutherischen Mission" [1]) habe ich viel Tröstliches gelernt, wenn ich auch wohl dasselbe Gefühl nicht loswerden kann, das Warneck beschlichen hat, daß nämlich mit dem Begriff „Mission" bei Plitt eigentlich doch ein quid pro quo getrieben ist. Jedenfalls stößt sich Warneck mit gutem Recht daran, wenn bei Plitt unter „Mission" etwas anderes substituiert wird, als was darunter wirklich zu verstehen ist. Unter Mission ist nach Warneck zu verstehen: „Sendung [2]) von Predigern das Evangelii zur Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden, d. h. den nichtchristlichen Völkern". Diesen kaum anfechtbaren Begriff zugegeben, kann man doch nicht von einem Missionieren reden, wie es bei Plitt geschieht: „Die Heiden [3]), die Luther meint und von denen er auch oft sagt, wir Heiden, sind die nicht jüdischen Völker, welche in die christliche Kirche eingegangen waren; sie loben Gott, wie schon Psalm 117 geweissagt hat, und unter ihnen soll das Evangelium immer mehr im Schwange gehen. Unter sie gingen dann Luthers Schüler hinaus als Boten des Evangeliums und gründeten Missionsstationen. Auch jetzt suchten sie die Hauptplätze des Verkehrs, die größeren Städte zuerst auf, und von da verbreitete sich die Predigt in immer weiteren Kreisen, bis diese Kreise sich berührten und in einander übergingen, sodaß es ein zusammenhängendes evangelisches Kirchengebiet gab. Auf solche Weise predigte und trieb Luther evangelische Mission, und für den Fortgang dieses Missionswerkes lehrte er die evangelischen Christen beten, indem er in der Auslegung der zweiten Bitte schrieb: Derhalben bitten wir nun zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten ein Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihr viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben".

Das ist der Reformator Luther, aber nicht der Missionsmann Luther!

Abgesehen von dieser irrigen, flüssigen, unklaren Begriffsbestimmung, die sich durch die gesamten Ausführungen Plitts über Luther hindurchzieht und sie leider nicht unwesentlich beeinträchtigt, enthalten diese doch viel Dankenswertes, und man kann sich manches unbedenklich aneignen, wenn er seine Gesamtausführungen über unser Thema in nachfolgende Sätze zusammenfaßt: „Luther [4]) vernachlässigte den Missionsbefehl des Herrn an seine Kirche nicht, sondern suchte mit Wort und That ihm gerecht zu werden;

---

[1]) Neu herausgegeben von Hardeland. Vergleiche als hierher gehörig Bd. I, S. 3—15.

[2]) Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen, 1882.

[3]) A. a. O. S. 9.

[4]) A. a. O. S. 14.

aber er ließ sich von der Lage, in welcher er die Kirche fand, sagen, wie und wo solches zu geschehen habe. Er sah, daß man in der Kirche nicht wußte, was der Inhalt der Missionspredigt sein solle, und daß man vergessen hatte oder nicht wissen wollte, auf welche Weise das Reich Gottes auszubreiten sei. Dadurch war ihm auch hier die Aufgabe, zu reformieren, gestellt. Er zeugte gegen die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen; und er zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Diese Botschaft verkündigte er selbst, wo sein Beruf es von ihm verlangte. Ihre Bestimmung, durch die Welt zu gehen, betonte er laut und wollte nicht zugeben, daß ihr als mit Recht irgendwo Grenzen gesteckt werden dürfen".

Gegenüber den Ausführungen Plitts herrscht bei Warneck[1]) eine vollständige Klarheit vor. Freilich, sie bringt uns, was uns nicht wohl, sondern mir wenigstens sehr wehe thut.

Mit einem kurzen Sätzchen giebt Warneck allerdings zu, „daß die Reformation der Mission einen großen indirekten Dienst gethan, indem sie den Inhalt der Missionspredigt der Kirche wieder zum Bewußtsein brachte durch ihre energische Proklamation des lauteren biblischen Evangelii. Mit allem Nachdruck bekämpfte Luther die Verweltlichung der Missionsthätigkeit, nach welcher man meinte, mit dem Schwerte in der Hand die Feinde des christlichen Namens niederschlagen zu müssen, und zeigte, welches die Botschaft sei, die von der Kirche Christi unter alle Völker gebracht werden solle. Aber er that das eigentlich nicht im Blick auf die damalige Heidenmissionsthätigkeit, sondern im Zusammenhange mit der Präcisierung seiner Stellung zu den Türkenkriegen. Und wenn er mit allem Nachdruck auf die Predigt des Evangeliums dringt und für dieselbe freie Bahn verlangt, — so bezeichnet er doch nirgends die Heiden als das Objekt der Evangelisationsarbeit". Warneck schließt seine Ausführungen mit dem Resultat: „So schwer es uns auch werden mag, uns in diese Thatsache zu finden, so dürfen wir sie doch nicht verschleiern: Der Blick in die Missionsaufgabe der Kirche hat dem großen Reformator wirklich gefehlt".

Wenn ich Warneck noch mehr hätte lieb gewinnen können, als es schon der Fall war, dann wäre es geschehen durch die unbestechliche Lauterkeit und Wahrheitsliebe, mit der er eine gewonnene Überzeugung ehrlich ausspricht, auch wo sie ihm bitter leid thut, und wo er weiß, daß sie vielen Missionsfreunden nicht erhofft, nicht erwünscht ist. Ich glaube es ihm von Herzen, dem alten Diener seines Herren Jesu Christi, daß ihm das Eingeständnis „schwer" geworden ist. Indes, er hat Recht, auf dem Boden evangelischen Christentums heißt es: Nur keine Verschleierungen und Beschönigungen und damit Diskreditierung des Kirchlichen, sondern Wahrheit in allem!

Es liegt mir vor allem daran, auch in dieser Arbeit nur Wahrheit und Klarheit zu geben; und ich werde das dadurch versuchen, daß ich zumeist unseren Luther redend einführe. Sollten diese Zeilen Warneck, mit dem ich nicht in allen Stücken harmoniere, zu Gesicht kommen, so bitte ich

[1]) A. a. O. S. 7 ff.

ihn, — es ist nicht eine captatio benevolentiae, sondern die schuldige pietas eines jungen Geistlichen gegen seinen so viel älteren, vielerfahrenen Amtsbruder, zu dem er in dankbarer Verehrung aufschaut, — sie so aufzufassen, wie sie gemeint sind: Geschrieben in warmer Liebe zu dem, dem wir die Predigt des lauteren Evangeliums verdanken, zu unserem Dr. Martin Luther, und in warmer Begeisterung für das heilige Werk, das die eine hohe, unvergleichliche Aufgabe hat, sich hinauszuwenden an alle Welt und das heilige Gottesevangelium zu predigen aller Kreatur. —

Als das Evangelium im Evangelium kann man das Wort im Evangelium Johannis bezeichnen: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“. Damit sind die beiden Brennpunkte der Religion Jesu Christi gegeben: Die Sünde der Menschen und die Gnade Gottes, die Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungsfähigkeit des Herzens und die vergebende Liebe Gottes in Jesu Christo, das Verlorensein der Welt ohne Christus und das Gerettetwerden der Welt durch Christus.

In dieser persönlichen Erfahrung, die jedes echte Christenherz kennt, liegt Wurzel und Triebkraft der Mission. Das durch Christus erlöste Herz kann nicht die Liebe des Vaters eigensüchtig für sich behalten, sondern muß die erfahrene Seligkeit anderen mitteilen und sie auf den Weg des Lebens hinweisen.

So ziehe ich denn die Folgerung: Wo Mission getrieben wird, da ist auch die Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig. Und umgekehrt: Wo Erkenntnis der Sünde und der Gnade lebendig ist, da sind auch die Positionen gegeben, von denen aus Missionsleben sich entfalten kann.

Beide Voraussetzungen sind bei Luther überaus stark entwickelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt von Thekla Scipio in Eaton-Hall (England).

XIV.

Paulus in Rom.

85. Da das ausgerichtet war (sein großer Erfolg in Ephesus), beschloß Paulus, durch Macedonien und Achaja zu reisen, und nach Jerusalem zu wandern, indem er sprach: „Wenn ich dort gewesen bin, muß ich auch Rom sehen“ (Apostelgesch. 19. 21). Paulus schreibt von Ephesus aus selbst an die Korinther, daß er gedächte, „zu Ephesus zu bleiben bis auf Pfingsten“, daß er dann durch Macedonien ziehen und endlich längere Zeit, selbst den Winter hindurch, in Korinth bleiben wolle (1. Kor. 16. 5—9). Seine Reise nach Jerusalem macht er von dem Erfolg der Kollekte abhängig (16. 3—4). Paulus mußte Ephesus etwas früher verlassen, als

er beabsichtigt hatte; da er aber den Ertrag der Kollekte in Macedonien und Achaja über Erwarten groß fand, hielt er es für das beste, sie selbst nach Jerusalem zu bringen. Ehe er diese seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, schrieb er, höchst wahrscheinlich von Korinth aus, seinen Brief an die Römer. „Nun aber sage ich, ich fahre hin gen Jerusalem, den Heiligen zu dienen“ (Röm. 15. 25.).

Er beabsichtigte jedoch, seine Reise über Rom nach Spanien fortzusetzen (15. 24—28). Der Grund zu dieser Ausdehnung seines ursprünglichen Planes wird nicht angegeben, wenn wir ihn nicht aus den Worten entnehmen wollen: „Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern“ (15. 23). Es gab noch viele Städte in Griechenland, die vom Evangelium nichts wußten, und die Dörfer waren kaum aufgesucht worden; dennoch hielt Paulus seine Aufgabe für schon vollendet; das Feuer war in den Hauptorten der Provinzen entzündet und Paulus hatte volles Vertrauen auf die eigene missionierende Kraft des Evangeliums. Es ist ein trauriger Anblick, wenn für die Dauer von Generationen unsere Missionen einen komplizierten Apparat westlicher Institutionen und sonstige Hilfe nötig haben, um eine eingeborene Gemeinde zusammen zu bringen. Obgleich die Umstände, unter denen wir in China und andern Ländern arbeiten, ganz verschieden sind, (vergl. §§ 26, 28, 35), so können wir doch noch viel von der apostolischen Art und Weise lernen. Paulus rühmt, „daß von Jerusalem an und umher bis nach Illyrien ich alles mit dem Evangelium Christi erfüllet habe“ (Röm. 15. 19). Wir wissen nichts von einer Reise des Paulus nach Illyrien; er mag sie während der beiden Jahre gemacht haben, die er in Korinth verlebte. Es kann auch sein, daß Paulus, statt in Korinth zu überwintern, nach Nikopolis hinübergegangen ist, wie er an Titus schrieb (Tit. 3. 12). Jedenfalls hatte er Illyrien berührt, ehe er seinen Brief an die Römer schrieb. Es wird nicht berichtet, ob er seine beabsichtigte Reise nach Spanien ausführte. Sein Plan, Rom zu besuchen, wurde von dem Herrn selbst gutgeheißen; er stand in der Nacht bei ihm und sprach: „Sei getrost; denn wie du von mir zu Jerusalem gezeuget hast, also mußt du auch zu Rom zeugen“ (Apostelgesch. 23. 11). Es kann sein, daß diese Erklärung des Herrn selbst Paulus später bewog, sich „auf den Kaiser zu berufen“ (25. 11). Diese Berufung war es, die ihn als Gefangenen nach Rom brachte.

86. Das Evangelium war in Rom, ehe Paulus oder ein anderer Apostel dorthin gekommen war. Paulus konnte Gott in Bezug auf die römischen Christen danken, „daß man von euerm Glauben in aller Welt saget“ (Röm. 1. 8). Er sagt ihnen, daß sie „berufen sind von Jesu Christo“, „die Geliebten Gottes und berufenen Heiligen“ (1. 6—7). Er hatte sich oft vorgenommen, zu ihnen zu kommen, und war immer verhindert worden (13). Seine Absicht war, „auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken“ (11). „Daß ich auch unter euch Frucht schaffte, gleich wie unter den anderen Heiden“ (13). Paulus glaubte, daß er Frucht unter den Römern schaffen würde und zwar nicht die Frucht menschlichen Wissens oder philosophischer Moral oder natürlicher Religion, sondern die der geistlichen Gaben, und er war überzeugt, daß er ihnen dieselben durch die Predigt des Evangeliums mitteilen würde, „denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben“ (Röm. 1. 15—16).

Im Hinblick auf seine Erfahrung unter andern Gläubigen spricht der Apostel seine Zuversicht aus, daß er auch den Gläubigen in Rom einen Teil dieser Kraft Gottes werde mitteilen können. Er empfand dies als eine ganz besondere Pflicht. „Ich bin ein Schuldner beider, der Griechen und der Barbaren, der Weisen und der Unweisen (1. 14).“ Die Römer fühlten sich als Nichtgriechen in den Begriff „Barbaren“ miteingeschlossen, gewiß nicht zur Steigerung ihres Nationalstolzes. Paulus ist mit seinem Lob der christlichen Tugenden sehr freigebig, aber niemals verweilt er mit demselben auf den rein menschlichen Vorzügen (vgl. § 48). Da er nicht die Absicht hatte, in Rom zu bleiben, sondern nur auf der Durchreise nach Spanien dort verweilen wollte (15. 24—28), sandte er seinen Brief voran als eine Art Einführung bei der dortigen Gemeinde. „Ich weiß aber sehr wohl von euch, liebe Brüder, daß ihr voll Gütigkeit seid, erfüllet mit aller Erkenntnis, daß ihr euch unter einander könnet ermahnen. Ich habe es aber dennoch gewagt, und euch etwas geschrieben, liebe Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist, daß ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden“ (15. 14—16). Obgleich Paulus sich seiner besonderen Berufung durch Christus selbst und seiner unausgesetzten Verbindung mit ihm wohl bewußt war, so wußte er doch den Wert christlicher Gemeinschaft, selbst in der Ferne, wohl zu schätzen. „Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, um unseres Herrn Jesu Christi und der Liebe des Geistes, daß ihr mir helfet kämpfen in euren Gebeten zu Gott für mich, auf daß ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und daß mein Dienst, den ich für Jerusalem habe, angenehm werde den Heiligen, auf daß ich mit Freuden zu euch komme durch den Willen Gottes und mich mit euch erquicke“ (Röm. 15. 30—32).

Als Paulus diesen Brief schrieb, war er noch in Griechenland, hatte aber schon beschlossen, vor seiner Reise nach dem Westen Jerusalem zu besuchen. Er besaß nicht das sanguinische Temperament, das den Menschen mit sentimentalen Hoffnungen erfüllt und alle Schwierigkeiten übersehen läßt; er war sich über die Gefahren, die ihn in Jerusalem erwarteten, vollständig klar. Die Christen dort waren bekehrte Juden, die sich an das mosaische Gesetz gebunden fühlten. Gott ließ es geschehen, daß die alten Opfer im Tempel fortgesetzt wurden. Doch zeigten die Christen sowohl bei den Disputationen auf dem apostolischen Konzil (Apostelgesch. 15) als auch bei des Apostels letztem Besuch gesundes religiöses Leben. Die Brüder nahmen ihn mit Freuden auf. „Er erzählte eins nach dem andern, was Gott gethan hatte unter den Heiden durch sein Amt. Da sie aber das hörten, lobten sie den Herrn“ (Apostelgesch. 21. 17—20). Es war das eine Antwort auf das Gebet, zu welchem Paulus die Römer in seinem Brief ermahnt (15. 31). Jedoch war dies nur ein Teil der von ihm erbetenen Fürbitte; und auch der andere Teil, die „Errettung von den ungläubigen Juden“, sollte ihm erfüllt werden, wenn auch in ganz anderer Art, als er gedacht hatte. Seit der Kreuzigung triumphierten die Feinde Christi in Jerusalem; ihre That schien wie von Gott selbst geheiligt. Wir können darum den starken Glauben der Christen in Judäa während dieser Zeit nur bewundern.

Die Zerstörung Jerusalems einige Jahre später und die Zerstreuung der Juden war das selbst der Welt verständliche Urteil Gottes. Jene

Zeit war aber noch nicht da; noch mußten die Christen auf ihren Glauben hinleben und geduldig im Leiden sein. Paulus war den Juden als der eifrigste Prediger Jesu bekannt, und ihr Haß gegen Jesus wandte sich naturgemäß gegen Paulus, seinen lebenden und thätigen Stellvertreter. Die Gebete der Christen wandten diesen Haß dazu, die Sicherheit des Apostels zu vergrößern; römische Soldaten mußten ihn gegen alle üblen Anschläge der Juden schützen. Von den Offizieren, denen er anvertraut war, wurde er mit Hochachtung behandelt; er fand Gelegenheit, vor den höchsten Würdenträgern das Evangelium zu predigen; er durfte an seine christlichen Freunde Briefe schreiben; er erhielt die Erlaubnis, nicht nur Besuche zu empfangen, sondern auch selbst solche zu machen. Endlich wurde er in Sicherheit nach Rom gebracht, und dort hatte er für ungefähr zwei Jahre Ruhe.

87. Obgleich Paulus mit einer Anzahl Christen in Rom persönlich bekannt war (vgl. die Grüße für Rom, Röm. 16), so war er doch nie bei ihnen gewesen und hatte ihr kirchliches Leben nicht beobachten können. Wir können daher in diesem Brief auch nicht eine Erörterung über allerlei praktische Fragen erwarten, wie wir sie in den beiden Briefen an die Korinther finden. Paulus hält sich nicht damit auf, zu zeigen, wie das Evangelium unter den Mitgliedern einer besonderen Gemeinde wirkt, oder wie es mit besonderen Schwierigkeiten an einem besonderen Orte zu kämpfen hat; er stellt in den Vordergrund die Natur des Evangeliums und das ist die Herrlichkeit Gottes, die uns als seine Gnade zu teil wird. Das Evangelium ist wirklich eine Gabe Gottes für den Menschen, nicht etwas, das der Mensch sich selbst geben kann. Gott bietet sich selbst und alle seine Herrlichkeit in einer Weise an, die unseren menschlichen Verhältnissen angemessen ist. Wenn wir unser Herz diesem göttlichen Einfluß öffnen, so stehen wir im Glauben; es ist ein freundliches Verhältnis zu Gott, das aufwärts zur endlichen Vereinigung mit ihm führt. Wie Gott der Schöpfer aller Menschen ist, so ist auch seine Gnade für alle Menschen vorhanden. Obgleich die Offenbarung Gottes eine Geschichte hat, und die Juden sich früher großer Vorrechte erfreuten, so haben sie doch selbst die göttliche Huld verworfen. Jetzt steht der Bund Gottes allen Völkern offen. Das Gesetz hatte einen erziehlichen Zweck. Es sollte das Volk bereit machen, den Messias, der vom Himmel kam, um das Reich Gottes auf Erden zu gründen, zu erkennen und aufzunehmen. Das Reich Gottes ist die Erfüllung der Verheißungen Gottes, nicht das einem bestimmten Volke gewährte Vorrecht. Israel und von der ganzen Nation der Stamm Levi und von den Leviten die Familie Arons, — sie alle waren für einen göttlichen Zweck nicht wegen ihrer persönlichen Verdienste auserlesen. Sie waren die Diener Gottes, sofern sie die Absichten Gottes ausführten; sie wurden seine Feinde, sobald sie menschlichen Gedanken folgten, die nicht mit denen Gottes übereinstimmten. Und darum wurden sie verworfen. Jetzt sind die Gläubigen in Christo das auserwählte Volk Gottes und die Träger seiner Gnade in der Welt und für die Welt. Gott ist unter seinen Kindern gegenwärtig. Die Kirche ist der lebendige Tempel Gottes, die Verwirklichung dessen, was der Tempel in Jerusalem typisch war. Jeder Christ muß diesen Zweck Gottes zu seinem eigenen machen und zwar nicht nur intellektuell, sondern in persönlicher Hingebung. Alle Christen sollten sich als Bürger des

Reiches Gottes in Liebe verbunden fühlen und ein Volk Gottes, den Leib Christi bilden. Das ist der leitende Gedanke in dem Briefe des Apostels an die Römer, der für jeden Christen, aber besonders für die Missionare, wichtig ist.

88. Die Charakteristik des Heidentums im ersten Kapitel ist tief und zutreffend. Die hervortretenden Züge derselben sind „Gottlosigkeit" und dementsprechend „Ungerechtigkeit" (1. 18). Gottes ewige Kraft und Gottheit kann jeder wissen; obgleich selbst unsichtbar, können sie doch durch die sichtbaren Dinge erkannt werden. Aber „dieweil sie wußten, daß ein Gott sei, haben sie ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch gedanket". Das ist die Wurzel des heidnischen Irrtums und der Sünde. Ihr Dichten wurde eitel, ihr unverständiges Herz verfinstert, sie wurden thöricht und machten Götterbilder (1. 20—23). Darum wurden sie Sklaven ihrer Lüste und entehrten ihre eigenen Körper und die Körper ihrer Mitmenschen. Dann folgten alle anderen Laster. Doch das Gewissen ist noch da; sie kennen das göttliche Gesetz der Wiedervergeltung (2. 14—16), aber ihr besseres Wissen hat die Kontrolle über Körper und Geist verloren; „sie thun es (die schlechten Dinge) nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es thun" (1. 28—32).

Wenn Paulus auf dem Areopag den Vorzügen der Griechen großes Lob zollte (siehe § 48), so macht er auch nicht die leiseste Anspielung auf irgend eine vorzügliche Eigenschaft der Römer. Auf dem Areopag sprach er zu gebildeten Heiden; er citierte darum einige von ihren eigenen Dichtern, aber keinen Propheten der Bibel (§ 51); in seinem Brief an die Christen in Rom erwähnt er keinen heidnischen Schriftsteller, führt aber viele Stellen aus dem Alten Testament an und erklärt die Gedanken der Offenbarung Gottes von Anfang bis zu Ende.

Das ist lehrreich für uns. Wir Missionare des Evangeliums haben den Beruf, die Chinesen mit allem, was Gott für sie offenbart hat, bekannt zu machen. Das Studium des Chinesischen kann diesem Zweck dienen, aber es kann auch eine Versuchung werden. Dasselbe kann der Fall sein bei wissenschaftlichen Studien, bei Reisen, Artikelschreiben, oder beim Übersetzen von weltlicher Litteratur und von Neuigkeiten. Es wäre sehr interessant gewesen, wenn Paulus seine Meinung über die Schriften Ciceros, Virgils, Horaz', Livius' und anderer berühmter römischer Schriftsteller abgegeben hätte. Aber kein litterarisches Interesse könnte sich mit dem mächtigen Einfluß vergleichen, den dieser Brief auf Millionen Leser und auf die Geschichte der christlichen Kirche gehabt hat. Paulus hielt sich streng auf religiösem Boden, und selbst das, was manchen Lesern vielleicht als eine Abschweifung erscheint, ist im Licht der göttlichen Offenbarung geschrieben. So hat Paulus ein Musterwerk für alle Generationen geschaffen[1]).

92. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit" (13. 1). Die Bedeutung ist nicht mißzuverstehen; die Christen sollen den heidnischen Beamten gehorchen. Der Grund wird angegeben: „Denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet". Es ist leicht zu verstehen, daß die Christen es manchmal schwer fanden, sich der Regierung von Leuten zu unterwerfen, die in Götzendienst und Laster lebten.

[1]) Die rein dogmatischen §§ 89—91 sind ausgelassen.

Es scheint widersinnig, daß die „Ungerechten“ über die Kinder Gottes herrschen sollen, und es ist dies gewiß nicht die normale Lage der Dinge. Da aber die Zahl der aus dem Geist Geborenen verschwindend klein ist gegen die Zahl der nicht Wiedergeborenen, so müssen jene daran denken, daß sie, solange sie im Fleische leben, auch den Bedingungen dieses Lebens unterworfen sind, wie Christus es auf dieser Erde auch war. Die Menschheit kann nicht bestehen ohne Einteilung in Nationen, Staaten und Regierungen. Da die Menschen mehr unter dem Einfluß ihrer Leidenschaften als unter dem der göttlichen Gedanken stehen, ist das äußere Gesetz notwendig, sie in Ordnung zu halten. Das Gesetz aber bedarf einer Macht, die es in Wirkung bringt, und die Beamten der Regierung sind die Stellvertreter und Werkzeuge dieser Macht. Sie sind in dem jetzigen Stand der menschlichen Verhältnisse eine Notwendigkeit. Paulus redet dabei nicht dem Absolutismus das Wort. Die Regierung ist von Gott verordnet.

Es wird keine bestimmte Form angegeben, weil die verschiedenen Formen durch die verschiedenen Verhältnisse und Umstände des menschlichen Lebens bedingt werden. Wie jede Regierung von Gott eingesetzt ist, so ist sie auch dem Willen und Zweck Gottes unterworfen, „sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut“. Dies ist die von den verschiedenen Regierungen mehr oder weniger verwirklichte Idee, und die Macht der Regierung hängt davon ab. Jede Mißachtung des göttlichen Gedankens wird immer Entsittlichung der Beamten zur Folge haben, wird ihr Ansehen bei den Leuten untergraben und den Untergang des Staates herbeiführen. Diejenigen, die die Macht in Händen haben, sollten manchmal an diese Wahrheit erinnert werden. Jesus that das vor Pilatus (Joh. 19. 11), Petrus und Johannes bei der Verantwortung zu Jerusalem (Apostelgesch. 4. 19), und Paulus vor dem Magistrat zu Philippi (Apostelgesch. 16. 37).

Wenn wir eine Regierung verbessern, machen wir sie zu gleicher Zeit stärker. Hingegen ist Widersetzlichkeit gleichbedeutend mit Rebellion und in jedem Fall verderblich. Die Unordnung muß unterdrückt und das Gesetz aufrecht erhalten werden. Für die Christen ist es eine wichtige Pflicht, sich gebührlich zu betragen, denn wenn sie dem Gesetz zuwiderhandeln, hat der Pöbel gute Gelegenheit, ihnen feindlich entgegenzutreten. Die goldene Regel des Apostels sollte sich dem Gemüt jedes chinesischen Christen einprägen: „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid: Schoß, dem der Schoß gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt“ (Röm. 13. 7).

Die Steuern in China sind nicht hoch, aber schlecht verteilt und auch die Art der Einziehung ist nicht zu billigen, und die ungesetzmäßigen Gebühren und „Erpressungen“ sind manchmal unerträglich. Solange jedoch alle angesehenen Chinesen solchen Forderungen nachkommen, wird es für die Stellung der chinesischen Christen nicht ratsam sein, sich denselben zu widersetzen oder sie zu umgehen. Sie können von dem Beispiel unseres Herrn (Matth. 17. 24—27) lernen, was am besten für sie ist.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XXVI. Die Kokumin Shimbun über den religiösen Geist der Nation.

Die Kokumin Shimbun ist eine der verbreitetsten und erfolgreichsten Zeitungen der japanischen Hauptstadt. Einen großen Teil ihres Leserkreises nimmt die studierende Jugend ein, sodaß also dieses Blatt auf die Denkweise der nächsten Jahrzehnte von großem Einflusse ist. In seiner Redaktion sitzen verschiedene Christen, darunter selbst ein früherer Schüler unserer theologischen Schule. Überhaupt sind unter den Herausgebern und Mitarbeitern der in Tokyo erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften verhältnismäßig viele Christen. Bei einer Versammlung derselben, die im letzten November stattfand, erschienen etwa 50, die sich zu gemeinsamer Aktion enger zusammenschlossen. Die volle Zahl dieser Christen ist aber auf das Doppelte bis Dreifache zu schätzen.

Der mitgeteilte Leitartikel ist darum besonders erfreulich, weil eine so angesehene politische Zeitung es wagen kann, so offen die religiöse Frage zu berühren und in so verständiger Weise zu behandeln. Der Artikel liegt in der Linie einer Reihe von Aufsätzen über Erziehungswesen, mit welchem sich die Kokumin Shimbun besonders eifrig beschäftigt. Die Notstände, wie sie sich nach Einführung der Religionsfreiheit ergeben haben, sind klar erfaßt; aber freilich ein Weg, der sicher aus den Schwierigkeiten herausführt, wird nicht angegeben. Die Notstände werden bleiben, so lange nicht die einzelnen Religionsgemeinschaften selbst den Moralunterricht als Religionsunterricht erteilen. Doch dergleichen ist vorläufig unmöglich. Der Shintoismus würde jedenfalls bei dem Mangel eines ausgesprochenen Lehrsystems zu kurz kommen. Und der Shintoismus ist doch immer noch die ehrwürdige Staatsreliquie, deren Wert offiziell nicht bezweifelt werden darf, wenn auch der betreffende Leitartikel ihn mit Stillschweigen übergeht.

Die Kokumin Shimbun (Nr. 1729 vom 25. Oktober 1895) schreibt folgendermaßen:

„Wir brauchen natürlich nicht erst zu sagen, daß Religion für die Existenz eines Volkes notwendig ist, daß es geradezu eine Art Selbstmord ist, wenn eine Nation die Religion verachtet oder verwirft. Seit alten Zeiten bis auf diesen Tag hat es Nationen gegeben, welche eine Religion unterstützten und andere verwarfen, aber keine, welche Religion überhaupt verwarf als etwas Nutzloses oder gar Schädliches.

Das scheint selbstverständlich zu sein, und doch haben wir die erstaunliche Thatsache zu konstatieren, daß der Moralunterricht in unserm Lande, so wie er in den der Unterrichtsverwaltung unterstellten Schulen betrieben wird, geradezu eine irreligiöse Wirkung ausübt. Dieser Unterricht ist aufgebaut auf japanisierten Konfuzianismus, der, wenn er auch denselben Namen und Ursprung hat, wie der chinesische Konfuzianismus, doch von dem letzteren verschieden ist. In China hat der Konfuzianismus die *religiöse* Form der Verehrung des Himmels und des Konfuzius, in Japan dagegen

ist er eine reine Morallehre geworden. Es ist natürlich nicht zwecklos, Moral zu lehren; aber kann es genügen, wenn man die geistliche Ausbildung lediglich dem langweiligen und mechanischen Moralunterricht überläßt, der so ungenießbar ist, wie Sand an Stelle von Brot? Der Moralunterricht giebt Nahrung für den Kopf, aber nicht für das Herz, oder mit anderen Worten, er lehrt den Weg, den man gehen soll, aber er vermag nicht, die Kraft einzuflößen, daß man ihn auch gehen kann. Ja, noch mehr: Die sogenannte moralische Erziehung ist nicht nur ziemlich resultatlos, sondern thut sogar ungeheuren Schaden an den jungen Herzen, deren natürliche religiöse Gefühle sie erkältet und zerstört. Obgleich wir es für unrichtig halten, den Schulen einen direkt religiösen Charakter zu geben, so halten wir doch den Zustand, daß dieselben geradezu Stätten zur Bekämpfung der Religion, Werkzeuge zur Zerstörung der religiösen Gesinnung geworden sind, für im höchsten Grade verderblich. Wie ist der thatsächliche Zustand des Moralunterrichtes in Volks- und Mittelschulen? Mit wenigen Ausnahmen werden die Schüler angeleitet, die Religion zu ignorieren oder zu hassen, nämlich entweder wird die konfuzianische Moral gepriesen, der Buddhismus verspottet und das Christentum mit Haß überschüttet, oder die Schüler werden gar zu der materialistischen Gesinnung geführt, Gott (Götter), Buddha, Geist für nichts zu halten. Sind nun Knaben in einer Schule, welche christliche Kirchen besuchen, so versuchen die Lehrer die religiöse Gesinnung derselben zu beseitigen durch Tadel und Scheltworte vor der ganzen Klasse, gehen andere mit ihren Eltern zum buddhistischen Gottesdienste, so greift der Lehrer die buddhistischen Lehren von Paradies und Hölle an und sagt, daß Buddhismus höchstens gut genug sei für ungebildete Leute. So wird der religiöse Geist vieler Schüler durch die Schule erstickt, aber damit doch auch die moralische Erziehung selber beeinträchtigt.

In Wirklichkeit sollte Moral eine Vorstufe der Religion bilden und der Moralunterricht der Schule eine Stütze abgeben für den religiösen Glauben des Elternhauses, sei es der christliche oder der buddhistische. So falsch es wäre, wollten die Lehrer geradezu für eine bestimmte Religion Propaganda treiben, so viel schlimmer ist es, wenn man die Schüler anleitet, Religion überhaupt zu verwerfen. Im Gegenteil, die Lehrer müßten die Schüler darüber aufklären, warum Religion für das menschliche Leben, für die Existenz des Staates notwendig ist, und so die Religion tiefer gründen. Moralbücher und Moralunterricht lassen des Lebens Licht und wahren Weg nicht finden, darum sollte man die Schüler darin bestärken, zur Kirche und Predigt zu gehen, wenn sie es so gewohnt sind.

Der Grund dafür, daß heutzutage der Buddhismus abnimmt und auch das Christentum nicht emporblickt, mag mit darin gefunden werden, daß die buddhistischen Mönche und christlichen Geistlichen nicht vollgeeignet sind für ihren Beruf, aber die Hauptsache ist doch die Abnahme des religiösen Geistes der Nation, und die Ursache hierfür ist der religionsfeindliche Moralunterricht unserer Schulen."

E. Schiller.

Sitten und Gebräuche in Japan.

Von Prof. Dr. R. Lange in Berlin.

VI.

Das Rinderfest im Tempel Kōryūji.

Noch seltsamer, als das soeben beschriebene, ist ein Fest in einem buddhistischen Tempel Kōryūji im Dorfe Uzumaki, unweit der ehemaligen Residenzstadt Kyōto. Dieser Tempel ist der älteste Tempel der ganzen Gegend, denn er soll vor mehr als 1300 Jahren auf Befehl des um die Befestigung und Verbreitung des Buddhismus in Japan hochverdienten Prinzen Shōtoku gegründet worden sein. Wie sein Name besagt (kō = weit, ryū = groß), bedeckt er ein großes Areal und zwar beträgt es an Umfang etwa eine halbe deutsche Meile, und zahlreich sind die Tempelgebäude innerhalb dieses Grundstücks. In der letzten Zeit waren die Gebäude etwas in Verfall geraten; es bildete sich daher ein Verein zur Erhaltung derselben, der sich der Unterstützung des Prinzen Arisugowa erfreut, und dem Eifer der Mitglieder dieses Vereins ist es gelungen, die Reparatur der Gebäude ausführen zu lassen. Der Tempel ist reich an wertvollen Reliquien aus dem Altertum; so befinden sich dort mehrere alte Buddhastatuen, von denen eine der erwähnte Prinz selbst geschnitzt haben soll, ferner berühmte Gemälde und sonst seltene Gegenstände von künstlerischem Werte. Auch befindet sich dort ein sehr altertümliches, achteckiges Gebäude, das der Legende nach ebenfalls von jenem Prinzen aus heiligem Holze geschnitzt sein soll. Eine andere Merkwürdigkeit ist der im Volksmunde unter dem Namen „der tönende Brunnen" bekannte Ziehbrunnen. Derselbe ist viele Ellen tief und unten ist es schwarz wie die Nacht; es braust und rauscht von unten herauf, gleich einem Wasserfall.

Das merkwürdigste aber an diesem Tempel ist das Jahresfest des Tempels, das unter dem Namen Ushimatsuri oder Rinderfest weit und breit bekannt ist. Dasselbe wurde bis zum Jahre 1875 am 12. Tage des 9. Monats nach altem Kalender um die Stunde der Ratte, d. i. Mitternacht, begangen. Seit 1875 war die Feier unterlassen worden, und erst den Bemühungen einiger Leute ist es vor einigen Jahren gelungen, die Feier des höchst merkwürdigen Festes wieder durchzusetzen. Es wird nun zwar ganz in der alten Weise begangen, jedoch wird es, um möglichste Übereinstimmung mit der neuen Zeitrechnung zu erzielen, einen Monat später gefeiert und beginnt gegen die frühere Gewohnheit etwas vor Mitternacht.

Der Ursprung des Festes wird auf eine Legende zurückgeführt. Um das Jahr 980 kam ein Priester Namens Keishin in diesen Tempel und verbrachte 7 Tage und 7 Nächte mit dem Lesen buddhistischer Gebete (tsūya). Um Mitternacht erschienen seiner erregten Phantasie die verschwommenen Gestalten eines auf einem Rinde reitenden Kindes und von vier Teufeln von blauer und roter Farbe, die eine Lanze in der Hand hatten; bald darauf verschwanden diese Erscheinungen wieder. Der Priester deutete die Erscheinung des Kindes als Madaragott oder Mandaragott, die vier Teufel aber als die unter dem Namen Himmelskönige (tennō) bekannten buddhistischen Götter. Der Ausdruck „Mandāla" (jap. Mandara) bezeichnet eigentlich einen Kreis, dann aber in der buddhistischen Kunst jedes Bild, das eine größere Gruppe von

buddhistischen Gottheiten darstellt. Auch wird der oberste Gott des Nordbuddhismus Amida oder verkürzt Mida bisweilen mit dem das Gesetz symbolisch darstellenden Rad auf der rechten Hand dargestellt und heißt dann „Mandara no Mida". Die genannten vier Himmelskönige beschützen nach buddhistischer Lehre die Welt vor den Angriffen der Dämonen und befinden sich oft in den inneren Nischen der buddhistischen Tempelthore, Waffen in der Hand und Teufel unter den Füßen.

Die Figuren des auf dem Rinde reitenden Kindes und der vier Teufel sind daher der Mittelpunkt in dem Festzuge, welcher am Jahresfest des Tempels veranstaltet wird. Das Fest hat den Zweck, die Götter durch Gebete zur Gewährung einer guten Ernte zu bewegen, sowie die Dämonen und ansteckende Krankheiten zu vertreiben. Als eine Merkwürdigkeit wird erwähnt, daß an diesem Feste in der Gegend kein Regen fällt, mag der Himmel noch so bewölkt sein. Allgemein sagt man daher schon seit alten Zeiten, man brauche an diesem Tage keinen Schutz gegen Regen. Für die Zuschauer und den Festzug, der zum größten Teil auf dem Tempelgrunde stattfindet, werden gegen Abend Fackeln aufgestellt, die den Ort tageshell erleuchten. Kaufleute breiten ihre Ware auf Matten auf der Erde aus und warten hinter denselben kauernd auf Käufer. Gegen Anbruch der Nacht strömen dann die Leute aus der Umgegend herbei und bedecken in dichten Scharen den Tempelgrund.

Kurz nach 11 Uhr wird der Zug geordnet. Voran zwei Fackelträger in weißen Gewändern, vier Leute in braunen Kleidern, jeder zwei Becken aneinander schlagend, dann zwei Leute in demselben Gewande mit Pauken und schließlich wieder Leute in weißen Kleidern mit Fackeln und hohen Stocklaternen mit der Inschrift auf der einen Seite: „Gedeihen den 5 Feldfrüchten", auf der andern Seite: „Der 12. Tag des Chrysanthemummonats", d. i. der 9. Monat. Alle diese Personen tragen eigentümliche Kappen aus steifem, schwarz lackiertem Papier, den sogenannten Ebōshi auf dem Kopfe. Es folgen nun vier Teufel mit roten oder blauen fürchterlichen Masken, mit beiden Händen eine lange Stange tragend, an der ein altjapanisches zweischneidiges Schwert mit breiter Spitze befestigt ist. Diese Masken werden alle Jahre neu angefertigt, und man sagt, wer sie im Zimmer aufhängt, bleibt vor ansteckenden Krankheiten bewahrt. Nun kommt die Hauptperson, eine Person auf einem Rinde reitend, mit der grotesken Maske eines Kindes, eine hohe spitze Mütze auf dem Kopf, von deren unteren Rand zwei steife Papierstreifen fast rechtwinklig abstehen. Vorn auf dem Sattel steht das schon oft erwähnte Gohei, das eigentlich nur den Göttern der einheimischen Religion zukommt. Das Rind wird von zwei Leuten geführt. Den Zug beschließen wieder Fackelträger und Leute mit Laternen von verschiedenen Formen.

Nachdem der Zug durch einen großen Teil des Tempelbezirks gezogen, verläßt er diesen durch das Eingangsthor, welches auf der westlichen Seite des Grundstückes liegt, geht dann vorbei am großen zweistöckigen Hauptthor (rōmon) und betritt den Tempelgrund wieder durch das östliche Thor. Es ist dies ein Weg von etwa einer halben deutschen Meile. Hier beim östlichen Thor liegt nun ein Tempel, der dem „heilenden Buddha" geweiht ist. Vor der Front dieses Gebäudes ist ein überdachtes, nach allen Seiten hin offenes Gebäude errichtet, um welches ein Strohseil gezogen ist. Dieses Strohseil, aus sieben, fünf und drei Strohschnüren nach links gedreht, so

daß an den beiden Enden etwa 8 Zoll lange Strohschnüre herunterhängen, hängt hauptsächlich am Eingangsthor der Tempel der einheimischen Religion und soll das Böse abhalten. Es wird auch zu Neujahr beim Schmuck der Häuser gebraucht. Von der Vorderseite des temporären Gebäudes ist nach der Front des Tempels des heilenden Buddha eine Verbindung durch Bretter geschaffen, ein Zugang, der jedoch nicht jedermann offen steht. Die vier Teufel laufen nun sofort die Stufen zum Gebäude hinauf und stellen sich, auf die Lanzen gestützt, in zwei Reihen auf, während der Madaragott dreimal um das Gebäude herumreitet. Nachdem dies geschehen, steigt er direkt vom Rinde in das Gebäude und nimmt dort Platz, das Antlitz dem Tempel des „heilenden Gottes" zugewendet. Die Festordner, welche in dem Kamishimo genannten Festgewande erschienen sind und sich inzwischen ebenfalls dort gesetzt haben, verbeugen sich zweimal tief und überreichen dem Gott ehrfurchtsvoll das Gohei. Letzterer nimmt es in Empfang, schwingt es und verliest dann mit lauter Stimme ein Gebet, dessen Inhalt aber den Anwesenden unverständlich bleibt. Die Festordner überreichen dann eine Rolle, nehmen das Gohei in Empfang und treten ehrfurchtsvoll zurück. Der Gott öffnet die Rolle sehr gemessen und beginnt zusammen mit den vier Teufeln das darin verzeichnete Gebet zu verlesen. Dasselbe besteht aus 28 Abschnitten. Ist ein Abschnitt zu Ende, so rufen die jungen Leute in der Versammlung: „Noch einen!" Diese Gebetsrolle wird von alters her sehr geheim gehalten und im Schatzhause des Tempels wohl verwahrt; niemand bekommt sie daher zu sehen, weshalb es schwierig ist, den Inhalt des ganzen Gebetes anzugeben. In der Hauptsache wird darin um reiche Ernte und Vertreibung aller bösen Krankheiten gebeten.

Sobald die Verlesung des Gebetes zu Ende ist, ertönt in dem gegenüberliegenden Tempel ein Schlag mit einer großen Pauke, und auf dieses Signal hin stürzen der Madaragott und sämtliche Personen, welche in dem Gebäude anwesend sind, unter donnerähnlichem Getöse durch den erwähnten Gang nach dem Tempel hinüber. Damit hat das Fest sein Ende erreicht, es ist das ungefähr 2 Uhr nachts. Fast ebenso schnell, wie die Gottheit mit ihrem Gefolge, verlassen auch die Zuschauer die Stelle; in 5 Minuten ist der ganze Platz leer und liegt öde da.

Es wird noch berichtet, daß die Person, welche die Gottheit darstellt, sich 3 Tage lang vorher, die vier Teufel einen Tag vorher der Fleischspeisen enthalten müssen.

Das Okamifest in Hachinoe.

Die Stadt Hachinoe, eine ehemalige Schloßstadt des früheren Fürsten von Nambu im Norden der Hauptinsel, liegt an der Küste des Stillen Ozeans, in der Mitte etwa zwischen den beiden bedeutenden Städten Morioka und Aomori. Sie hat 40 Straßen, 2000 Häuser und etwa 11 000 Einwohner. Durch die günstige Lage an der See und der Eisenbahn ist sie der Mittelpunkt des Handels der Umgegend geworden. Ihre Wohlhabenheit datiert aber schon aus der Feudalzeit; in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nämlich führte ein Minister im Einverständnis mit seinen Fürsten viele treffliche Einrichtungen ein und förderte dadurch den Wohlstand der ganzen Gegend.

Der Schutzgott des Ortes ist nun der Regendrachengott (der Drache soll Wolken und Regen erzeugen), dessen Fest jährlich mit großer Pracht und großem Aufwand am 20. Tage des 7. Monats nach altem Kalender gefeiert wird. Der Festzug, der an Großartigkeit im ganzen Norden Japans nicht seinesgleichen haben soll, begiebt sich vom ehemaligen Schloß aus nach dem Südende der Stadt, wo der Ahnentempel der ehemaligen Fürsten in einem schönen Park liegt. Dort rastet der Gott einen Tag und kehrt dann am nächsten Tage wieder nach seinem Tempel zurück.

Der Festzug setzt sich nun, wie folgt, zusammen:

An der Spitze marschieren 1) zwei Träger mit großen Fahnen, auf denen der Name des Tempels mit Gold gestickt ist. Es folgt 2) die überlebensgroße Figur eines Gottes der japanischen Mythologie (Saruda hiko no mikoto) mit roter Maske und langer Nase, auf dem Haupte eine hohe steife Kappe und an den Füßen Holzschuhe mit nur einem Querbrett unter der Sohle, das die kolossale Höhe von einem Fuß hat. Die Puppe ist nur sechs Fuß hoch, sieht aber von unten aus, als ob sie eine Höhe von mindestens zehn Fuß hat. Es schließen sich 3) 20 maskierte Personen und ein junges Mädchen mit lang herabwallenden Haaren an. Solche junge Mädchen tanzen bei Götterfesten vor dem Tempel und sollen auch die Fähigkeit besitzen, mit den Göttern in Verbindung zu treten und ihren Willen zu erforschen. Pauke und Flöte geben den Takt an, in dem alle marschieren. Es folgen 4) eine Menge Musikanten, vor denen her eine als Löwe verkleidete Person einherhüpft, wie der Schmetterling, wenn er um die Blume fliegt. 5) Kommt die Darstellung eines Tigers im Bambusgebüsch, gezogen von vielen Personen in Kleidern, auf denen der Tigertanz abgebildet ist. Der Tiger sieht so aus, als ob er durch den Lärm der folgenden 8 Pauken, 4 Flöten und 3 Metallbecken aufgeregt, aus dem Gebüsch herausspringen will. 6) Eine Anzahl Leute in roten Festkleidern, flachem, großem Hut und mit den 2 Schwertern an der Seite, wie sie früher die Kriegerkaste trug. Sie marschieren langsam einher, unter Begleitung von Pauke, Flöte, der japanischen Guitarre Lieder singend. 7) folgen 300 dem Tempel geweihte Fahnen, je eine von zwei Leuten getragen. Die Kleider dieser Leute sind schwarz, sie tragen rote Gamaschen und Strohsandalen und marschieren einher, indem sie den Kriegsruf ausstoßen.

Es folgen nun 8) zwanzig Triumphwagen, die von den größeren Straßen der Stadt gestellt sind. Auf ihnen allen steht eine lange Stange, an deren Spitze sich ein altjapanisches zweischneidiges Schwert befindet. Die Darstellungen auf den Wagen sind meist aus der alten Geschichte oder Figuren der Glücksgötter. Zu ersteren gehört z. B. die Darstellung eines patriotischen Helden aus dem 14. Jahrh. n. Chr., der dem von seinen Gegnern gefangenen Kaiser Go Daigo Nachricht geben will, daß Hilfe bereit sei und zu diesem Zwecke die Rinde eines Kirschbaums abschabt und ein auf die Situation passendes chinesisches Gedicht mit der Pfeilspitze einritzt, ferner der berühmte greise Minister der kriegerischen Kaiserin Jingō, Namens Takenouchi no S'kune, der, wenn die Daten der japanischen Geschichte richtig wären, an 300 Jahre gelebt haben müßte; der berühmte Feldherr Katō Kyomasa, wie er bei seiner Anwesenheit in Korea während des großen Feldzuges vor grade 300 Jahren einen Tiger erlegt u. s. w. Geleitet wird

jeder Triumphwagen von etwa dreißig Leuten, alle in gleicher Kleidung (schwarz und rote Gamaschen, eckigem Eboshi s. o.).

Diesem großartigen Zuge von Triumphwagen folgt 9) eine große Fahne aus weißem Krepp; auf derselben ist mit Gold der Name der Gottheit gestickt. An der Fahne sind eine Menge Flaschenkürbisse von einer kleinen Art befestigt. Dies soll an Japans größten Feldherrn Taikō erinnern, der vor 300 Jahren Krieg mit Korea führte und jedesmal nach einem Siege an seiner Fahne einen Flaschenkürbis befestigte. Dieser Fahne schließen sich 10) etwa zwanzig Fahnen der verschiedensten Form an. Es folgen 11) Büßermönche in verschiedenster Tracht, den ihnen eigentümlichen, sehr hübschen Büßermönchtanz tanzend, und 12) fünf Shintōpriester zu Pferde, angethan in brokatne Gewänder und eine hohe schwarzlackierte Kappe auf dem Haupte. Selbstverständlich sind auch die Pferde ausgeputzt.

Nun folgt 13) die Göttersänfte, vor der Fahnen und ein großer heiliger Baum (Sakaki, Cleyera Japonica) mit der Wurzel vorausgetragen wird. Die Sänfte ist mit Gold und kostbaren Steinen geschmückt und strahlt ebenso, wie der metallne Spiegel darin, das Symbol der Gottheit, im hellsten Glanze. Fünfzig Mann in weißen Gewändern und schwarzen Kappen tragen sie auf der Schulter. Es kommen hinterher eine Menge Tempelgeräte, alle in brokatnen Beuteln verwahrt, 14) folgen etwa dreißig junge Mädchen von 8—14 Jahren in reicher Kreppseide gekleidet, das Haar lang herabhängend, aber mehrere Mal geknotet. Der Schnitt ihrer Kleider, sowie die Haartracht ist die sehr vornehmer Damen. Sie schreiten artig daher, zur Seite geht eine alte und eine junge Frau, die eine hält einen Schirm über die jungen Mädchen, die andere führt dieselben an der Hand. 15) folgen wieder Triumphwagen oder sonstige kunstvoll verfertigte Gegenstände, die die einzelnen Straßen nach Belieben stellen, so tragbare Bühnen mit einem Walfisch von 180 Fuß Höhe, der aus dem Rücken Wasser speit, was in der Hitze, die zu dieser Zeit herrscht, sehr angenehm ist, dann Wagen, auf denen junge Leute Theater spielen oder sonst Kunststücke machen, Wagen mit Musikanten, die außer der üblichen Guitarre, Pauke und Flöte auch die chinesische Gekin, die japanische Koto, (ein liegendes Seiteninstrument) und die japanische Violine spielen. Ein Wagen wird von zwei geschmückten Stieren gezogen, die von zehn jungen Tänzerinnen in geschmackvollen eleganten Kleidern geführt werden. 16) fünf Kompagnien Feuerwehrleute, jede siebzig Mann stark, alle im eng anliegenden Kittel mit braunem 3 Fuß langen Gürtel darüber. Sie tragen einen Stab mit Metallringen, die eigentümliches Geräusch machen, wenn man sie mit Wucht auf die Erde setzt, und haben 30 Fuß lange Leitern, Pumpen, Fahnen und ihre eigentümlichen Standarten bei sich und erklettern auf den Befehl ihrer Führer an den ihnen befohlenen Stellen die Leitern. 17) fünfzig Lanzen mit langem Stil von je zwei Leuten getragen. Jeder Träger hat eine Größe von sechs Fuß, was in Japan selten ist, trägt einen großen, schwarzlackierten Hut, schwarzgefärbte Kleider mit langen Ärmeln und ein langes Schwert. Diese marschieren unter lautem Geschrei vorwärts. 18) folgen zwanzig Kompagnien zu je dreißig Mann in kriegerischer Haltung unter den Tönen der Pauken und Metallbecken, voran reitet jeder Kompagnie ein Kommandeur im alten Kettenpanzer mit Fahne und Lanze. Beim Anblick

dieses Zuges wird einem zu Mute, als ob man Krieger von 1570, der Zeit, wo ganz Japan vom Kriegslärm durchtobt wurde, vor sich sieht.

Den Nachtrab bildet nun der Festausschuß, der teils zu Wagen, teils zu Pferde im langsamen Schritte dem Gotte das Geleit giebt. Die Mitglieder tragen große, aus einem Schilfgewächs geflochtene Hüte und das schon oft erwähnte Festkleid, das Kamishimo.

Die Länge des Zuges ist über eine Viertelmeile und, wenn die Spitze desselben den schon erwähnten Park und Ahnentempel erreicht, ist der Nachtrab noch immer an der Stelle, von wo der Zug ausgegangen ist.

In dem Park, der das Reiseziel des Gottes bildet, finden nun die mannigfachsten Vorstellungen zur Belustigung der Zuschauer und Teilnehmer statt; da giebt es Theater, Wettrennen, Ringkämpfe, Festvorstellungen und Polospiel, das unter den höheren Klassen sehr beliebt ist. Auch giebt es Ausstellungen von Blumen, Figuren und andere Sehenswürdigkeiten, die das Publikum anlocken. Kommt der Abend heran, wird ein Feuerwerk veranstaltet, und viele Fackeln mit buntem Licht werden aufgestellt.

Die Zuschauer kommen aus einem Umkreis von etwa 10 deutschen Meilen herbei, um sich dieses großartige Fest anzusehen und stehen, wie der japanische Ausdruck lautet, wie ein Berg über dem andern.

(Fortsetzung folgt.)

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XIV.

Nach unserer allgemeinen Erörterung über den Ahnenkult der Bantu müssen wir seiner Ausgestaltung bei den einzelnen Völkergruppen derselben uns zuwenden. Kommt doch Réville p. 159 cf. 146 die Religion der Kaffern betreffend zu dem Ergebnis: Le culte des ancêtres domine presque exclusivement, wie auch Missionssuperintendent Merensky in einem Vortrag am 9. Dezember 1886 im Deutschen Kolonialverein zu Berlin über die farbigen Bewohner Südafrikas eine Art Ahnenkultus als Mittelglied zwischen Gottesglauben und Fetisch- oder vielmehr Amulettendienst ihre eigentliche Religion genannt hat. Zwar scheint dazu wenig zu stimmen, wenn J. Barrow, Account of Travels into the interior of southern Africa in the years 1797/1798, Lond. 1801 p. 220 berichtet, daß die Kaffern bloß Fürsten und Kinder begraben, alle andern den Schakalen hinwerfen. Meiners, Allg. krit. Gesch. der Religionen 1807 II S. 727 f. vergleicht aber dazu das Aussetzen der Leichen für die Raubvögel auf den Türmen des Schweigens bei den Parsi, die doch eine sehr ausgebildete Eschatologie mit Auferstehungslehre haben, sibirische Stämme, welche für die noch bei den Leichen weilenden abgeschiedenen Seelen Plagereien durch unholde Geister unter der Erde fürchten, und Südasiaten, welche sich glücklich schätzen, lebend oder tot von Tieren verzehrt zu werden, weil diese entweder als Stammväter ihres Volks oder als die

Wohnungen der abgeschiedenen Seelen ihrer Vorfahren verehrt werden. Auch abgesehen von dem Seelenwanderungsglauben der Kaffern erklärt sich jene für unser Gefühl roheste Behandlung der Leichen aus der Furcht vor den abgeschiedenen Geistern, die sich der Lebenden zu bemächtigen suchen und mit jeder Beute, die sie erhaschen, ihre Zahl vermehren. „Furcht des Todes", sagt D. Kropf (das Volk der Xosa-Kaffern 1889 S. 155) „umgiebt die Kaffern ihr Leben lang. Sie mögen kein Wort vom Sterben hören und laufen weg, wenn man davon spricht oder verstecken ihr Gesicht und erbeben; schon das graue Haar flößt ihnen Todesfurcht ein". So erklärt sich, daß der Zulukönig Ketschwayo eine Gesandtschaft an die Königin Viktoria schickte um eine Medizin gegen das Ergrauen des Haars. Auch Kropf sagt S. 160: „Früher wurden nur die Häuptlinge begraben, während der gemeine Mann, wenn's zum Sterben ging, entweder noch lebend in eine nicht tiefe Grube eingestampft oder im Walde den wilden Tieren zum Fraße ausgesetzt wurde, weil sie glauben, daß der Tod eines Erwachsenen dem Hause, in dem er stirbt, auf immer Unglück, Krankheit und Tod bringe, weshalb in solchem Fall das Haus mit allem, was darin ist, verbrannt werden und die Familie sich einen andern Wohnplatz erwählen muß. Manchmal wird das Haus nur eingerissen, aber niemand wagt davon ein Stückchen Holz zu seinem Gebrauch zu nehmen. Seit 1820 etwa werden auf Anordnung des falschen Propheten Nxele auch die gemeinen Leute zur Erde bestattet, deren Grab oft nur ein tiefes Loch, 3 Fuß weit ist, in das der Leichnam mit seinem Nachlaß, Kleidern, Matten, Messern u. s. w. hineingepreßt und mit wenigen Zweigen bedeckt wird". Schon diese Grabbeigaben, wie die Vernichtung des Hauses lassen sich als ein Opfer an den Toten ansehen; sein Eigentum, für das der Wilde entgegen der Theorie eines ursprünglichen Sozialismus oder Kommunismus einen noch exklusiveren Begriff als der moderne Individualist hat, muß dem Toten folgen, oder er kehrt zurück und holt sich die sich daran vergreifenden Lebenden nach. Es fragt sich aber auch, ob jener Nxele mit dem allgemeineren Begräbnis nicht eine ältere Sitte, die nur in Verfall geraten war, hergestellt hat. Rheinische Missionare fanden 1843 in den Karreebergen einen kleinen Xosastamm vor, der, durch Krieg mitten unter die Hottentotten verschlagen, noch 30 Jahre nach seiner Einwanderung seine Nationalität und Sprache bewahrte, ja selbst in der Weise des Begräbnisses der heimischen Sitte treu geblieben war. Sie machten eine Grube und höhlten unten an der einen Seite derselben eine Art Kammer aus, in die der in eine Decke gehüllte Leichnam hineingeschoben wurde; vor die Öffnung wurde dann eine Matte gesetzt und vor diese wieder große Steine, um die Erde von der Leiche abzuhalten, und hierauf wurde das Grab mit Erde zugeschüttet (Missionsfreund 1862 Nr. 2). Es findet sich aber auch die hier nicht erwähnte Sitte, die die Kaffern gewiß ursprünglich mit den Hottentotten gemein hatten, den Leichnam in hockender Stellung in das Grab hineinzusetzen. Hellwald S. 66 stellt es als allgemeine Kaffernsitte hin, nur daß bei mehreren Stämmen des Innern die Leichen ärmerer Leute ausgesetzt wurden für die Hyänen zum Fraß. Freilich hätte dies letztere Hellwald abhalten sollen, da, wo die Leiche begraben wird, das Zudecken des Grabes mit Steinen und die Pflanzung einer Dornhecke auf demselben auf den Schutz vor der „Entweihung desselben durch wilde Tiere" zu deuten; sonst wäre ja das anderweitige Preisgeben der Leiche an diese erst recht eine Entweihung derselben; vielmehr bezweckt beim Grabe die sorgsame Bedeckung den Schutz der Lebenden vor dem nach Rückkehr verlangenden Abgeschiednen. Man könnte auch das Festbinden der Leiche in die hockende Stellung daraus erklären; doch deutet auch die Einrichtung des Grabes darauf, daß es als eine Wohnung gedacht ist, in der es dem Geist gefallen soll, bei der Leiche zu

verweilen. Darauf führt z. B. eine Beschreibung aus Natal in den Berliner Missionsberichten 1887 S. 522 f.: „Das Grab ist etwa ein 5 Fuß tiefes, 6 Fuß im Durchmesser haltendes Loch; an der Seite nach Westen ist ein kleines Loch in die Wand desselben gemacht, so groß, daß der Tote zusammengebunden in hockender Stellung darin Platz findet, das Gesicht nach Osten gewandt, eine wunderbare Manier, ein unbewußt sich hinneigendes Gefühl nach dem Lichte, selbst in düstrer schauriger Todesnacht. Vor dies eigentliche Totenkämmerchen werden Steine gestellt, so daß die Leiche nicht mit Erde bedeckt wird, sondern in einem freien Raum sich befindet, für mich ein schrecklicher Gedanke; denn da die Kaffern sogleich, wenn der Tote nach ihrer Meinung gestorben ist, begraben wird, so bezweifle ich nicht, daß eine ganze Anzahl Scheintoter lebendig begraben wird, und nun das Sitzen in einem leeren Raum! Ich selbst (Prozesky) habe ein Mädchen vom Lebendigbegrabenwerden gerettet, sie war zusammengeschnürt, das Grab fertig; sie sollte eben hineingesetzt werden; durch Überreden und Drohen brachte ich die Leute dahin, sie loszubinden; ich wickelte sie in nasse Decken und nach einer Stunde kam sie zu sich, lebt noch als Frau Umkankonyekes“. Freilich mußte selbst D. Kropf in Britisch-Kafferland ein altes Glied seiner Gemeinde, das in der Nacht gestorben war, schon am folgenden Tage begraben, bei der fürchterlichen Hitze, die hier herrschte, 53° R. (Berl. Missionsber. 1895 S. 139). Doch erklärt sich die gewöhnliche Beschleunigung der Begräbnisse aus derselben Furcht der heidnischen Kaffern, die auch das grausame Abthun Totkranker zur Folge hat; vgl. Hellwald S. 66: „Bei einigen Stämmen ist es Sitte, den Kranken, sobald man seinen Tod befürchtet, aus der Umzäunung an einen abgelegnen Ort zu schaffen, damit das Haus und die Inwohner desselben durch einen Toten nicht verunreinigt werden. Dort wird der Kranke so lange gelassen, bis er gestorben ist, oder Hoffnung auf seine Besserung eintritt; in letzterem Fall schleppt man ihn wieder in seine Hütte zurück, wo er mit Mundvorrat versehen und dann größtenteils sich selbst überlassen wird“. Es ist gewissermaßen eine Ansteckungsfurcht, die gegenüber Totkranken, aber auch noch Leichen empfunden wird, in Wahrheit die Furcht vor den nachzehrenden Geistern, auf die auch die sog. „Krankheitsdämonen“ zurückgehen; man hat schon die moderne Bakterienfurcht dazu in Parallele gesetzt. Hieraus ergiebt sich der kaffrische Begriff der Unreinheit als im Bereich der Infektion durch einen nachzehrenden Geist stehend. Kranz, kgl. engl. Distriktarzt in Südafrika, sagt in seinem „Natur- und Kulturleben der Zulus“ 1880 S. 112: „Alles, was tot ist, wird als unrein betrachtet und, wer den Toten anrührt oder auch nur auf dessen Grabe sitzt, der muß sich durch gewisse Opfer reinigen. Dies wird sogar soweit beobachtet, daß sie nicht gern von einem Toten sprechen, und wenn sie einen solchen berührt oder auch nur einen Menschen verwundet haben, der nachher an den Wunden gestorben ist, so ist Vorschrift, daß sie sich am Fluß ganz und gar waschen müssen, ehe sie ihre Wohnung betreten, essen oder trinken“. Kropf (Xosa S. 157 f.) schildert eingehend, wie sich die Trauer dem entsprechend gestaltet: „Stirbt der Vorsteher eines Kraals, so werden alle Einwohner desselben für einige Tage für unrein geachtet und gewöhnlich der Platz verlassen. Ein Ehemann ist 8 Tage unrein nach dem Tode seiner Frau, ebenso die Frau 12 bis 14 Tage nach dem Tode ihres Mannes samt der Familie. Die erwachsenen Glieder der Familie müssen 3 Tage lang trotz Regen und Kälte im Busche kampieren, alsdann sich im Flusse baden, mit dem Fette eines frisch geschlachteten Tiers sich einreiben und allesamt das Haar abrasieren und Totenklage erheben. Letzteres thun dann auch weitläufigere Verwandte zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und Teilnahme. Stirbt ein Kind, so sind nur seine Eltern unrein und müssen an sich die soeben angegebenen Ceremonien vollziehen. Bei

allen Sterbefällen aber dürfen die nächsten Verwandten nicht in ihren alten Kleidern aus dem Busch nach Hause zurückkehren, sondern müssen sie wegwerfen und sich neue anschaffen oder, wenn jene noch gut sind, sich dafür von anderen andere eintauschen. Wenn die für unrein Geachteten des Häuptlings Kraal betreten, ehe sie durch den Doktor (Priester) gereinigt worden sind, was durch das Schlachten eines Stücks Vieh geschieht, so können sie bestraft werden. Das Ende der Trauertage wird nicht vom Besuch des Doktors und dessen Reinigungsceremonien gerechnet, sondern von dem Tage, wo der Häuptling gekommen, zu kondolieren und mit den Trauernden „Brot zu essen"".

Daß das Reinigungsopfer zugleich ein Versöhnungsopfer an den abgeschiednen Geist ist, bezeugt Kropf S. 190. Aus seiner Beschreibung des Begräbnisses eines großen Häuptlings bei den Xosa S. 158 ff. ist folgendes hervorzuheben: „Seine Räte senden Boten durchs ganze Land mit der Weisung, alle Leute zum Begräbnis zu versammeln, und erwählen Männer von guter Familie, um den Leichnam aus der Hütte zu tragen, der in eine Matte oder Decke gerollt ist, die der Verstorbene vor seinem Tode gebraucht. Der Leichnam wird in den Viehkraal getragen, wo inzwischen ein flaches Grab, 2 höchstens 3 Fuß tief, aber von schönerer Form als das der gemeinen Leute gegraben worden, in das der Leichnam mit allem Hausrat und was sonst von dem Verstorbenen benutzt wurde, gelegt wird. Das Grab wird mit Erde und niedrigen stachlichen Büschen ausgefüllt[1]). Die Totengräber reißen dann das Haus der Verstorbenen ein und verbrennen es mit allem seinem Hausrat. Das Grab wird eingezäunt und von einem oder 2 dazu mit Gewalt gepreßten Wächtern 2 und mehr Jahre bewacht zum Schutz einer Schlange, in der der Geist des Verstorbnen Wohnung nehmen könnte, zur Abhaltung von Grasbränden und von Hexen, sich der Gebeine zu ihren Künsten zu bedienen. Die Wächter müssen aus guter Familie sein und erhalten für das einsame, unreine, angstvolle Leben am Grabe Vieh, Ratswürde und Unstrafbarkeit bei allen nur möglichen Vergehen; aber auch das Vieh des Wächterkraals darf nach keinem andern Ort im Lande gebracht werden; anderseits ist „das Grab des Herrn" Freistätte für Flüchtlinge, heilig; keine Hacke, kein Spaten darf dort eingesetzt werden." Danach ist zu ergänzen, wenn nach der Calwer Missionsgeschichte 1846 S. 83 den Xosa „heilige Gräber" fehlen. Auch bemerkt Kropf S. 159, daß die großen Häuptlinge inmitten des Kraals, kleine und Kraalvorsteher rechts im Eingang desselben begraben werden, der Eingang zum Kraal mit Querbalken versehen und das Vieh in einen neuen Kraal plaziert wird. So erklärt es sich, daß die heiligen Gräber auf den verlassenen Plätzen den Fremden früher unbekannt blieben, wie sie wohl absichtlich vor ihnen geheim gehalten wurden. Wenn Hellwald S. 66 erwähnt, daß das Grab oft noch mit Hörnern verziert wird, so wird das für andre Stämme gelten, da Kropf S. 192 nur die Aufstellung der Schädel von Opfertieren auf die Hütten vermerkt und ein Verfallen des Opferritus bei den Xosa im Vergleich zu dem anderer Stämme, namentlich der Zulu anerkennt. S. 159 f. beschreibt er noch das Begräbnis eines Königs der Mpondo 1887: Die allgemeine Landestrauer äußerte sich in Entfernung des eigentümlichen Kopfringes, den dies Volk mit den Zulu

---

[1]) Auch Kropf giebt hier als Zweck an, „um Menschen und Tiere zu verhindern, den Leichnam zu beunruhigen". Nach unsern bisherigen Ausführungen wäre eher der Zweck umgekehrt, den Abgeschiedenen zu verhindern, Menschen und Tiere zu beunruhigen. Dieser Zweck ist wenigstens nicht ausgeschlossen, auch nicht durch das, was Kropf S. 159 über die Aufgabe der Grabwächter sagt.

gemein hat, in Unterlassung der Rotbemalung des Leibes und der Morgengabe bei Eheschließungen. Obgleich von christlichen Kaffern ein Sarg besorgt worden, wurde der König doch im Eingang des Viehkraals in einer tiefen Grube begraben, sein Haus verbrannt, die übrigen Häuser des Kraals niedergerissen, vor dem Grabe eine große Hütte errichtet für die 2 Wächter. Kropf erwähnt auch die Flucht derer, die fürchteten beschuldigt zu werden, seinen Tod herbeigeführt zu haben durch Zauberei. Durch solche Beschuldigungen folgen den Todesfällen bei allen Kafferstämmen vielfach Menschenopfer. Von diesen sind aber noch diejenigen zu unterscheiden, die bei den Zulufürsten zu massenhaften Tieropfern am Grabe hinzukommen. Es sind dies die sogenannten amunxusa, die getöteten Diener, die dem König auch im Jenseits dienen sollen (Bastian, Ethnische Elementargedanken 1895 I S. 45. 61). Der Despot Tschaka ließ beim Tode seiner Mutter nicht nur über 1000 Rinder opfern und seine Krieger, die am Grabe Wache hielten, damit festlich bewirten, sondern auch 10 Jungfrauen lebendig mit der Verstorbenen begraben und noch mehrere tausend Menschen von den Kriegern zu Ehre der Toten, zu ihrem Hofstaat im Jenseits niedermetzeln (Hellwald S. 65). Die gegenseitige exaltierte Zerfleischung der Krieger (Fynn bei Rob. Hartmann, Völker Afr. S. 191) erinnert an die aus dem Totenkult der Etrusker stammenden Gladiatorenkämpfe im alten Rom.

Nach dem Tod des Zulukönigs Umpanda 1872 schreibt ein Missionar: „Eine Anzahl Ochsen sind ihm schon geschlachtet, damit er zu essen hat, und eine Anzahl seiner Bedienten sind auch bereits zu seinem Dienst mittels Kopfumdrehens in die Ewigkeit befördert" (Miss.-Freund 1873 S. 164)[1]. Bei den Vorfahren der Fürsten wird geschworen (Wangemann S. 14). „Nachdem den in Schmeichelnamen der Allmacht gepriesenen Königshäuptlingen (singoi-tonga, pl. ama-tongo) die Zulu ihre Himmel angewiesen[2], mögen sie mit dem Gefolge ihrer zum Teil beim Leichenbegängnis mitverstorbenen amanxusa dort einziehn[3], sich an metereologischen Prozessen beteiligen und allerlei „machen"[4]; die amachlosi[5]) würden ermatten[6]) von der Kälte auf

[1]) Schneider S. 144: „Die mit den Zulu verwandten Matabele teilen deren Geisterglauben ... La Bengula ehrte das Andenken seines großen Vaters Mosilikatsi, des Gründers des Matabelenreichs († 1868) durch Massenopfer. 3 Frauen des Toten gaben sich auf seinem Grabe selbst den Tod, und über 300 Sklaven wurden abgeschlachtet. Der königliche Leichnam ruht in einer abgelegenen wilden Thalschlucht inmitten von Felsstücken; der Besuch dieser Stätte ist bei Todesstrafe verboten, wurde jedoch Fairbairn und Delpelchin (Depelchin et Cronenberg, de pays des Matabélés 1882 p. 302) gestattet". Bei den andern Kafferstämmen Südafrikas haben wenigstens die menschlichen Totenopfer längst aufgehört.

[2]) Und darin nach den Generationen wie bei den von den Tangaroa auf Samoa bewohnten übereinander geschachtelt sind. Bastian. Nach Kranz S. 112 freilich denken die Zulu sich die Geisterwelt in unterirdischen Räumen, unermeßlichen Abgründen, die sich nie füllen, doch nicht als eine Strafanstalt, sondern als eine andere Heimat. Sie kamen ja auch nach ihrer Sage aus einer Höhle (Bast. S. 41); aber die Unterwelt verschwimmt mit dem Himmel zum unendlichen Raum auch schon bei den afrikanischen Naturvölkern, und bei den überirdischen Himmeln handelt es sich zunächst um die Königshäuptlinge.

[3]) Regenbogen wie Milchstraße Seelenweg, Bastian.

[4]) D. h. zaubern, übernatürliches wirken.

[5]) Sing. i-chlozi: Geist eines gewöhnlichen Verstorbenen, Wangemann, Gesch. der Berliner Mission III. 2, S. 15.

[6]) So übersetze ich figürlich das von Bastian englisch wohl wegen fraglicher Übersetzung mitgeteilte will die of cold on the mountain, wegen des eingeklammerten eat grashoppers, oder es ist an Tierinkarnationen gedacht. Auf den Bergen ist die niederste Himmelslage.

den Bergen und müßten Grashüpfer (Heuschrecken) essen, wenn sie ihr Dorf durch Krankheit zu Grunde gehen ließen, ohne Versöhnlichkeit durch Opfer". (Bastian, Vorgeschichtl. Schöpfungslieder S. 35 f.). — Also eine nach den irdischen Rangverhältnissen abgestufte Göttlichkeit der Seelen, die für die niederen nur eine dürftige ist! Dennoch leiten die Zulustämme Glück und Unglück im gewöhnlichen Leben von den Geistern der Abgeschiedenen her (Merensky S. 125); es werden ihnen Opfer, namentlich von Rindern, gebracht und zu ihnen wird gebetet, besonders wenn Krankheit oder Tod eine Familie heimsucht (ebd. S. 126), und fragt man, ob die amachlosi das Opfer essen, so heißt es: Nein, aber sie beriechen und belecken das Fleisch (ebd. S. 129); es ist also doch nur der feinste Duft als Geisterspeise gedacht. Dabei dient das Opfer nicht bloß zu dieser, sondern auch zur Sühne; denn es werden dabei die Vergehungen der Familie oder der Person bekannt, um derentwillen der Geist etwa zürne (ebd. S. 128), und auch, wenn der Priester erklärt hat, daß der oder jener Abgeschiedne zürne und durch ein Opfer versöhnt werden müsse, wird doch die Weihe desselben eingeleitet mit dem Ruf: „Ehre sei allen Geistern unsers Stammes", und diese alle werden zur Teilnahme am Opfermahl eingeladen (ebd. S. 129). Über den Ahnenkult insbesondre der Xosa vgl. Kropf S. 156: „Das Sterben nennen sie Nachhausegehen und opfern für die Geister ihrer Vorfahren; alle Krankheiten an Menschen und Vieh, deren Ursache sie nicht erklären können, schreiben sie dem Einfluß solcher Geister zu, die ihnen nicht wohlwollen". S. 188: „Die abgeschiednen Geister, besonders die der Könige sind zu fürchten und zu verehren. Sie stehen noch fortwährend mit den Lebenden in Verkehr und existieren in einer andern Welt als eine höhere Macht, der man aus Furcht dient, die wohl helfen, aber vielmehr schaden können. Zieht ein Häuptling in den Krieg, ruft man ihm zu: „Die Geister der Vorfahren mögen dich schützen" (ein Beispiel S. 35). Des Vaters und Großvaters Geist verehrt man als Schutzgeister, imilondekaya, „die das Heim bewahren". Damit die Geister in ihrer Welt in Ruhe leben können, müssen ihnen die Mittel dazu aus dem Diesseits, Opfer, dargereicht werden, da sie sonst die Lebenden als isholognu (böser Geist) oder Schatten (itunzi) durch Träume und Nachtgesichte in Unruhe versetzen und ihnen an Leib oder Vieh schaden. Früher war jedes Schlachten eines Tiers ein Opfern; ein Stückchen Fell warf man ins Feuer, „damit der Rauch davon aufsteige nach oben und angenehm sei". „Die Geister belecken das Fett und beriechen dessen Rauch". Kropf unterscheidet S. 188 ff.: „Versöhnungsopfer, Reinigungsopfer nach Todesfall, Beschneidung, Geburt und Rückkehr aus dem Krieg, Bitt-, Dankopfer, Stärkungsopfer (ukukafala) beim Auszug in den Krieg mit Besprengung von der Galle des Opfertiers". Dies uk. ist übrigens bei verschiedenen Stämmen in verschiedener Art üblich. Nach Fritsch (Die Eingeborenen Südafrikas 1882 S. 100 ff.) schneiden sich die Krieger Asche vom Schenkelknochen eines den abgeschiednen Geistern (imishologu) geopferten, lebendig zerstückten Ochsen in die Haut, nach Réville p. 152 zur Vereinigung mit den Geistern, nach welcher rührende Sehnsucht sich auch in einer von ihm p. 155 aus Casalis (les Bassoutos 1859 p. 250) mitgeteilten Totenklage der Basutofrauen ausspricht. Über die Totenbestattung bei den Betschuanen vgl. Hellwald S. 81: „Dem Toten werden die Kniegelenke durchschnitten und die Arme vor der Brust zusammengebunden. Ist er vornehm oder Häuptling, so schlachtet man ein Rind[7]) und legt ihn ins Fell, dazu einen Bock, dessen Fell sein Lendenschurz (setfiba) wird. Bis-

---

[7]) Merensky S. 131 erwähnt auch Spuren früherer Menschenopfer bei diesen Stämmen.

weilen wird das Grab vor und nach der Beisetzung mit durch Wurzelextrakt zauberkräftigem Wasser begossen, auch die Fußtapfen der Träger damit besprengt und der Topf auf dem Grab zerschlagen, da sonst Regen ausbliebe. Nach der Totenklage werden Riemchen von dem Kuhfell den Witwen um die Stirn gebunden[8]). Die Totenklage beim Kraal wiederholt sich tagelang um einen großen Mann. Schwangere Frauen sind weitab vom Hause im Feld zu begraben, damit der Regen nicht ausbleibe, werden aber oft mit List wo anders begraben, da die Regenmacher das Fruchtwasser, auch von Gebärenden holen, um damit unter Flötenspiel Regen herbeizuziehen". Zum Totenkult der Herero vgl. Daheim 1886 S. 301: „Ihr religiöser Dienst bezieht sich zunächst auf die Seelen der Verstorbenen; den Ahnen gelten ihre Opfer; an die Ahnen richten sie ihre Gebete. Klagend und weinend sammelt sich der Stamm um seine Toten; unter besonderen Gebräuchen werden sie bestattet. Man bringt Totenopfer, indem man Ochsen schlachtet, legt Trauerkleidung an und zieht weiter. Kehrt der Stamm, was häufig geschieht, zur Grabstätte später zurück, so werden den Toten abermals Opfer gebracht und Milch auf sein Grab gespendet. Väter legen vor ihrem Tod segnend die Hand auf der Kinder Haupt. Die Gräber der Häuptlinge stehen meist am Fuß ansehnlicher Bäume. In das enge, aber tiefe Grab senkt man die Leichen in sitzender Stellung mit dem Gesicht nach Norden. Die Leiche umhüllt man mit Fellen, das Grab mit Dornhecken und Steinen zum Schutz gegen Hyänen. Eine Menge Rinder je nach dem Reichtum des Toten werden zum Totenopfer

---

[8]) Ratzel S. 189 fügt denselben Angaben noch hinzu: „Die Leichenträger werden gereinigt, indem sie an den Fingern geritzt und mit Medizin eingerieben werden; die nächsten Leidtragenden werden am ganzen Leib geritzt und durch Betupfen der Beine mit einem fettbeschmierten Holz von der Unreinigkeit befreit. Statt mit Fett und roter Erde schmieren sich die Leidtragenden mit Fett und Kohle ein. Der ganze Kraal betupft sich dann das Gesicht mit Asche, ißt von dem Getreide des Toten ein Korn mit trocknem Kuhmist, besucht seine Hütte und kehrt in die eigne, den Kopf zuletzt, zurück. Dann wird der Schmuck des überlebenden Vaters oder der Mutter dem jüngsten Kind umgehängt. Die Leute des Kraals waschen endlich mit Wasser über frischem Kuhmist ihre Trauer ab". Dazu Ratzel S. 299: „Man giebt dem Betschuanen-Mann Keule, Speer, Schüssel, Löffel, Getreide, Kürbiskerne mit. Für die Leiche wird eine eigene Öffnung in der Hüttenwand gemacht, durch die man sie hinausträgt; das Begräbnis wird beschleunigt. Häuptlinge werden in ihrem Viehkraal begraben und das Vieh darüber getrieben, ihre Weiber und Kinder aber unter der Einfriedigung des Gehöfts. Auch Getreide wird vom Grab bis zur Hütte des Toten gestreut, damit dieser nicht feindlich gegen die Lebenden gesinnt sei. Was von seinem Eigentum nicht weggeworfen, wird sorgsam gereinigt. Oft sitzen die Kondolenten, nachdem sie klagend eingetreten, stundenlang bei den Leidtragenden still (cf. Hiob 2. 13). Die Witwe des Häuptlings Mahutu begrub nach Chapman ihren Schmuck mit ihm". Vgl. noch Campbells 2. Reise 1823 S. 241: „Stirbt jemand in der Stadt, darf niemand an diesem Tage Feldarbeit thun". S. 243: „Nach Tod eines Kindes darf der Vater 2 Monate das Haus nicht betreten, noch eine Jagd mitmachen, und mit der Mutter werden verschiedene Prozeduren vorgenommen. Als der König von Krankheit genas, wurde ein Ochs vor ihm in einer Wassertonne erstickt, die Krankheit angeblich vom König auf ihn übertragen, er aber dann doch verzehrt. Die Leichen Armer werden zuweilen aufs Feld vor den Schakal geworfen". Ratzel S. 300: „Die Betschuanen beten zu den Seelen der Vorfahren, die sie im Innern der Erde wähnen, und es entspricht dem, daß wenigstens einzelne Stämme wie die Barolong auch den Wahnsinnigen als der Seele beraubten Verehrung erweisen". Letzteres doch wohl, weil sie sie von einem abgeschiedenen Geist besessen glauben (so Merensky S. 130) und das beweist auch das Fließende in der Vorstellung des Aufenthaltsorts der Ahnen, die doch gerade vorzugsweis Barimo „die Oben" heißen; auch ist die Milchstraße Seelenweg bei den Basuto, Casalis p. 194, Réville p. 142.

gebracht, die Hörner auf dem Grab befestigt, auf dem auch Bogen und Pfeile des Häuptlings niedergelegt werden. Kinder werden nicht selten mit der Mutter begraben. Alte Leute sucht man aus dem Wege zu schaffen, daher es nach Andersson wenig alte Leute gab". Ebd. 1885 S. 536. „Öfter tragen sie Speise ans Grab eines Freundes oder Verwandten und bitten ihn zu essen und sich gütlich zu thun. Sie erbitten sich dafür seinen Segen und rufen ihn an um Sieg gegen Feinde, Überfluß an Vieh, zahlreiche Frauen und Glück in ihren Unternehmungen. Die Seelen der Verstorbenen erscheinen, wie man glaubt, nach dem Tod, doch selten in der Gestalt, die sie bei Lebzeiten hatten, gewöhnlich in der eines Hundes mit Straußfüßen" (tjruru Ratzel S. 346)[1]). Bei den Ovambo, die ihre Toten durch Schweigen ehren (vgl. Ratzel S. 357)[2]), wurden einige Frauen und Räte des verstorbenen Fürsten mit ihm begraben, erst beim Tod des Königs Krembonde in Ondonga fand das nicht mehr statt; auch durften beim Regierungsantritt des Nachfolgers keine Menschen mehr geschlachtet werden (Missionsinsp. Wendland in „Quellwasser" 1885 S. 714).

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VI. Andere europäische Thorheiten.

Fortsetzung.

Die römischen Übergriffe.

Ein weiteres Hindernis für die gedeihliche Entwicklung der evangelischen Mission in Indien ist die katholische Gegenmission, die wie auf fast allen Missionsgebieten, so auch in Indien sich breit macht. Im Jahre 1894 fand in London eine „allgemeine kirchliche Missionskonferenz" statt, die wohl besonders von den Freunden der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) in der Absicht ins Leben gerufen wurde, der größten aller Missions-

---

[1]) Die zum Opfern bestimmten Tiere werden mit einem Speer getötet, die zur Nahrung dienenden erdrosselt; stirbt ein Mann, wird ein Teil seines Viehs mit Keulen erschlagen. Ratzel S. 347. Nach Andersson wird auch ein Häuptling, wenn er es wünscht, nicht begraben, sondern auf einer Erhöhung in der Mitte seiner Hütte in zurückgelehnter Stellung beigesetzt, worauf die Hinterbliebenen einen starken Zaun um dieselbe ziehen. Fern von der Heimat werfen sie die Leichen den wilden Tieren vor. Das Dorf, in dem der Häuptling stirbt, wird nach einem andern Ort versetzt; nach Jahren aber kehrt es wieder und der Häuptling erzählt es flüsternd am Grab seines Vorgängers und bittet um langes Leben und Vermehrung der Herden. Jahrelang wird die Totenklage bei Wiederkehr der Zeit des Todesfalls erneut; nicht alle Kafferstämme teilen diesen Brauch. Ebd. S. 340. Die Verehrung für den Alten des Stammes hört nach seinem Tod nicht auf, das Grab bleibt heilig, und wenn nicht der Alte selbst durch ein Orakel verlangt, das Brüllen der Rinder wieder bei seinem Grab zu hören, dürfen die Kinder nicht seine Ruhe stören. Ebd. S. 342.

[2]) Aus Furcht, durch Nennung ihres Namens sie herbeizurufen.

gesellschaften, der Kirchenmissionsgesellschaft (Cb. M. S.), ein Gegengewicht zu schaffen. Auf dieser hielt der hochkirchliche Bischof von Lahore, der — ein Bote der S. P. G. — gewiß ein unverdächtiger Zeuge betreffend die katholische Mission ist, und der auch sonst mit dem Ausdruck der Bewunderung der römischen Kirche und ihrer Missionserfolge keineswegs zurückhielt, einen Vortrag über „Beziehungen zu den anderen christlichen Denominationen auf dem Missionsfelde", indem er die Klagen über die römischen Über- und Eingriffe wiederholte und u. a. folgendes sagte: „Was unsre Beziehungen zu der römischen Kirche betrifft, so pflegen sie in einer Hinsicht (und nur in einer) sehr intimer Art zu sein. Ich lebe seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Indien, ich habe Gelegenheit gehabt, die Missionsarbeit in Bengalen, Birma, in den Nordwestprovinzen und im Pandschab zu beobachten. Nie und nirgends habe ich unter Heiden oder Muhammedanern eine römische Mission getroffen außer in Gebieten, in denen Gott vorher die Bemühungen einer anderen christlichen Kirche sichtlich gesegnet hatte . . . Unter diesen Umständen ist ein modus vivendi zwischen Rom und den anderen missionierenden Gemeinschaften unmöglich. Wir müssen uns darauf beschränken, gegen diese marodierende Politik Protest zu erheben und uns um so mehr Mühe geben, unsere Christen durch Befestigung in nicht-katholischen Grundsätzen gegen die römischen Intriguen zu wappnen".

Und gewiß ist Rom — abgesehen von dem großen Vorsprung, den es durch eine mehr als dreihundertjährige Erfahrung in der Missionsarbeit hat — gegenüber der evangelischen Mission besonders durch zwei Dinge sehr im Vorteil, durch die einheitliche Leitung und durch die Orden. In ersterer Hinsicht hat besonders Leo XIII. seit seinem Regierungsantritt eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Das 1894 ausgegebene päpstliche Staatshandbuch (La Gerarchia cattolica, la famiglia e la cappella pontif. per l'anno 1894 con appendix, Roma, typografia Vaticana 1894, XV, 729 ss.) weist seit den 16 Jahren seines Pontifikates allein für Vorderindien über 20 neue Gründungen auf, die großenteils auf britisches Gebiet entfallen. Das alte portugiesische Erzbistum Goa, das noch immer seine aus dem 16. Jahrhundert datierenden Primatialrechte beanspruchte, aber sich als völlig unfähig erwies, die Leitung in den britischen Gebieten zu übernehmen, das auch durch die Gründung zahlreicher Vikariate und die Unterstellung derselben unter die Propaganda bereits an die Wand gedrückt worden war, wurde —, nachdem mancherlei Irrungen und sogar ein kleines Schisma vorausgegangen waren —, 1886 vollends bei Seite geschoben und eine völlig neue Hierarchie auf englischem Boden gegründet. Der Erzbischof von Goa erhielt zur Entschädigung den glänzenden Titel eines Patriarchen von Ostindien und zu seinen alten Suffraganen Kochin, St. Thomas von Maliapor (?) und Macao noch das neugegründete Bistum Daman. Neu errichtet wurden folgende 7 Metropolen: Agra mit den Suffraganen Allahabad und Lahor, Bombay mit den Suffraganen Mangalur, Puna, Tritschinapalli, Kalkutta mit den Suffraganen Krischnagar und Dhaka, Kolombo mit den Suffraganen Dschaffna und Kandy, wozu 1892 noch Galle, Port Viktoria auf den Seychellen und Trinkomali gekommen sind, Madras mit den Suffraganen Haiderabad, Nagpur und Wisakhapetam, Pondichery (Pudutscheri) mit den Suffraganen Koimbatur und Maisur, Verapoly mit Quilon. Dazu kommen noch die zum Bistum vorbereitenden Institute, die apostolischen Vikariate und Präfekturen, die unter Leo XIII. ebenfalls eine erhebliche Steigerung erfahren haben. — Wir sehen also eine stattliche Hierarchie, die ganz Indien umspannt, und die durch ihre mehr oder weniger einheitliche Leitung wohl im stande ist, einem Gegner ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Damit soll

freilich keineswegs gesagt sein, daß die römische Mission von einem einzigen Centrum aus geleitet werde. Die verschiedenen Orden haben ihre separate Mission und geraten oft genug mit einander in Streit.

Diese ganze Hierarchie besteht nämlich aus Ordensgeistlichen. Gewisse Orden haben sämtliche Ordinariate einer Provinz besetzt, so die Kapuziner die der Provinz Agra, die Jesuiten Bombay, die Karmeliter Verapoly, in Pondichery teilen sich die Missions étrangères und die Jesuiten u. s. w. Und gerade durch diese Orden hat die römische Mission in Indien einen gewissen Vorteil. Auf der ebengenannten allgemeinen kirchlichen Missionskonferenz in London wurde unter anderem, allerdings von hochkirchlicher Seite — unseres Erachtens ist das übertrieben und soll uns ja nicht veranlassen, römische Einrichtungen etwa nachzuahmen, aber ein richtiger Kern liegt darin — gesagt: Indien kann nur durch das asketische Leben gewonnen werden. Die Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams sind dem Volksgeiste so sehr kongenial, daß man sie geradezu als Hindubegriffe bezeichnen kann.

Fast überall nun haben sich die Römischen in die evangelische Missionsarbeit eingedrängt. Wir wollen das an einem besonders in die Augen fallenden Beispiele nachweisen, an der Goßner'schen Kolsmission, die im vorigen Jahre ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert hat. Im Jahre 1890 schrieb die katholische „Germania“: „So“ — nämlich verwirrt durch die Separation einiger Goßner'schen Missionare und die Gründung einer anglikanischen Mission (S. P. G.) — „standen (1868) die Verhältnisse, als man den katholischen Bischof von Kalkutta auf dieses Missionsfeld aufmerksam machte, auf die Bereitwilligkeit der armen Eingeborenen und auf die Verwirrung, welche der Protestantismus angerichtet hatte. Unter den englischen Beamten Indiens sind bekanntlich nicht wenige Katholiken, und diese waren der Ansicht, man solle den Kols Gelegenheit bieten, auch einmal wirkliche Padris, rechtmäßige Nachfolger jener katholischen Ordensleute, von denen diese Benennung abstammt, kennen zu lernen. Kann man es dem katholischen Oberhirten verargen, daß er unter solchen Umständen einen Pater nach Tschota Nagpur sandte, um die Bewohner auch mit der katholischen Auffassung des Evangeliums bekannt zu machen? Es ist gewiß kein einladendes Schauspiel für die Heiden, wenn die Verkündiger des Evangeliums Altar gegen Altar errichten. Aber das war hier nun einmal geschehen, und die Verwirrung war bereits so groß, daß es nichts mehr zu verderben gab. Dazu fanden sich neben den dreißig- oder vierzigtausend Namenchristen immer noch Millionen von Heiden, die auf Hunderten von Quadratmeilen zerstreut wohnten. Somit konnten trotz einem halben Dutzend hadernder Prediger auch die Jesuiten noch Arbeit genug finden“. Mit dankenswerter Offenheit hat hier einmal der Katholizismus eingestanden, daß er sich nur zu gern in evangelische Missionsgebiete eindrängt, um womöglich im Trüben zu fischen.

Unter den Kols, auf die es besonders abgesehen zu sein scheint — in der Hauptstation der Goßner'schen Mission Rantschi befanden sich schon 1887 6 Jesuitenpatres, schon 1889 gab es da im ganzen 20 Jesuitenmissionare, und war die Zahl ihrer Stationen schon mehr als noch einmal so groß, als die der Goßner'schen Mission —, entfaltet namentlich der Jesuit Lievens, „der Urheber und Hauptleiter, die Seele der ganzen Bewegung“, eine „reichgesegnete“ Thätigkeit; er benutzte die gerade damals auf das Höchste gestiegene soziale Notlage vieler Kols, ihre Erbitterung über die Erpressungen, Betrügereien und Bedrückungen der Steuerpächter und versprach ihnen, wie es die Demagogen zu thun pflegen, Hilfe. „Eure bisherigen Padris“, sagte

er, der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagend, — denn sie haben gethan, was sie konnten — „haben euch nicht geholfen! Kommt alle, Christen und Heiden zu mir! Ich werde die Sache in die Hand nehmen und euch helfen." Oder er veranlaßte die zu ihm gegangenen Christen, ihre noch heidnischen Verwandten aus irgend einem Grunde bei der Polizei zu verklagen. Sind sie nun vorgeladen, so läßt er sie zu sich kommen und sagt: „Wenn ihr (kath.) Christen werdet, will ich euch helfen, sonst müßt ihr ins Gefängnis". Auch lügen die Jesuiten ihnen vor, wenn sie katholisch würden, brauchten sie sich nicht an den von der Obrigkeit vorgeschriebenen Frondiensten zu beteiligen; man werde ihnen behilflich sein, daß sie ihre Gläubiger nicht zu bezahlen brauchten. Wie überall, so zahlen auch hier die Jesuiten den Konvertenden öfters Geld, wie Lievens, der z. B. im Dorfe Birta 10 Christenfamilien „bekehrte", indem er jeder ungefähr 20 Mark zahlte. Hervorragende Sardare versuchte er durch Aufhetzung gegen die deutschen Missionare auf seine Seite zu bekommen. Polizeiliche Untersuchungen haben ergeben, daß er die Unruhen der folgenden Jahre hervorgerufen hat. Seine Wühlereien wurden nachgerade so arg, daß seinen Vorgesetzten von den Behörden ein Wink gegeben wurde, ihn zu versetzen, — und erstere haben den Wink befolgt und ihn ihn nach Rantschi versetzt, wo er — die Leitung aller Stationen erhalten hat.

Aber noch mehr! Die Jesuiten bestärken sogar die Eingeborenen in ihrem Heidentum und in ihren Sünden, in ihrer Meinung, daß das Götzenopfer und die Hexenprozesse, das Branntweintrinken und das (unsittliche) Tanzen keine Sünde seien. Von einem der Jesuiten schreibt der 1861 ausgesandte Goßner'sche Missionar Onasch: „Er empfiehlt nicht nur das Branntweintrinken, sondern macht es den Christen selbst vor, so daß er nicht selten betrunken ist. Ich teile das nach fester, unumstößlicher Vergewisserung mit. Dieser Jesuitenmissionar erlaubt nicht nur seinen Christen das Tanzen, sondern fordert sie sogar zum Einrichten ihrer eigenen, von denen der Heiden gesonderten Tanzplätze auf. Das thut er alles, um unsere Christen zu gewinnen. Die von den Jesuiten verführten Leute sind zum größten Teil Säufer, freche Lügner und Übertreter des 3. Gebotes geworden. Leider sind auch einige unserer nicht abgefallenen Christen durch das schlechte Beispiel dieser Leute in ihrem Wandel nachlässig geworden".

Können wir uns da wundern, wenn die katholische Mission „großartige, immer trostreichere" Fortschritte aufzuweisen hat? Die im Jahre 1885 von dem in diesem Jahre „allein und arm ankommenden", „nur Brevier und Rosenkranz sein eigen nennenden" Lievens gegründete Station Torpa hatte am 1. Dezember 1886 bereits 2500 „Christen" zu verzeichnen, nach seiner eigenen Aussage erlebte er täglich 15—20 Bekehrungen, angeblich eine Folge der Gebete „zum heiligsten Herzen" und der Fürbitte des heiligen Josef. Mehrere protestantische Katechisten hatten „Opfergeist genug, eine lohnende Stelle aufzugeben, um sie mit der eines notdürftig bezahlten katholischen Katechisten zu vertauschen". „Der Zug der Gnade scheint gegenwärtig in seinen Wirkungen ebenso mächtig zu sein, wie in den Tagen des großen Apostels von Indien, des heiligen Xaver." „Ganze Dörfer bekehren sich wie ein Mann, und zwar eins nach dem andern. Seit dem letzten Jahre hat sich die Zahl der Katechumenen verdreifacht." Am 1. August 1888 wurden 50 381 Katholiken gezählt, nämlich 11 291 Getaufte und 39 060 Katechumenen; ein Jahr später, am 1. August 1889, überstieg die Zahl der Getauften bereits 25 000, also in 12 Monaten eine Zunahme von ungefähr 12 000, und „das unerwartet große Wachstum dauert fort". In einem Orte taufte Lievens an einem Tage 1557 Personen, Männer, Frauen und Kinder,

n einem andern 9000, „und es bleibt noch eine viel größere Zahl übrig, die noch auf die Taufe wartet". Wie leichtfertig die jesuitische Taufpraxis ist, geht — um von den oft mit „heiliger List" und „frommem Betrug" ausgeführten Taufen von Kindern und Erwachsenen in Todesgefahr zu schweigen (P. Tissot schreibt z. B. in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens 1892, V, über die Thätigkeit der Ordensschwestern vom Kriege in Amrawati im Westen von Nagpur in Centralindien in einem von übertriebenen Lobeserhebungen strotzenden und doch wieder sich selbst verratenden Bericht u. a. folgendes: „Wie oft brachte man ihnen in die Armenapotheke arme, kleine Kinder, für welche das einzige Heilmittel und das beste von allem das Taufwasser war. Mehr als eine Mutter nahm, ohne es zu wissen, einen kleinen Christen mit sich fort, der unterwegs in ihren Armen starb . . . Diese Taufen in Todesgefahr mehren sich in solchem Grade, daß sie im Jahre 1891 die Zahl 600 überstiegen. Brahmanen schöpften schließlich Verdacht bezüglich dieses Heilmittels (!) neuer Art und klagten die Ordensschwestern an, daß sie die Kinder mit ihrem Zauberwasser töteten") — u. a. aus dem Berichte eines Pater Haghenbeck hervor, welcher schreibt: „Ich habe Ende Oktober sämtlichen Bewohnern von Tilsiri die heilige Taufe gespendet . . . Padria ist ein sehr großes Dorf und zählt über 100 Häuser; es ist vollständig christlich geworden . . . Die Nachbardörfer werden, wie man uns versichert, sehr bald dem allgemeinen Zuge folgen. Auf diese Weise bildet sich ein Kreis von katholischen Gemeinden, rings um Tschati herum, wo die Lutheraner letztes Jahr eine hübsche Kapelle errichtet und einen Eingebornen als Pastor eingesetzt haben . . ." Bezeichnend ist auch die Stelle des Berichtes, die von Rantschi handelt: „Hier im Herzen der Mission von Tschota Nagpur ist ein von Schwestern geleitetes Pensionat (Mädchenschule) eine dringende Notwendigkeit. Da stehen die kostspieligen (?) Anstalten der Lutheraner und Anglikaner, die Hunderte von Kindern aufnehmen können. Wir dürfen auch auf diesem Gebiete der Irrlehre nicht die Herrschaft überlassen".

Solche Über- und Eingriffe werden von fast allen Missionsgesellschaften berichtet. Besonders wird mitgeteilt, daß die Katholiken es namentlich auf einflußreiche Personen und auf junge Leute abgesehen haben, daß sie den Übertretenden reichliche Unterstützung verabfolgen, daß sie auch sonst ihnen behiflich sind, daß sie z. B., wenn einer ans Heiraten denkt, der bei einer andern Mission nicht sogleich findet, was er sucht, ihm nicht nur eine Braut, sondern auch einen Weg zeigen, wie er sich als Rechtgläubiger versorgen kann, daß sie alles maßlos übertreiben, daß sie mit Vorliebe Unwahrheiten über evangelische und katholische Missionsthätigkeit in Umlauf bringen, wobei sie ganz nach dem Worte verfahren. „Was ich denk' und thu', trau' ich andern zu." Ein drastisches Beispiel zu letzterer Behauptung ist die Verleumdung des Leipziger Missionars Brunotte in Wulupuram, der von dem eingebornen katholischen Priester Mariapragåsam in einem von dem Erzbischof von Pondichery im 4. Heft der Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens 1890 veröffentlichten Bericht beschuldigt worden war, mit allen „Erfindungen", ja mit „glänzendem Golde — bis zu 5000 Frank" „die Neubekehrten" und „alten Christen" des genannten Priesters zu Meyoor zum Protestantismus verführt oder wenigstens solches versucht zu haben. Natürlich war alles erlogen, und es ist schon deshalb ganz unmöglich, weil Brunotte solche Summen gar nicht zur Verfügung stehen; auch hat Brunotte ohne Not — wie sie z. B. bei Verheiratung und in ähnlichen Fällen vorkommen kann, — keinen Römischen aufgenommen, jedenfalls aber nicht einen einzigen römischen Christen, der dem Bereich des Priesters von Meyoor angehört, obwohl er es sehr oft mit Leichtigkeit gekonnt hätte, und obwohl

aus dem im Bericht angeführten Kallpatti und aus anderen Orten Abgeordnete der römischen Gemeinden zu ihm kamen mit der Bitte um Aufnahme, die sie mit schweren Sünden eben jenes Priesters in Meyoor gegen das 6. und 7. Gebot begründeten, während umgekehrt letzterer unmittelbar, nachdem er seinen Bericht an den Erzbischof abgeschickt hatte, wieder einige Familien in Mampallapatti, die Brunotte aus den Heiden gesammelt, unterrichtet und getauft hatte, entweder selbst oder durch andre verführte, ihre Schulden bezahlte und noch einmal bezahlte — ganz wie bei uns. Und der Koadjutor des Erzbischofs, dem die Antwort Brunottes in französischer Übersetzung gesandt worden war, hat in seiner Entgegnung, die nach langer Zeit eintraf, die Hauptfrage ganz umgangen und in der ganzen Angelegenheit nichts gethan.

Daß solche äußerlich gewonnenen und leichtsinnig getauften Christen sehr unzuverlässig sind und in den alten Glauben zurückfallen, daß gerade in der Kolsmission ganze Gemeinden wieder zur evangelischen Mission zurückkehren, werden wir nach alledem sehr begreiflich finden.

Es wäre aber verkehrt, anzunehmen, die katholische Mission befolge diese Taktik nur in bevölkerteren, dem Verkehr zugänglicheren Gegenden, nein, sie sendet ihre Boten auch in die abgelegensten Dörfer, wenn evangelische Missionare im Segen dort thätig sind. So berichtet Missionar Redslob von der Brüdergemeinde unter dem 18. August 1888: „Als ich am 16. August (von einer Reise) wieder nach Leh (im weltfernen Himalaya) ankam, hatte sich eben ein katholischer Priester eingefunden, der sich zu einer Gegenmission hier ansiedeln will . . . Derselbe ist schon im Mai auf Rekognoszierung hier gewesen, hat mich aber weder gesehn noch gegrüßt, dagegen dem Kommissioner gesagt, daß ich ihn unfreundlich behandelt habe, was nicht mit der Wahrheit besteht“ . . . Bei dem einen ist's natürlich nicht geblieben, und an Konkurrenzunternehmungen römischerseits fehlt es nicht.

Aber es hilft ihnen nichts. Das Wachstum des Protestantismus ist auch in Indien prozentuell ein viel größeres, als das der römischen Kirche, und die Zeit wird nicht allzu fern sein, wo letztere ganz geschlagen sein wird. Was der bekannte Generalsekretär der Ch. M. S., Eugen Stock, auf der obengenannten Londoner Missionskonferenz im Anschluß an den Ausspruch eines ehemaligen Mitgliedes der englischen Universitätenmission in Central-Afrika über die Fehler der katholischen Mission sagt, das gilt auch von Indien. Der Rückfall der eingebornen römischen Christen ins Heidentum ist folgendem zuzuschreiben: 1. der Massentaufe ohne ordentliches Katechumenat, 2. der Akkomodation an heidnischen Aberglauben und Gebräuche, 3. der Vernachlässigung der Jugenderziehung, 4. der Unterstützung des schwindenden Einflusses durch vorgebliche Wunder, 5. der grausamen Bestrafung der kleinsten Abweichung von den kirchlichen Regeln (Baseler Missions-Magazin 1887, 92. 121. 172. 347. 473; 1888, 170. 220; 1889, 467 ff.; 1890, 300 ff.; 1895, 358; Missionsblatt der Brüdergemeinde 1889, 54; 1891, 42; 1893, 87; Leipziger evang.-luther. Miss.-Blatt 1888, 113 ff.; 1889, 191; 1890, 157. 335. 345. 376; 1891, 10; 1892, 31. 75; 1893, 112; Allg. Miss.-Ztschr. 1889, 257 ff.; Allg. evang.-luth. K.-Ztg. 1893, 832. 1159; 1894, 779 ff. 945 ff. 962; Ztschr. f. prakt. Theol. 1894, 321 f.; „Goßners Mission unter den Kols in Britisch-Ostindien“, Friedenau-Berlin 1895, 38 ff. Vgl. auch Warneck, Protest. Beleuchtung der röm. Angriffe auf die evang. Heidenmission, Gütersloh, Bertelsmann 1894 und Warneck, Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission I—III: Flugschriften des Evangelischen Bundes 14. 17. 25).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Beurteilung der Mission in China durch Exminister von Brandt.

In verschiedenen politisch-liberalen und ultramontanen Blättern, denen sich auch der Ostasiatische Lloyd in Nr. 50, Jahrg. 9, angeschlossen hat, ist kürzlich die Arbeit der Mission in China bei Besprechung des Blutbades in Kutscheng und des japanisch-chinesischen Krieges einer durchaus abfälligen Kritik unterzogen worden. Alle diese Berichte stützen sich auf ein von dem australischen Reisenden Morrison herausgegebenes Buch: „Ein Australier in China“, das in seiner Beurteilung der Missionserfolge von durchaus schiefen Gesichtspunkten ausgegangen ist und einen so hämischen Ton anschlägt, daß zu seiner Kennzeichnung die Anführung einiger Sätze genügt. Herr Morrison schreibt: „Während meines Aufenthaltes in China habe ich eine Menge Missionare kennen gelernt. Sie waren alle mit ihrem Erfolge zufrieden. Derselbe bestand allerdings darin, daß durchschnittlich jeder Missionar zwei Chinesen im Jahre bekehrte.“ An einer anderen viel kolportierten Stelle heißt es: „Im Jahre 1893 traten 3127 Chinesen zum protestantischen Christentum über; ob sie wirklich alle jetzt Christen sind, ist eine andere Frage. Es wirkten 1511 protestantische Missionare in China. Die Bekehrung kostete 350 000 Pfund Sterling, d. h. die jährliche Gesamteinnahme von 10 der größten Londoner Hospitäler. Die Bekehrung eines Chinesen kostet also durchschnittlich 2238½ M. Wenn schneller nicht bekehrt wird, so wird es 123 441 Jahre dauern, bis die 386 Millionen Chinesen Christen geworden sind ꝛc.“ Herr Morrison hat in der Allgem. Miss.-Ztschr. 1895, Heft 9 durch Dr. Warneck eine gründliche Abfertigung bekommen, auf die wir unsere Freunde hiermit verweisen. Dr. Warneck sagt treffend: „Man wird es müde, diese hundertmal widerlegten albernen Berechnungen immer von neuem zu beleuchten“, und spricht Herrn Morrison, der die chinesischen Christen als „eine Handvoll von Strolchen, Reischristen und Dieben“ bezeichnet, jede Kompetenz ab.

Dagegen ist dem in der Deutschen Rundschau, Nov. 1894 erschienenen Aufsatze des Exministers v. Brandt: „Ostasiatische Probleme“, der sich auch ausführlich über die Mission verbreitet, meines Wissens noch keine Besprechnng zu teil geworden; und doch verdient gerade diese Beurteilung der Missionsarbeit in China, schon wegen der Persönlichkeit des Autors, eingehender beleuchtet zu werden.

Wie schmerzlich muß schon gleich der zweite Satz des ersten Teils S. 242 jeden Missionsfreund berühren, in dem behauptet wird: „Die Opium- und Missionarfrage gehörten, und eine von ihnen gehört wenigstens noch (gemeint ist die Missionarfrage) zu den offenen Schäden des chinesischen Reichs“. S. 247 wird dann behauptet, daß die öffentliche Agitation der protestantischen Missionare, namentlich der englischen keine guten Früchte getragen hat. Weiter wird dann auf den Schaden hingewiesen, den die protestantischen Missionare, wenn auch, wie zugegeben wird, unbewußt, durch Verkauf von sog. Anti-Opiumpillen verursacht hätten. — Schon in diesen Sätzen fällt die Animosität auf, die dieser Gegner jeglicher Mission mit vielen seiner Gesinnungsgenossen vorzüglich gegen die protestantische Mission hat; sie zieht sich durch alle seine Ausführungen. Zu seiner Ehre soll es aber gesagt sein, daß sich seine Polemik in erster

Linie gegen die englischen und amerikanischen Missionare richtet, die deutschen sind wenigstens ausdrücklich nirgends genannt. Am besten kommt bei ihm die russische Mission der griechisch-katholischen Kirche fort, — weil sie keine Propaganda macht! Sehr geneigt zur milden Beurteilung ist er der römischen Kirche gegenüber, für die er, auch wo er sie tadelt, immer ein Wort der Entschuldigung hat, und deren Methode er durchweg vor der der protestantischen Gesellschaften den Vorzug giebt. Ein sehr bedenkliches Licht auf seine Kompetenz zur Beurteilung der „Missionarfrage" wirft die Verteidigung der Missionspraxis der Jesuiten im 16. und 17. Jahrh. in China, die selbst von den Päpsten schließlich desavouiert worden ist. Die Dominikaner und Lazaristen werden Zeloten genannt, weil sie „die weitherzige Auffassung" der Jesuiten, die selbst den Ahnenkultus bestehen ließen, als unchristlich verdammten! S. 261, wo Herr v. Brandt die Zersplitterung der protestantischen Mission gegenüber der Einheitlichkeit der katholischen hervorhebt, zeigt sich eine allzugroße Geneigtheit, nach oben abzurunden; nicht 40, wie Herr v. Brandt behauptet, sondern nur 30 protestantische Missionsgesellschaften arbeiten in China. Geradezu abgeschmackt ist es aber, wenn er von „dem aufgezwungenen Segen der christlichen Propaganda" spricht. Dann wäre es also besser gewesen, wenn auch der Apostel Paulus in Palästina geblieben wäre und Europa nicht mit den Segnungen des Christentums beglückt hätte! Wenn Herr v. Brandt die planlose Ausbreitung aller biblischen Schriften tadelt, so können wir ihm in dieser Hinsicht nicht durchaus widersprechen; ebenso ist ihm zuzugeben, daß viele Stellen der Bibel in den vorhandenen Übersetzungen dem Chinesen unverständlich sind. Das wissen aber die Missionare auch, und Herrn v. Brandt dürfte nicht unbekannt sein, wie gerade die protestantischen Missionsgesellschaften aufs eifrigste und unausgesetzt bemüht sind, die Übersetzung zu vervollkommnen. Es kommt eben immer darauf an, von welchem Standpunkt aus man eine Sache betrachtet und darstellt!

Alles in allem, Herr von Brandt hat einige Mißgriffe englischer und amerikanischer Missionare nachgewiesen, — und wo kommen solche nicht vor? — dem vorurteilsfreien Leser seines Artikels wird es aber nicht entgehen, daß ihm jedes Verständnis für die hohen und idealen Aufgaben der Mission abgeht.

Er ist nun mit seiner Kritik nicht allein geblieben. Seine Schüler haben im Ostasiatischen Lloyd seine Angriffe wiederholt; wir brauchen auf dieselben nicht weiter einzugehen. Es genügt, hier eine einzige Stelle aus der Nr. 11 vom 13. Dez. v. J. S. 228 wiederzugeben, um zu zeigen, wes Geistes Kinder die Angreifer sind: „Die Thatsache verbleibt . . ., daß für die Bekehrung Chinas zum Christentum kein Grund vorzuliegen scheint, ausgenommen von dem Standpunkte der Missionare selber. Mag der Aberglaube der Chinesen auch im Auge der Europäer lächerlich erscheinen, so ist derselbe jedenfalls völlig harmlos". Wer so etwas schreiben kann, der zeigt eine solche Verständnislosigkeit für die Aufgaben der Mission und eine solche Unwissenheit der Zustände in China, daß mit ihm eine sachliche Auseinandersetzung eben unmöglich ist.

Es trifft sich nun günstig, daß sich gleichzeitig auch der Minister der Vereinigten Staaten in China Denby im Chinese Recorder, Sept. 1895 S. 424 ff. über die Arbeit der christlichen Missionen geäußert hat. Unser Missionar Pfarrer Kranz sandte uns eine Übersetzung dieser Auslassungen mit der Bitte, sie in unserer Zeitschrift abzudrucken. Wir thun dies um so lieber, als sie gerade die Punkte betreffen, die Herr von Brandt in seiner einseitigen Beurteilung chinesischer Missionsarbeit verschwiegen hat. Herr v. Brandt hat den Lesern der Deutschen Rundschau nichts gesagt, von den Wohlthaten, die den Chinesen durch die Mission zugeführt werden. Herr

Denby schreibt darüber: „Ich denke, niemand kann die offene Thatsache leugnen, daß die Chinesen durch die Arbeit der Missionare in ihrer Mitte enorme Wohlthaten empfangen. Fremde Hospitäler sind eine große Hilfe für die Kranken. Vor der Ankunft der Fremden wußte China nicht, was Chirurgie ist. Es giebt nun mehr als 20 Wohlthätigkeits-Hospitäler in China, an deren Spitze Männer von einer ebenso großen Geschicklichkeit stehen, als man sie sonst in der Welt findet. Dr. Karrs Hospital in Kanton ist eines der größten Institute der Art in der Welt. Der Vizekönig Li Hung Tschang hat in Tientsin Jahre lang ein ausländisches Hospital auf eigene Kosten unterhalten. In der Sache der Erziehung ist die Bewegung ungeheuer stark. Es giebt Schulen und höhere Lehranstalten über ganz China hin, an denen Missionare die Lehrer sind. . . . . . Ich will in diesem Aufsatz nicht von den religiösen Wohlthaten reden, die in der persönlichen Bekehrung von Chinesen zum Christentum bestehen. Dies ist natürlich der eine höchste Gegenstand und Zweck der Missionare, dem alles andere nur dienstbar ist; aber dieser Gegenstand kann nicht von einem Minister der Vereinigten Staaten erörtert werden. . . . . Ich kann nur sagen, daß die zum Christentum Bekehrten zahlreich sind. Man nimmt an, daß es jetzt 40000 protestantische und wenigstens 500 000 katholische Bekehrte in China giebt. Es giebt viele christliche Kirchen der Eingeborenen. Die Bekehrten scheinen ebenso aufrichtig fromm zu sein, als die Leute irgend einer anderen Rasse".

Herr von Brandt hat aber auch nichts gesagt von dem Nutzen, den das Missionswerk in China für die eigene Heimat hat. Es mag hier wieder hingesetzt werden, was Herr Denby darüber schreibt: „Die Missionare sind die Pioniere von Handel und Verkehr. Civilisation, Kenntnisse, Unterricht erzeugen neue Bedürfnisse, welche der Handel befriedigt. Beachte nur den elektrischen Telegraphen, der jetzt in jeder Provinz in China mit Ausnahme von einer existiert. Beachte die Dampfschiffe, welche an der Küste entlang von Hongkong bis nach Niutschuang und auf dem Yangtze bis hinauf nach Itschang verkehren. Beachte die Städte, welche entstanden sind, wie Shanghai, Tientsin, Hankau, schöne ausländische Städte, — ein Anschauungsunterricht für die Chinesen. Beachte die Eisenbahn, welche jetzt vom Gelben Meer bis zum Amur gebaut wird und von der etwa 200 Meilen fertiggestellt sind. Will irgend jemand behaupten, daß die 1500 Missionare des Protestantismus und vielleicht eine noch größere Zahl von Katholiken zu diesen Resultaten nicht mit beigetragen haben? . . . . Das Innere Chinas würde der Außenwelt beinahe unbekannt geblieben sein, wenn nicht die Missionare es besucht und beschrieben hätten. Mancher mag vielleicht sagen, daß die Agenten des Handels ebensoviel hätten ausrichten können, aber sie haben nicht die Erlaubnis sich im Innern niederzulassen. Der Missionar, von heiligem Eifer getrieben, geht überall hin, und allmählich folgt fremder Verkehr und Handel. Ich glaube, wenn immer ein uncivilisiertes oder halbcivilisiertes Land civilisiert wird, so vergrößert sich sein Handel und sein Verkehr mit den Nationen des Westens. Die Menschheit hat keine bessere Maschine zur Civilisation wilder Völker erfunden, ja nicht einmal eine, die ebenso gut wäre als das Verlangen, Bekehrte fürs Christentum zu gewinnen. Die Geschichte der Welt bezeugt diese Thatsache.

Im Interesse der Civilisation darum sollten Missionare nicht nur geduldet werden, sondern sie sollten von den Beamten den Schutz erhalten, zu dem sie berechtigt sind, und von anderen Leuten Ermutigung".

Soweit Herr Denby. Für uns ist es ausgemacht, daß diese Beurteilung die gerechtere ist. Die von Herrn von Brandt und seinen Schülern so hart angegriffene evangelische Mission kann jede Kritik vertragen, aber gerecht muß sie sein, und das ist die seinige leider nicht. H. Lehmpfuhl.

Die Gesellschaft für Verbreitung christlicher und allgemeiner Bildung unter den Chinesen,

über deren Bestrebungen auf dem Gebiete der litterarischen Mission wir schon wiederholt berichtet haben, hat ihren 8. Jahresbericht herausgegeben, der wieder so viel Bemerkenswertes enthält, daß wir an ihm nicht vorübergehen dürfen.

Es gewinnt doch den Anschein, daß der Krieg auch für China segensreiche Folgen haben wird. Die intelligenteren Chinesen fangen an, den Wert der europäischen, aus dem Christentum erwachsenen Kultur einzusehen. Oder giebt es nicht zu denken, daß der Kaiser von China die von der genannten Gesellschaft herausgegebene Geschichte des 19. Jahrhunderts studiert hat und mit ihm viele seiner Berater? Daß der sog. moderne Weise Chinas, Kang-Yen-Wei, dem Sekretär der Gesellschaft Th. Richard gegenüber äußerte, daß China auf einer moralischen Basis reformiert werden müßte? „Die Vaterschaft Gottes und die Brüderlichkeit der Völker müßte anerkannt werden durch die chinesischen Konfuzianisten. Bisher waren sie zu exklusiv in ihrer Lehre. Die wahre Lehre müßte sich aufbauen auf Gottes universeller Liebe gegen alle Menschen". Der vielgenannte Vizekönig Li Hung Chang schrieb ein Vorwort zu einer der Veröffentlichungen der Gesellschaft und ein Sekretär des Geheimen Rates schrieb unaufgefordert ein anderes. Vornehme Chinesen haben die Bücher und Zeitschrift der Gesellschaft gekauft und in ihren Kreisen cirkulieren lassen. „Früher waren wir froh, wenn wir sahen, daß die Chinesen uns unterstützten, in diesem Jahr sehen wir sie versuchen, unsere Ratschläge in verschiedenen Teilen des Kaiserreiches in die Praxis zu übersetzen und, was am bemerkenswertesten ist, in Peking selbst, der Hauptfeste des Konservatismus". Verschiedene Reformgesellschaften unter den Litteraten haben sich gebildet. Peking, wo bisher seit 1000 Jahren nur die Peking Gazette erschien, hat eine neue Zeitung bekommen, die denselben Titel hat und von demselben Geiste geleitet ist, wie die Zeitung der genannten christlichen Gesellschaft. Und wenn das auch alles nicht viel bedeuten will für das Riesenreich China, es sind doch Anzeichen eines neuen Frühlings, oder sollte alles wirklich nur augenblickliche Begeisterung sein und die Chinesen nicht mehr die Kraft haben, sich wirklich ernstlich und für die Dauer modernen Reformideen hinzugeben?

Im vergangenen Jahr hatte ein Herr Hanbury 500 Taels für Preise an chinesische Studenten für die besten Aufsätze über 5 verschiedene Themata betr. notwendige Reformen in China ausgesetzt. 172 Arbeiten wurden eingesandt, von denen 70 mit einer Geldauszeichnung bedacht wurden.

Als dringend notwendig hat sich die Errichtung eines Centraldepots in Shanghai mit Bureaus zur Herausgabe, Übersetzung und Abfassung von Litteratur und zur Beaufsichtigung der Verteilung jeglicher nützlicher Litteratur herausgestellt. „Man kann sich wenige Dinge denken, die für China jetzt von größerem Nutzen wären als eine solche Einrichtung". Aber wer giebt die Mittel dazu her?

Endlich sei noch erwähnt, daß unser Freund Pf. Kranz während einer längeren Abwesenheit des Sekretärs der Gesellschaft Th. Richard das Sekretariat versehen hat.

Madagaskar.

Die Befürchtungen, die man für die evangelische Mission in Madagaskar wegen der Eroberung durch die Franzosen hatte, haben sich bisher zum Glück nicht erfüllt. Die französische Regierung hat vielmehr den Protestanten gegen-

über eine sehr freundliche Stellung eingenommen. Sie hat zum Generalresidenten den Herrn Laroche gemacht, der einer alten protestantischen Familie angehört und für seine Person ein Freund der Mission sein soll. Sie hat sich auch durch das Geschrei vieler Zeitungen, die hiergegen auf das lebhafteste protestierten und die von den französischen Jesuiten geleiteten katholischen Missionen protegiert wissen wollten, nicht irre machen lassen. Im Auftrage der evangelischen Pariser Missions-Gesellschaft ist Prof. Krüger und Pastor Langer im Januar nach Madagaskar abgegangen, um die Missionszustände zu studieren und bei der Neuordnung der Verhältnisse mitzuwirken. — Um so schmerzlicher ist es, daß sich unter der eingeborenen Bevölkerung Räuberbanden gebildet haben, die mehrere Missionsstationen zerstört und den Quäker-Missionar Johnson, der 25 Jahre in Madagaskar gewirkt hatte und sehr beliebt war, mit seiner Gattin umgebracht haben.

Armenien.

Wer hätte nicht mit tiefstem Schmerz die Artikel über die Greuel in Armenien gelesen, die in den letzten Monaten die Zeitungen gebracht haben? Es ist in der That ein grausiges Schauspiel, das sich unter den Augen der europäischen Großmächte abspielte, und wer die Artikel in Nr. 4 und 11 der Christl. Welt gelesen hat, die von Augenzeugen herrühren, wird es begreiflich finden, daß uns die Worte fehlen, um jene Vorgänge treffend zu bezeichnen.

Ganz besonders nahe geht uns aber das Schicksal der 10000 evangelischen Armenier, die vom American Board durch eine mehr als 50jährige Arbeit zu geordneten Gemeinden gesammelt worden sind. „Fast alle diese Gemeinden sind augenblicklich in der Auflösung begriffen, viele ihrer Glieder sind getötet, viele geflohen, einige auch zum Islam abgefallen. Die ausgedehnte und überaus erfolgreiche Schulthätigkeit ist fast zum Stillstand gebracht; viele Schulhäuser sind zerstört, der gesamte Verlust des Board durch Brand und Zerstörung seiner Missionshäuser beläuft sich auf mehr als eine Million Mark. Von den amerikanischen Missionaren, die allen Gefahren trotzend im Lande geblieben sind, ist bis jetzt allerdings noch keiner getötet, aber von den eingeborenen Pastoren und Lehrern haben viele — man weiß die Zahl noch nicht — ihr Leben zum Teil unter grausamen Martern verloren". (A. M. Z. 1896, 3.)

Missionar J. G. Christaller † und Pfarrer Dr. H. Hahn †.

Am 16. Dezember v. J. starb J. G. Christaller, einer der verdientesten Missionare der Baseler Mission. Christaller wurde am 17. November 1827 in dem württembergischen Städtchen Winnenden geboren. Schon frühe zeigte er eine hervorragende Begabung für Sprachwissenschaften. Als Schreiberlehrling auf dem Rathause seiner Vaterstadt trieb er emsig fremde Sprachen; aber gerade, als er sich nach Absolvierung einer mehrjährigen Lehrzeit auf ein philologisches Examen vorbereiten und die Universität beziehen wollte, um dort die nötigen Studien für das Verwaltungsfach zu machen, trat an ihn auf einem Missionsfest der Missionsgedanke heran. Er trat nach längerem Schwanken 1848 als Zögling ins Baseler Missionshaus ein. 1852 wurde er nach der Goldküste ausgesandt, wo das Werk seiner Missionsgesellschaft in den ersten Anfängen stand. Eine der größten Schwierigkeiten bot die Landessprache, das Tschi, das erst zur Schriftsprache erhoben werden mußte. Es ist nun Christallers unauslöschliches Verdienst, diese Arbeit geleistet zu haben. Er hat nicht nur die ganze heilige Schrift in die Tschi-Sprache übersetzt, sondern neben vielen kleineren Publikationen auch eine Grammatik und ein

Wörterbuch der Tschi-Sprache herausgegeben. Die französische Akademie der Wissenschaften verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste die goldene Medaille. Nachdem Christaller schon früher wiederholt wegen des ungesunden Klimas und seiner angegriffenen Gesundheit Urlaubsreisen hatte antreten müssen, mußte er 1868 für immer nach Europa zurückkehren. Er ließ sich im württembergischen Städtchen Schorndorf nieder, wo er bis zu seinem Tode seinen sprachlichen Arbeiten obgelegen und der Baseler Missionsgesellschaft noch manche wertvollen Dienste geleistet hat.

Ebenso hat die Rheinische Mission in Dr. Hugo Hahn einen der bedeutendsten Missionare verloren. Dr. Hahn, geboren am 18. Oktober 1818 in Riga, war von Hause aus Ingenieur, trat aber dann in die Dienste der Rhein. Mission und ging 1841 nach Afrika. Er ist der Missionar der Herero geworden. Ungeheuer groß und fast unüberwindlich waren die Schwierigkeiten, mit denen er auf seinem Arbeitsfeld zu kämpfen hatte. Es kostete allein viele Jahre mühevoller Arbeit, ehe sich das Rätsel der Hererosprache lösen wollte, noch längere Zeit dauerte es, ehe die ersten Taufen vollzogen werden konnten. Dazu war er fast stets in Lebensgefahr. Mehrfach ist Dr. Hahn nach Europa zurückgekehrt, um über seine Mission zu berichten und das Feuer von neuem anzufachen. Während seines ersten Aufenthaltes gab er auch seine ersten Arbeiten über die Hererosprache heraus, wegen deren ihm später von der Universität Berlin der Doktortitel verliehen wurde. 1873 trat Hahn einer Meinungsverschiedenheit wegen aus dem Verbande der Rheinischen Mission aus und wurde Pastor einer deutschen Gemeinde in Kapstadt. 1882 ist er noch einmal als Kommissar der englischen Regierung im Hererolande gewesen. 1884 knüpfte er nach Niederlegung seines Pfarramtes wieder Verbindungen mit der Rheinischen Mission an und hat es noch erleben dürfen, daß diese die Missionsarbeit im Ovambolande von neuem aufnahm, zu der er gleichfalls den Grund gelegt hatte, die aber wegen mangelnder Mittel damals nicht hatte weitergeführt werden können. Dr. Hahn starb in Kapstadt am 24. Nov. v. J.

Die Studenten-Missions-Konferenz in Liverpool.

In den Tagen vom 1.—5. Januar tagte in Liverpool zum erstenmal eine internationale Studenten-Missions-Konferenz, die den Zweck hatte, das Missionsinteresse unter den Studierenden weiter auszubreiten, die Universitäten des europäischen Festlandes in die Bewegung mit hineinzuziehen und die ganze evangelische Christenheit zu größeren Missionsanstrengungen anzufeuern. Entstanden ist die Bewegung vor etwa 10 Jahren und zwar beinahe gleichzeitig in England und in Amerika, und wir bezeugen gern, daß sie bisher schon hoch erfreuliche Früchte getragen hat: 300 durch sie angeregte Studenten stehen bereits im praktischen Missionsdienst. Andererseits müssen wir aber gestehen, daß sie vieles hat, was unserem deutschen Gefühl fremd ist.

Die Wogen der Begeisterung bei den Versammlungen in Liverpool gingen hoch: Die Konferenz zählte etwa 1000 Mitglieder. 24 Nationen waren vertreten. Man sah dort Studenten aus Amerika, Norwegen, Holland, Frankreich, Deutschland, Belgien, der Schweiz, China, Japan ꝛc., 40 Missionsgesellschaften hatten ihre Sekretäre gesandt. — Den Vorsitz bei der Eröffnungsversammlung führte der ehrwürdige Lordbischof von Liverpool, Dr. Ryle, der auch am 1. Tage die Begrüßungsansprache hielt. Der bedeutendste Redner der Konferenz war Dr. Pierson, der Herausgeber der Miss. Review of the World, der größten amerikanischen Missionszeitschrift. Die Vormittage der Versammlungstage dienten dazu, ein möglichst übersichtliches Bild von dem gesamten Missionswerk zu geben: So fanden am 2. Januar gleichzeitig für

die einzelnen Missionsgesellschaften in verschiedenen Räumen Konferenzen für Indien, Südamerika, China, Japan, Afrika und die Judenmission statt. Am folgenden Tage wurde über die Reisepredigt, die ärztliche Mission, die Schulmission 2c. verhandelt. Am 4. Januar endlich boten die 10 bedeutendsten englischen Missionsgesellschaften je in einer besonderen Versammlung den Freiwilligen Gelegenheit, über ihre Arbeit sich genauer zu unterrichten. — An den Nachmittagen fanden in den weiten Räumen der Liederhalle vor Tausenden von Zuhörern jeden Standes und Alters die allgemeinen Meetings statt. Hier sprach auch unter großem Beifall Missionar Studd, derselbe Mann, der vor etwa 10 Jahren in England die ganze Bewegung ins Leben gerufen hatte.

Aus der Schlußversammlung am Sonntag, den 5. Januar ist besonders die Rede des Dr. Pierson hervorzuheben, deren Thema das Losungswort der ganzen Bewegung war: Evangelisation der ganzen Welt in dieser Generation!

Es sei endlich noch erwähnt, daß auch die 20 dort anwesenden deutschen Studenten eine besondere Konferenz veranstalteten, in der die Gründung eines „Freiwilligen Studenten-Missionsbundes" für Deutschland beschlossen wurde. Die Mitgliedschaft wurde wie bei den Engländern abhängig gemacht von der Unterzeichnung des Gelübdes: „Es ist mein Entschluß, falls es Gott zuläßt, Missionar zu werden". Von den Anwesenden unterzeichneten sofort 11.

Die Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz.

Am 3. und 4. Februar d. J. veranstaltete die Brandenburger Provinzial-Missionskonferenz in Berlin ihre 12. ordentliche Jahresversammlung. Eingeleitet wurde dieselbe durch eine Obmännerversammlung und Helferkonferenz am Nachmittag des 3. Februar. Am Abend desselben Tages fand eine öffentliche Missionsversammlung im großen Saale des Stadtmissionshauses statt, in der Miss.-Inspektor Merensky über „Frauenelend und Frauenhilfe in Afrika" und Pastor Dr. Grundemann über dasselbe Thema mit Bezug auf Indien sprach.

Hervorragend und von Interesse auch für weitere Kreise war der Vortrag, den Pastor Richter aus Rheinsberg in der Hauptversammlung am Vormittag des 4. Februar über das Thema: „Mission und Kolonialpolitik" hielt. Wir geben von demselben ein ausführliches Referat. Redner stellte zuerst fest, daß es sich nicht um eine Vermischung oder Verbindung beider Gebiete handeln könnte; denn die Aufgaben und Ziele der Mission und der Kolonialpolitik seien diametral verschieden. Die Mission hat die Aufgabe, den Befehl des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" zu verwirklichen und darf sich nie ihr Ziel niedriger stecken; die Kolonialpolitik will dagegen den Gliedern unseres Volkes, die in der Heimat keinen Raum finden, in der Ferne eine neue Heimat bereiten und für Handel und Gewerbe Absatzgebiete schaffen, in denen wir Käufer und Verkäufer sind, und niemand uns Konkurrenz machen kann. Es ergiebt sich daraus 1.: Mission und Kolonialpolitik sollen gegenseitig ihre Berechtigung in ihrem besonderen Gebiete wahren. Die Völker in unseren Kolonien stehen auf einer tiefen Stufe der Gesittung. Die Kolonialpolitik soll sie auf ein höheres, sittliches und geistiges Niveau erheben. Dafür ist aber die Mission sehr wertvoll. Ja, sie giebt der Kolonialpolitik erst ihr sittliches Recht. Letztere fragt nur nach dem Gewinn und Erwerb, und wir erscheinen den Eingeborenen solange als Räuber, als wir ihnen nicht mehr geben, als wir von ihnen empfangen! So hat man auch in kolonialpolitischen Kreisen immer mehr den Wert der Mission erkannt und sie als eine unentbehrliche Ergänzung schätzen

gelernt. Aber wenn dies so ist, so werden sie sich a) nicht in die inneren Verhältnisse der Mission mischen, z. B. nicht die Gebiete der evangelischen und katholischen Mission abzugrenzen suchen; sie werden b) auch nicht der Mission die Art ihrer Arbeit vorschreiben wollen; die evang. Mission läßt sich auf kein bestimmtes Arbeitsprogramm festnageln; sie hat sich einen Schatz praktischer Erfahrungen gesammelt und aus diesem schöpft sie für ihre Arbeit. Ferner c) werden die Kolonialpolitiker nicht verlangen, daß wir nur nationale Mission treiben. Das Reich Gottes ist international, und es ist Selbstmord, wenn Frankreich alle fremden Missionen aus seinen Gebieten zu verdrängen sucht. Endlich d) werden die kolonialen Instanzen den Missionaren ihren Schutz nicht versagen, den Schutz, den man ja auch Reisenden und Kaufleuten gewährt. — Die Missionsfreunde dagegen haben vorsichtig zu sein der Kolonialpolitik gegenüber und dürfen nie vergessen, daß diese einen praktischen Gesichtspunkt hat. Daher sollen sich die Missionare hüten, sich in ein nationales Programm zu mischen. Kein afrikanisches Volk mit Ausnahme der Karthager und Ägypter hat von sich eine Kultur erreicht; es ist darum nur in der Ordnung, daß die Afrikaner Lehrgeld zahlen müssen. Doch braucht man nicht zu dulden, daß ihre Besitzungen als herrenloses Gut und sie selbst als Tiere angesehen und behandelt werden. Die Missionare dürfen ferner auch keine Unterstützung der weltlichen Faktoren verlangen, aber sie können doch absolute Gerechtigkeit in Missionssachen fordern; jedes Liebäugeln mit den Heiden verunehrt ja nur die Regierung selbst! — Die 2. These des Referenten lautete: Wo Missions- und Kolonialpolitik zusammen arbeiten, da heißt es, vereint schlagen und getrennt marschieren. Wo die Mission hinkommt, da zerbricht das alte und neue Zustände entwickeln sich. Ebenso hat die Kolonialpolitik die Aufgabe, heidnische und unsittliche Gebräuche abzustellen. Die Bekämpfung des Sklavenhandels und Sklavenraubes ist ein Ruhmesblatt unserer Kolonialpolitik. Ferner ist die Vielweiberei für die Kolonialpolitik ein am Marke des Volkes zehrendes Übel; sie macht den Neger arbeitsscheu; für die Mission ist sie ein schweres Hindernis; ebenso das Zaubereiwesen, die Sitte des Gifttrankes, die Götzentänze. Dagegen müssen beide, Mission und Kolonialpolitik, ankämpfen, aber beide auf ihrem Gebiete. — Aus diesen Ausführungen ergiebt sich 3., daß die Kolonialpolitik der Mission nicht unnötig ihre Arbeit erschweren oder gar zerstören darf, und umgekehrt, daß die Mission der Kolonialpolitik keine unnötigen Schwierigkeiten machen darf. Die Bemerkungen, die Referent zu dieser These machte, waren so treffend und fein, daß wir bedauern, dieselben nicht wörtlich hier wieder geben zu können, da sein Vortrag noch nicht im Druck erschienen ist. Er zeigte zunächst, daß viele Weiße ein schweres Hindernis für die Mission sind. Die Handelsleute und die Kolonialbeamten sind die einzigen Weißen, die die Schwarzen zu Gesicht bekommen, und von diesen sehen sie oft viel Schlechtes. Die Weißen sollten doch bedenken, daß in Afrika dasselbe Sittengesetz gilt wie in Europa! Aber auch in der Heimat ist das Urteil der Reisenden oft von schwerem Schaden für die Mission. Der Referent gestand, daß sein Urteil über die Reisenden in stetiger Abnahme sei. Das, was der Missionar mit Liebe errichtet hat, wird von diesen oft in den Schmutz gezogen. Da heißt es dann: Die Gebäude der Missionsstation sind mangelhaft, die Erziehungsmethode ist eine verkehrte ꝛc. Und wo holen sich die Reisenden Auskunft? Etwa bei den Missionaren? Nein, gewöhnlich bei Leuten, die aus irgend welchen Gründen von der Station fortgejagt worden sind! Und von diesen hören sie auch nur wieder, was sie hören wollen. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß, wie es in den Wald hineinschallt, so auch heraus-

tönt! Zu den Hindernissen der Mission gehört auch der Opium und der Branntwein. Beide haben mehr Unheil gebracht, als alle andere Arbeit hat Segen stiften können. Der Schnapshandel ruiniert einfach unsere Kolonien: Er liegt in Togo und Kamerun in deutschen Händen. Dagegen müssen wir unsere Stimme erheben. Zum Schluß wies Referent darauf hin, daß es von der höchsten Bedeutung sei, für die ausgeführten Ideen die Missionsfreunde und die öffentliche Meinung zu gewinnen und überhaupt in diesen Dingen eine gesunde öffentliche Meinung zu schaffen.

Der Diskussion über den anregenden Vortrag konnten wir nicht beiwohnen, da am gleichen Tage auch vom Brandenburger Provinzial-Ausschuß unseres Missionsvereins eine Konferenz zusammen berufen worden war, in der über recht wichtige Organisations- und Agitationsfragen für unser Werk verhandelt wurde. Sein diesjähriges Wander-Missions-Fest wird der Brandenburger Provinzial-Ausschuß am 31. Mai in Guben feiern.

H. Lehmpfuhl.

Die Hallesche Missonskonferenz

fand unter überaus zahlreicher Beteiligung am 10. und 11. Februar in Halle zumeist im großen geräumigen Saale des „Prinzen Karl" statt, der fast immer — sogar die Gallerie — völlig gefüllt, ja überfüllt war. Im Eröffnungsgottesdienst, der abends 6 Uhr in der Marktkirche stattfand, predigte Missionsdirektor Gensichen aus Berlin (I.), und in der Vorversammlung (abends 8 Uhr) sprach Pfarrer Strümpfel aus Herrengosserstedt bei Buttstädt über die „Mission auf den Kreissynoden und Familienabenden" frisch, lebendig, praktisch. Der Schwerpunkt der Konferenz lag aber naturgemäß in der Hauptversammlung am Vormittag des 11. Februar, in der nach einer einleitenden biblischen Ansprache des Professors Kähler aus Halle, in welcher er übrigens wiederholt Gedanken aussprach, die nachher auch der Hauptreferent berührte oder ausführte, und nach Mitteilungen des Vorstandsmitgliedes, Pfarrers Eger-Nienstedt, über seinen „Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur" und den in Aussicht genommenen „Wegweiser durch die pastorale und homiletische Missionslitteratur", die „Geschichten und Bilder aus der Mission", die Missionsartikel in Volkskalendern, die Missionspredigtreisen in der Provinz Sachsen (1895 nur 2), den Vorstand, die Kassenverhältnisse, nach einer Aufforderung des Pfarrers Richter-Rheinsberg zum Abonnement auf Warnecks Allg. Miss.-Ztsch. Richters Familienblatt und den Missionsfreund (welcher letzterer nebst der Ztsch. „Afrika" verteilt wurde), nach einem Nekrolog des Pfarrers Dr. Hofmann-Halle auf den verstorbenen Missionsfreund und das treuverdiente Vorstandsmitglied, Buchhändler Fricke in Halle, und einem Apell des Vorsitzenden Dr. Warneck betreffend den Missionsnachwuchs in der Heimat, — Pastor Stosch-Berlin, der früher im Dienste der Leipziger Mission in Indien gearbeitet hat, einen tiefdurchdachten und erschöpfenden, gründlichen und im ganzen weitherzigen Vortrag hielt über „Paulus als Typus für die evangelische Mission", wohl die Quintessenz seines demnächst über den Apostel Paulus erscheinenden Werkes. Referent sprach zunächst vom Charakter, dann vom Wirken des Apostels, im ersten Teile von seiner Stellung zum Alten Testament, wobei auch die Inspirationsfrage gestreift wurde, allerdings in einer Weise, daß man über die Stellung des Referenten nicht ganz im klaren war, von seiner Stellung zur heidnischen Litteratur und desgl. überhaupt zu den treibenden Mächten in der Heidenwelt, von seinem Durchdrungensein von der Gnade Gottes in Christo, aus der alles andere fließt, von seiner Pietät gegen das Volk seiner Väter, im zweiten Teile von seiner Stellung zur

gratia praeveniens, wobei sich freilich die sonderbare Dämonologie des Referenten bisweilen geltend machte, vom Individualisieren, Völkerchristianisieren, wobei er sich mit Grundemanns in den „Missionsstudien und Kritiken" ausgesprochener Ansicht berührte, u. s. w. In der Debatte, an der sich auch Kähler, Gensichen, Warneck beteiligten, wurde dem Referenten aus Grundemanns Munde das Lob zu teil, daß der Vortrag es wohl verdient hätte, vor einer Versammlung von Fachleuten, wie auf der Bremer Missionskonferenz, gehalten zu werden. Generalsuperintendent Dr. Vieregge sprach das Schlußgebet. Es sei noch bemerkt, daß gelegentlich der Konferenz eine Erklärung für Stöcker contra Kladderadatsch kolportiert wurde, und daß zahlreiche Missionsschriften des verschiedensten Inhaltes (auch die unseres Vereins und Daltons neueste Schriften) zum Verkaufe angeboten wurden. — Nachdem beim Mittagsessen manches treffliche Wort gesprochen worden war, vereinte die Abendversammlung (6 Uhr) wiederum ein außerordentlich zahlreiches Publikum (Vorsitzender Pastor Wächtler-Halle). Hier hielt Missionar Genähr einen Vortrag über „Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in China", dann Konsistorialrat Dalton einen solchen über Japan, in dem er sich übrigens jeglicher Polemik gegen unsern Verein enthielt. Nebenbei bemerkt sei, daß er auch in diesem Vortrag „Buddhism" aussprach und der Akkusativ Singularis von Missionar „den Missionaren" bildete, wie in seinem Buche. Gensichen dankte im voraus für die Kollekte, die auf der Konferenz besonders für Berlin I gesammelt werden sollte. Superintendent Thiel sprach im Schlußwort über Missionsgaben, in dem er allerdings etwas ganz anderes bot, als die meisten erwartet haben mochten. — Unterzeichneter hat außerdem noch als Gast die Versammlung des Vorstandes des Provinzialvereins für die Goßnersche Mission besucht, in der Missionsinspektor Kausch in lebendiger und herzlicher Weise die wichtigsten Erlebnisse der Kolsmission mitteilte; die allgemeine studentische Abend-Missionsversammlung dagegen, die am 12. Februar stattgefunden, und in der Missionar Genähr über China referiert hat, zu besuchen, ist dem Unterzeichneten, der auch den am gleichen Tage im Anschluß an die Missionskonferenz stattfindenden beiden Versammlungen der evangelisch-sozialen Konferenz beiwohnte, nicht möglich gewesen. Alles in allem dürfte auch diese Missionskonferenz, auf der man wie gewöhnlich viele Missionskoryphäen finden konnte, des Anregenden sehr viel geboten haben.

Buttstädt. A. Schillbach, Diakonus.

Litteratur.

Deußen, Paul. Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen. 1. Band, 1. Abteilung: Allgemeine Einleitung und Philosophie des Veda bis auf die Upanishad's. Leipzig, Brockhaus. 1894. 8°. XVI u. 336 S. M. 7,—.

In der Epoche des Altertums, in der wir überall die aus der kulturlosen Zeit hervortretenden Indogermanen sich rüsten sehen, das Erbe der niedergehenden semitischen Kulturwelt anzutreten, in der die Griechen ihre gewaltige Kolonialpolitik entwickelten und den bis dahin allein auf den Meeren herrschenden Phöniziern ernste Konkurrenz zu machen begannen, in der das verfallende Ägypten der indogermanischen Expansionskraft Rechnung tragend griechischen Söldnern, Kaufleuten und Lehrern seine Thore öffnete,

in der das israelitische Zehnstämmereich der assyrischen Macht und diese samt dem Reiche Juda der babylonischen Herrschaft erlag, die ihrerseits in naher Zeit vor der Kraft der indogermanischen Perser dahinsinken sollte, in der Zeit also, wo wir die unwiderstehliche Flut der Indogermanen von allen Seiten über die alten semitischen Kultur-Lande hereinbrechen und auch die letzten beiden Säulen dieser alten Welt, die Macht Babylons und Karthagos unterwaschen sehen, in derselben Zeit regt sich auch in dem entferntesten Lande, bis zu welchem die indogermanische Völkerflut ihre Wellen entsandt hatte, in Indien, ein neues kräftiges Leben. Was die indogermanischen Indier damals physisch leisteten, davon vernehmen wir nur noch verhallende, nicht mehr zusammenhängende und voll verständliche Kunde aus Epos und Sage. Aber die Blüten, die ihr kraftvolles Geistesleben damals zeitigte, die haben wir noch schauen, an ihrem Dufte haben wir uns noch erfreuen dürfen. In eben jener Zeit, da das Wehen eines neuen Geistes durch die Welt ging, entstand in Indien aus der alten Naturreligion des Rigveda eine neue gewaltige philosophische Religion oder religiöse Philosophie, die großartigste pantheistische Lehre, die jemals irgendwo verkündet worden ist, die Lehre vom All-Einen, das „hier in diese Welt eingedrungen ist bis in die Nagelspitzen und ist wie ein Scheermesser, das in seiner Scheide ruht", das „atmend der Odem, sprechend die Stimme, sehend das Auge, denkend der Geist heißt". Nach Tag und Stunde können wir nicht die Periode des Entstehens dieser Lehre angeben. Aber wir wissen, daß sie vorhanden und Gemeingut vieler Gebildeten war, als der Buddha auftrat, und das geschah in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Christi Geburt. Wir Abendländer kennen sie, in sehr unzulänglicher Form freilich, seit Anquetil Duperron und besonders seitdem Schopenhauer sie, auf Duperrons indirekte Übersetzung gestützt, durch seine eigene Philosophie populär gemacht hat. Colebrooke und andere haben ebenfalls schon sie in Europa bekannter zu machen gesucht, aber eigentlich in diese Philosophie einzudringen, ihr Wesen und auch ihr Werden zu verstehen beginnen wir doch erst jetzt. Viel können wir darüber lernen aus den Upanishaden-Übersetzungen z. B. in M. Müllers Sacred Books of the East (Band I, XV, XXXIV) und aus H. Oldenbergs „Buddha". Aber ganz im Zusammenhang dargestellt hat sie doch erst Prof. Deußen, der die Durchforschung und Popularisierung derselben zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, und der über sie das kompetenteste Urteil besitzt. Schon früher hat er das System dieser Philosophie in seiner reifsten Entwicklung dargestellt in dem Buche „Das System des Vedânta nach den Brahma-Sûtras des Bâdarâyana und dem Kommentare des Çankara über dieselben als ein Kompendium der Dogmatik des Brahmanismus vom Standpunkte des Çankara aus dargestellt", Leipzig 1883, und den Zugang zu der Quelle desselben hat er uns eröffnet in seinem Leipzig 1887 erschienenen Werke „Die Sûtras des Vedânta oder die Çârîraka Mîmâmsâ des Bâdarâyana nebst dem vollständigen Kommentare des Çankara, aus dem Sanskrit übersetzt". Jetzt, im vorliegenden Halbbande, hat er die erste Entwicklungsgeschichte dieses Pantheismus bis dahin geschrieben, wo die Lehren desselben sich in besonderen philosophischen Werken zu krystallisieren anfingen, in den Upanishad's, auf denen dann erst das späte System des Vedanta sich aufbaut, das Deußen in jenem oben erwähnten Werke behandelt hat. Aber Deußens Verdienst ist nicht nur, daß er diese Entwicklung aus den noch in den Rigveda zurückreichenden kleinsten Anfängen heraus gezeichnet hat — denn das hatte, wenn auch nicht so ausführlich und wenn auch ohne einige der von Deußen gegebenen neuen Gesichtspunkte, ebenfalls schon Oldenberg („Buddha") gethan. Sein ausschließliches Verdienst aber ist, daß er diesen hohen indischen Lehren endlich einen Platz auch in der Geschichte der Philosophie gesichert hat. Zwei Wissenszweige aus dem großen Gebiete der

Indologie hat man bisher immer als nicht vorhanden betrachtet, die indische Geschichte und die indische Philosophie, trotz der wichtigen Fortschritte, die die Kenntnis der Fachkreise von der ersteren in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, und trotz der hohen Bedeutung, die der letzteren inne wohnt. Für die indische Geschichte wird das hoffentlich mit dem Erscheinen des in Arbeit befindlichen Grundrisses der indischen Philologie anders werden; für das Bekanntwerden der indischen Philosophie aber wird Deußen durch die vorliegende Arbeit sorgen. Daß diese Philosophie, wenn sie nur erst genügend bekannt ist, sich nicht dauerndes Interesse sichern sollte, ist nicht zu erwarten. Dazu sind, das muß auch der billig und hoch denkende Christ zugestehen, ihre Grundgedanken zu groß und erhaben. Vieles erscheint ja zwar noch abstrus und für unser Empfinden lächerlich; manches mag es vielleicht auch bleiben; das gleicht indessen nur dem wertlosen Muttergestein, das den Diamanten birgt.

Vieles wird aber auch unserem abendländischen Denken teils durch die philologische Arbeit und teils durch das philosophische Sich-Hinein-Versenken in jene alten indischen Gedankengänge noch verständlich werden. Wir sind geneigt, z. B. das phantastische Spiel der Identifizierungssucht als albern zu belächeln, das uns des öfteren in den Upanishaden und sonst entgegentritt. Aber wenn z. B. das Brahman mit dem Liede gleich gesetzt wird, ist das so ungereimt? Wir werden freilich alte Kulte nie ganz verstehen lernen, wenn wir sie nur mit dem kritischen Verstande betrachten. Das Denken allein hat nie und nirgends eine Religion hervorgebracht und erhalten, die wichtigere Rolle hat dabei das Gefühl gespielt. Aber das ist der Spiritus, das Aroma, das keine geschichtliche Überlieferung festzuhalten vermag und das wir nicht in uns wachzurufen vermögen, weil das Gefühl etwas geschichtlich Gewordenes und Bedingtes ist, das nicht existieren kann, wo die Bedingungen nicht vorhanden sind, die es hervorbrachten. Was wir in den Namen der alten Götter und Kult-Dinge besitzen, das sind ja doch nur die Schalen, den Inhalt können wir, wenn es gut geht, uns nur annähernd vorstellen. Wenn wir den Namen „Zeus“ hören, so glauben wir alles zu wissen, indem wir uns der sprachwissenschaftlichen Gleichung und der Etymologie erinnern. Aber Zeus war durchaus nicht bloß und nicht mehr der Himmel. Er hatte seine Geschichte. Er war für die Gläubigen eine Persönlichkeit. Und er war vor allem auch die Summe der Gefühle und Erinnerungen, die sich für jeden einzelnen an die Nennung seines Namens knüpften. Wir wissen ja doch, daß für einen jeden von uns jedes Wort seine besondere Bedeutung hat, die es für niemanden anders haben kann, denn es verbinden sich damit für jeden andere Ideenassoziationen. Das Jugendglück, das das griechische Kind empfand, wenn der Vater oder die Mutter es auf ihrem Schoße hielten, zum Himmel emporzeigten und es den großen Zeus dort droben verehren lehrten, das und alle die anderen Lebenserfahrungen, die der Heranwachsende mit dem Gotte in Beziehung brachte, alles das wurde ja doch für ihn gewissermaßen auch mit zum Zeus. Und darum können wir fremde Religionen nicht bis in die tiefsten Tiefen verstehen, wir können ja das Hauptelement derselben, das Mystische, die Inbrunst, nicht nachempfinden. Also auch, wenn wir z. B. hören, daß das Lied Brahman sei, sollten wir nicht blasiert lachen. Wer jemals in einem weihevollen Gotteshause den erhebenden Klängen eines herrlichen Gesanges gelauscht hat, der weiß oder sollte wissen, was es heißt, wenn der indische Denker oder Dichter sagt, das Lied sei Gott. Auch Deußen scheint, was mich sehr sympathisch berührt hat, ganz ähnliche Anschauungen zu hegen, wenn er S. 173 bemerkt, mit Beziehung auf die entwicklungsgeschichtlich zwischen Rigveda und Upanishaden stehende Litteraturgruppe der „Brahmana“ genannten Ritualwerke, die seit jeher durch ihre öde

Langweiligkeit der Schrecken der Indologen gewesen sind: „Aber gewiß wären sie nicht die geistige Nahrung langer Zeitalter gewesen, mit diesem Eifer gepflegt, mit dieser Sorgfalt zuerst mündlich, dann schriftlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden, wenn nicht mehr in ihnen läge, als unsere einseitige Stellung denselben abzugewinnen vermag. Wer würde wohl über die Bedeutung, die Schönheit und den ästhetischen Wert einer Oper abzuurteilen sich getrauen, von der ihm nichts als das Textbuch bekannt wäre? Ein solcher ästhetischer und das Gemüt erbauender Wert war aber ohne Zweifel auch dem Kultus der Brahmanen eigen, und wir können uns von dem Gepränge der Aufzüge, der Priesterkleidungen und Geräte, von der Feierlichkeit und Weihe der Handlung keinen ausreichenden Begriff mehr machen", oder wenn er auf S. 284 gegen Oldenberg bemerkt: „Und wir hoffen durch unsere Darstellung im Vorhergehenden und Nachfolgenden zu zeigen, daß der indische Genius weder so düster noch so phantastisch ist, wie er manchen bisher erschien". Diese, wie mir scheint, richtigere religionsgeschichtliche Auffassung hat Deußen auch die Möglichkeit zu einer sehr ansprechenden, jedenfalls viel tieferen Interpretation der Idee des Brahman, des Centralbegriffs der pantheistischen Philosophie der Inder, gegeben. Als Produkt der Deifizierung des Gebetes oder von etwas Analogem galt das göttliche Brahman (in der Philosophie durchaus Neutrum und erst im entarteten Glauben der Menge dann Maskulinum) schon immer. Aber die Ausmalung des Prozesses, durch den das Gebet zur Gottheit wurde, geschah bisher nicht in der tiefsinnigen Weise, in der sie Deußen gelungen ist. S. 241 sagt er mit einem Selbstcitat aus seinem „System des Vedanta": „Ursprünglich nämlich bedeutet das Wort brahman . . . von barh, farcire, „die Anschwellung", d. h. „das Gebet", aufgefaßt nicht als ein Wünschen (εὔχεσθαι) oder Wortemachen (orare, precari) oder Fordern (bidjan) oder Erweichen . . oder gar Beräuchern (עָתַר), sondern als der zum Heiligen, Göttlichen emporstrebende Wille des Menschen". Er fährt S. 242 fort: „brahman ist ursprünglich . . . die Anschwellung des Gemüts, die Erhebung und das Erhabensein über den Individualstand, welche wir erleben, wenn wir auf den Schwingen der Andacht zu einer vorübergehenden Einswerdung mit dem Göttlichen gelangen. Die Worte des Gebetes sind nur der Ausdruck dieses Gefühles der Vereinigung mit Gott, sie gehören nicht dem Menschen als solchen an, sondern Gott ist es, der sie in uns und durch uns redet". S. 244: „Und diese unendliche Wesenheit fühlte der Betende in sich erwachen, trug er in sich; in den geheimnisvollen Tiefen der eigenen Brust gewahrte der durch die Andacht des Gebetes (brahman) über seine eigene Individualität hinausgehobene Beschauer eine Macht, welche er allen anderen Mächten der Schöpfung überlegen fühlte, eine göttliche Kraft, die, wie er empfand, allem irdischen und überirdischen Sein als innerlich regierendes Prinzip . . einwohnt, auf der alle Welten und alle Götter beruhen, aus Furcht vor der das Feuer brennt, die Sonne leuchtet, das Gewitter, der Sturmwind und der Tod ihr Werk verrichten (Kâthaka Upanishad 6, 3), und ohne welche kein Strohhalm von Agni verbrannt, von Vayu fortgeführt werden kann (Kena Upanishad 3, 19, 23). Dieselbe poetische Gestaltungskraft nun, welche Agni, Indra und Vayu mit Persönlichkeit umkleidet hatte, eben dieselbe war es, welche dann weiter jene „in niederer Enge nach allen Seiten sich entfaltende, als Erfreuer der großen (Götter) mit Macht wachsende, als Gott zu den Göttern weithin sich ausbreitende und dieses Weltall umfassende" (Rigv. 2, 24, 11) Kraft der Andacht . . . über alle Götter erhob". Und S. 262: „Wer begreift, daß das Gebet im Grunde nichts andres ist als eine vorübergehende Abstreifung der Individualität, eine Rückkehr des im

Beter verkörperten individuellen Willens zu Gott als seinem eigenen, raumlosen, zeitlosen, individualitätslosen Selbst, — dem wird die Thesis des indischen Weisen: „Das Gebet ist der Urgrund der Dinge“ nicht allzu parador erscheinen“.

In der indischen Religionsgeschichte sehen wir ganz besonders klar und mannigfaltig ein Gesetz walten, das, wenn auch nicht gleich stark, sich in der Geschichte jeder Religion bethätigt, nämlich den Kampf zweier stets nebeneinander bestehenden und abwechselnd in den Vordergrund tretenden Richtungen, die man als die philosophische und die mythologische oder ähnlich bezeichnen kann. Die eine ringt fortwährend nach Vereinheitlichung und Vergeistigung des Göttlichen und nach Veredelung des Kultus, die andere vergröbert, versinnlicht Gottesauffassung und Gottesverehrung, sie löst die Einheit des Göttlichen immer wieder in eine Vielheit auf, zieht den erhabenen Gottesgedanken wieder zu sich herab, und Opfer und Gebet werden unter ihren Händen zu Zaubermitteln. Zur Rigvedazeit hatten die arischen Inder schon eine für den damaligen Kulturzustand der Welt hochstehende Naturreligion geschaffen, ja sie waren schon weiter gegangen und hatten an Göttergestalten wie die des Varuna und des Dyaus hohe monotheistische, vergeistigende und moralisierende Gedanken und Attribute angeknüpft. Aber die Glanzperiode beider Gottheiten ist schon im Rigveda dahin. Ein Gott von gröberem Korn, Indra, macht ihnen siegreich Konkurrenz. Und dann sank diese schon gesunkene Religion in der Periode der Brâhmanas noch tiefer und wurde zu Ritualwerk und pedantischem Formelwesen. Die höhere, vergeistigende Tendenz aber keimte schon seit dem Ausgang der Rigveda-Zeit von neuem und wuchs dann, als ihre Stunde wiedergekommen war, zu dem mächtigen und wunderbaren Baum der Upanishaden-Philosophie heran, die das eine absolute universale Brahman auf den Götterthron erhob. Kaum war das geschehen, da machten sich indessen die mythologisierenden Bestrebungen wieder an diese Gestalt heran und schufen das neutrale absolute Brahman anthropomorphisch in einen Gott Brahma um. Das geschah schon in der Zeit vor Buddha, denn schon in der alten Buddhalegende spielt derselbe eine Rolle. Buddhas Lehre war eine neue Reaktion des nach oben gehenden Strebens gegen jene Richtung nach unten, wenn auch, philosophisch betrachtet, seine widerspruchsvolle und mit alten Lappen verbrämte Predigt nicht im Entferntesten sich mit der Größe der Upanishaden-Philosophie messen kann. Aber auch seine wenigstens dem Streben nach hohe Religion fand in Indien keine bleibende Stätte und die grobe Religionsform des Hinduismus trat an ihre Stelle. Höhere Anschauungen haben dann wieder vereinzelte Reformatoren bis zur Gegenwart herab ohne erheblichen Erfolg zur Geltung zu bringen versucht. Dieses seit Jahrtausenden rastlos sich bethätigende und wie sonst nirgends typische Ringen, das aber immer schwächer wurde und vermutlich mit dem dauernden Siege der Pöbelreligion geendet haben würde, wenn Indien nicht neuerdings durch die Europäerherrschaft mit frischem Blute und frischen Ideen imprägniert worden wäre, ist ethnologisch betrachtet auf Grund der Bevölkerungsverhältnisse leicht verständlich: es ist das Ringen des edlen indogermanischen Geistes des herrschenden Erobervolkes mit der Indolenz der autochthonen oder wenigstens alteingesessenen Elemente. Und weil überall das unerbittliche Naturgesetz waltet, daß kein eroberndes Volk dauernd in einem fremden Lande fortbesteht, sondern aufgesogen wird und seine Eigenart verliert, darum wurden aus den herrschenden Indogermanen allmählich Inder, und darum verlor die nach oben strebende religiöse Tendenz immer mehr an Energie, und darum ist sie allmählich ganz erstorben. Es ist aber wunderbar, wie Hohes dieser indogermanische Geist in

den Zeiten seiner Kraft in Indien geleistet hat, und um so wunderbarer, weil die herrschenden indogermanischen Volkselemente offenbar nur eine dünne der indischen Bevölkerung aufgelagerte Schicht bildeten. Man kann nicht annehmen, daß gewaltige Massen aus der indogermanischen Heimat bis in das so fernliegende Indien gelangten, denn diese Eroberer Indiens waren ja doch nur die Ausläufer, die Vorposten der indogermanischen Bewegung. Daß aber das Ausstrahlungscentrum derselben in Europa lag und nicht in Asien, wie man früher allgemein annahm und jetzt noch zum Teil annimmt, dafür spricht doch, abgesehen von allen jetzt vorgebrachten besonderen Gründen, schon eine ganz allgemeine Erwägung. Welches Volk ist es denn, das jetzt die ganze Erde beherrscht und sich über sie ausbreitet? Es ist das germanische. Die überschäumende Kraft, die es jetzt noch bewährt, muß ihm in noch viel stärkerem Maße in seiner Jugend eigen gewesen sein, und darum glaube ich, daß die Triebfeder für die ganze indogermanische Völkerbewegung in Europa lag. Mit dem Glanz der griechischen und römischen Kultur war es vorbei, als die dünne Schicht der körperlich und geistig tüchtigen indogermanischen Eroberer von der Autochthonen-Bevölkerung aufgesogen war. Gerade so war es in Indien. Die Kshatriya-, d. h. die Krieger- und Königskaste, stellt selbstverständlich am reinsten den Typus des Erobervolkes dar. Daher kommt es auch, daß die Upanishaden-Philosophie anerkanntermaßen von den Kshatriyas und nicht von den Brahmanen ausging, die doch als Lehrer des Volkes zunächst dazu berufen gewesen wären, auch seine Denker zu sein. Daher kommt es aber auch, daß diese erhabenen Gedanken bald wieder mit Nebel umhüllt und verdunkelt wurden. Die herrschende Kriegerkaste ist naturnotwendig auch diejenige, die aus innerem Drange und Berufe sich zuerst in den Kämpfen aufreibt. An ihre Stelle tritt dann wieder der körperlich und geistig unbefähigte Beherrschte, der Plebejer, der Proletarier. So war es in Rom, so war es in Frankreich. Und wie in Frankreich wurde auch in Indien durch eine Revolution nachgeholfen, um das unbequeme Herrscherblut abzuzapfen. Wir haben aus dem indischen Altertum dunkle Kunde, daß einmal sämtliche Kshatriyas abgeschlachtet worden wären. Dezimiert worden waren sie schon durch die Kämpfe, die im Epos Mahabharata geschildert sind, und dieses verrät uns auch, wie die ehrlichen tapferen Kämpen der unterliegenden Partei nur unterlagen, weil sie gegen List und Niedertracht der anderen Partei nicht aufkommen konnten. Als das einheimische Element sich dann des fremden adligen Blutes fast ganz entledigt hatte, war es auch mit den großen Schöpfungen in Religion und Philosophie vorbei. Des Buddha Auftreten war die letzte nennenswerte Reaktion gegen die nivellierenden Tendenzen. Aber der Buddha Çakyamuni war ein Kshatriya!

Die Geisteskämpfe, die ich hier nur in Umrissen gezeichnet habe, wiederholen sich nun typisch auch im einzelnen in der Entwicklungsgeschichte der Idee vom All-Einen, die uns Deußen im vorliegenden Bande entworfen hat. Wir sehen genau dasselbe rastlose Streben der nach oben gerichteten Tendenz, immer neue Gedanken auszusprechen, immer neue Namen für das Absolute zu finden. Es wird damit gegangen sein wie mit dem Brahman. Sobald die Konzeption des All-Einen gelungen war, kam die religiöse Handwerkspartei und ebnete den aufgerichteten Bau wieder ein. Was vom Absoluten bildlich gesagt war, — weil doch nun einmal das abstrakte Denken die Sprache gebrauchen muß, die für materielle Dinge geschaffen ist, und weil erst in einer langen philosophischen Entwicklung auch die philosophische Sprache genügend abstrakt werden kann, um den materiellen Nebensinn abzustreifen, — dieses Bildliche nahm sie als das Wirkliche und so verfiel der philosophisch gedachte Gott stets wieder der Mythologie.

Vielleicht haben wir dafür ein ganz krasses Beispiel in einem Gottesnamen, den Deußen S. 305 ff. behandelt und sehr scharfsinnig erklärt, in dem Ucchishta des Atharvaveda. Der Name bedeutet „Rest“, und gemeint ist damit nach Deußen das Abstrakte, Göttliche, das Ding an sich, das übrig bleibt, wenn man alle empirischen Attribute absondert. Von diesem „Rest“, diesem Absoluten konnte natürlich ein Atharva-Hymnus singen:

„Im Rest ist Name und Gestalt, im Rest die Welt enthalten ist,
Im Rest ist Indra, ist Agni, vom Rest umschlossen wird das All.
Im Rest sind Himmel und Erde nebst allem, was geworden ist“ u. s. w.

und Strophe 14:

„Die neun Erden, die Weltmeere, auch die Himmel im Rest beruhn“ u. s. w.

Wenn wir nun sehen, daß in der späteren Litteratur ein Schlangendämon Çesha, d. h. ebenfalls „Rest“, der die Erde trägt und auf dem Vishnu ruht (vergl. oben „Im Rest ist Indra, ist Agni“), eine Rolle spielt, da dürfen wir vielleicht annehmen, daß diese grobe Konzeption von Geistesproletariern nichts als das beschmutzte und entstellte Abbild jenes hohen Begriffes des Ucchishta ist.

Den denkenden Köpfen, die über das Absolute philosophierten, erwuchs so immer wieder von neuem die Aufgabe, dasselbe mit anderen, noch abstrakteren Namen zu benennen, und so sproßte die Reihe der Namen und Göttergestalten — nicht eigentlich neue Götter, sondern nur neue Namen für dasselbe göttliche Wesen — von Prajâpati bis zu Brahman und Âtman empor, die Deußen in diesem ersten Halbbande der Geschichte der Philosophie lichtvoll erläutert und mit den Textstellen belegt hat. Die philosophische und die mythologische Anschauung sehen wir in den von diesen Gottheiten handelnden Texten fortwährend sich bekämpfen und sich mischen. Das kann ich nicht alles einzeln vorführen, ich muß dafür auf Deußen verweisen. Ich will nur noch hinzufügen, daß der Verfasser des Werkes den eingehenden Erörterungen über die besprochenen Texte und die in ihnen enthaltene Philosophie in anerkennenswerter Weise Bemerkungen über die Litteratur und die Kultur der in Frage kommenden Periode vorausschickt, und daß er in der Einleitung eine kurze Übersicht über die ganze Geschichte der Philosophie giebt. Möge der Erfolg des Werkes seinem Werte entsprechen.

Königsberg i. Pr. R. Otto Franke.

Lloyd, M. A., Rev., Development of Japanese Buddhism.

Als XXII. Band der „Transactions of the Asiatic Society of Japan“ ist ein Aufsatz (gelesen am 14. Nov. 1894) erschienen, der, wie wir hoffen, den Anfang einer Reihe von weiteren Arbeiten über die Entwicklung des Buddhismus in Japan bildet. Bisher war man für dieses Studium im wesentlichen auf das japanische Buch „Jū ni shu kōyō“ „Hauptlehre der zwölf Sekten“ von Ogurisu angewiesen, von dem bis jetzt zwei Übersetzungen vorhanden sind. Die eine, englische (A short history of the twelve buddhistic sects in Japan, Tokyo 1887) ist von Bunyu Nanjo, dem verdienten Herausgeber des „Catalogue of the Tripitaka“ und (mit seinem Lehrer Max Müller zusammen) des in Japan aufgefundenen Sanskrittextes des größeren und kleineren Sukhâvati vyûha (Dai muryō ju kyō und Amida kyō). Die andere, französische Übersetzung, mit Benutzung einiger anderer japanischen und chinesischen Werke gemacht, deren Titel leider nicht genannt sind, ist von Ryōon Fujishima und hat den Titel „Le Bouddhisme Japonais, doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon, Paris 1889 (zuerst erschienen in Nouvelle Revue 15. Okt. 1888). Diese beiden folgen ihrem Original in der wesentlich

schematischen Aufzählung der Lehren der einzelnen Sekten, wie sie bei den Buddhisten allerorten üblich ist: Da trifft man überall, wohlgezählt und wohlbeziffert, die 4 Wahrheiten, die 5 Gebote, die 6 Elemente, die 6 Tugenden, den achtteiligen Pfad, die 10 Welten, die 12 Ursachen u. s. w., Dinge, die wie Oldenberg[1]) (wie uns scheint mit Recht trotz des Widerspruchs von Pfleiderer[2])) hervorhebt, schon beim Ursprung des Buddhismus in dem Zuge zur Abstraktion, Klassifizierung und Systematisierung begründet liegen. Lloyd schlägt im Gegensatz hierzu mehr den Weg einer genetischen Darstellung ein und schildert uns die Entwicklung der einzelnen Sekten. Er hat das Buch von Nanjo ausgiebig benutzt, daneben aber verarbeitet er noch Quellen anderer Art: Zusammenstellungen der Lehren einzelner Sekten, die von hervorragenden Priestern eigens für ihn gemacht wurden. Dies scheint auf den ersten Anblick ein überaus wertvolles Quellenmaterial darzustellen, aber nach meinen Erfahrungen ist doch wohl Vorsicht geboten, denn in solchen Fällen wird häufig nur auf den guten Eindruck hin gearbeitet, den der betreffende Priester damit erzielen will, was z. B. ganz bestimmt von der Schrift gilt, die für das Religionsparlament — (fast hätte ich geschrieben: für die Religionsausstellung) in Chicago gemacht ist: „Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha" von Kuroda (Jôdô Sekte). Meine Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung mit dem von Lloyd (S. 394) sehr gerühmten Priester Unsho Shaka von der Shingon Sekte gemacht habe, sind vielleicht interessant genug, um hier mitgeteilt zu werden. Zusammen mit dem österreichischen Geschäftsträger und einem deutschen Professor an der hiesigen Hochschule hörte ich bei ihm eine Reihe von Vorträgen über den Buddhismus, die er für uns hielt, und wobei er auch direkte Fragen beantwortete. Bei solchen Zusammenkünften kommt außerordentlich viel auf den Dolmetscher an, und wir waren nicht jedesmal vom Schicksal begünstigt. Doch war es in hohem Grad interessant, in dem Gemach eines Tempels vor dem Priester zu sitzen, zwischen ihm und uns ein Weihrauchgefäß, und an den Wänden entlang die Schar seiner Schüler, die ehrfürchtig die goldenen Worte nachschrieben, die von den beredten Lippen ihres Meisters flossen. Freilich wurde uns auf direkte Fragen immer nur mit einem wohl klassifizierten Ausschnitt aus dem System geantwortet, auch wurden wohl ausweichende oder sich widersprechende Antworten gegeben. Das Schlimmste war aber, daß der schlaue Priester in seinen Zeitschriften veröffentlichte, wir hätten große Hinneigung zum Buddhismus, später, wir seien übergetreten, (was natürlich niemand ernst nahm), daß er dem österreichischen Geschäftsträger ein japanisches Schreiben zur Unterschrift sandte, das die Erklärung des Übertritts zum Buddhismus enthielt, und daß er uns seine Führung und Erklärung bei einem Gang durch den Tempel nur unter der Bedingung gewähren wollte, daß wir uns vor dem Buddhabild niederwarfen. Diese Forderung, — die wir selbstverständlich nicht erfüllten, — war selbst unserm Dolmetscher zu stark, und er sagte uns, daß die Buddhisten selbst dies nicht thäten; und wir waren ja auch schon in vielen Tempeln herumgeführt worden, ohne daß dies von uns verlangt worden war. Von demselben Unsho rühmt Lloyd, daß er „vieles zur Förderung der Sittlichkeit seiner Landsleute gethan habe" S. 394.

Doch ich will eine kurze Inhaltsprobe des Lloydschen Buches geben. Im ersten Kapitel (337—344) bespricht der Verfasser das Verhältnis des Buddhismus zum Brahmanismus und des nördlichen (Mehayana) zum südlichen (Hinayana) Buddhismus. Im zweiten Kapitel (344—371) giebt er

[1]) Buddha 2. Aufl. 195.
[2]) Genetisch-spekulative Religionsphilosophie, 1884, II. 65.

ein Leben Buddhas nach dem japanischen Buch Shaka Jitsu Roku („Buddhas wahre Geschichte"), natürlich voller Legenden und Mirakel, aber merkwürdig durch die Einteilung in 5 Perioden, in denen sowohl die Hinayana- als die Mehayana-Lehre untergebracht wird.

Im dritten Kapitel erhalten wir eine kurze Skizze der Entwicklung des Buddhismus vom Tode Buddhas bis zum Eindringen in Japan, wobei der Verfasser leider der japanischen Chronologie folgt, die den Tod Buddhas auf das Jahr 948 setzt, also um beinahe 500 Jahre zu früh, statt 477 v. Chr. Das vierte Kapitel erzählt die Festsetzung des Buddhismus in Japan von 522—621 n. Chr. und giebt eine Darstellung der Lehren der ältesten Sekten nach einem für Lloyd geschriebenen Aufsatz des Abtes Kobayashi.

Vom fünften Kapitel an beginnt die Darstellung der einzelnen Sekten: Die Tendai- (371—382), Shingon- (382—405), Jōdo- (405—412), Shin- (412—430), Zen- (430—437), und Nichiren-Sekte (437—443). Bei der Shinsekte giebt er die Übersetzung eines Gespräches, das Guimet mit einem Mitglied der Sekte geführt und in den Annales du Musée Guimet 1880 veröffentlicht hat.

Im Schlußkapitel (443—449) räumt der Verfasser ein, daß er „sein möglichstes gethan habe, nur die guten Seiten hervorzuheben" (445), und giebt ein auch für die Entwicklung des japanischen Christentums bemerkenswertes Urteil über die unglaubliche Neigung der Japaner zum Sektenwesen, die sich in der Entwicklung des Buddhismus in diesem Land gezeigt hat.

Dem Buche sind 4 Anhänge beigefügt: Der erste (450—52) giebt einen Auszug aus den „Transactions of te Asiatic Society of Bengal" 1882 über die Bedeutung Nāgārjunas, des zur Würde eines Boddhisattva erhobenen Weisen, den Lloyd ins zweite Jahrhundert vor Christus versetzt, während Monier Williams[1]) nach Beal für ihn das erste oder zweite Jahrhundert nach Christus annimmt. Der zweite Anhang (453—462) enthält die Übersetzung des Traktates „Soto kyō kwai Shūshōgi", die „Grundsätze und Lehren der Sotosekte", einer Abteilung der Zensekte. Im dritten (463—466) weist der Verfasser auf die terra incognita hin, welche die japanische Hymnologie dem Forscher bietet, und im vierten (467—481) giebt er ein „System der Ethik" nach Aufsätzen des oben erwähnten Unsho Shaka, nach Beals „Catena of Buddhist Scriptures from the Chinese" und andern japanischen Autoritäten. Den Schluß bildet ein Leben Nichiseno in Versen 482—506.

Das Buch wird dem Missionar in Japan und allen, die sich für den japanischen Buddhismus interessieren, eine treffliche Einführung geben. Leider hat der Verfasser den neusten Band der Sacred Books of te East (XLIX) nicht mehr benützen können, in welchem die von Lloyd oft erwähnten Sutras, die beiden Sukhâvatî vyûha, der Vajracchedika, Prajnâpâramitâ-hridaya und Amitâyur-dhyâna sûtra, der letzte von J. Takakusu, die andern von Max Müller übersetzt, enthalten sind.

Als bloßes Versehen darf vielleicht angemerkt werden, daß japanisch Shamon nicht mit dem dem indischen Sravaka (S. 365), sondern dem Skt çramana (Pali samana) entspricht, wie japanisch baramon (chinesisch pho-lo-men) dem indischen brahmana.

Tokyo. Dr. M. Christlieb.

A Chapter of Mission History in modern Japan 1869—1895, a sketch for the period since 1869 and a report for the year since 1893 of the American Board's Mission and the Kumiai Churches in their affiliated work, compiled by James H. Pettee, Okayama, Japan. 193. XII.

Eine Jubiläumsschrift bestehend aus Berichten und historischen Rückblicken

von 31 Missionaren, Missionarinnen und japanischen Theologen der auf Grundlage der Mission des American Board ruhenden Kumiai-Kirche, die eine kurze Geschichte der American Board-Mission und eine Berichterstattung über ihren dermaligen Stand sein will. Sie ist etwas rasch entstanden, entbehrt, wie das bei der Mannigfaltigkeit der Gaben und Aufgaben der Mitarbeiter nicht anders zu erwarten ist, etwas der Gleichmäßigkeit in der Berücksichtigung der verschiedenen Momente. Andererseits liegt aber grade in dieser großen Zahl der nach Alter, Nationalität, Geschlecht, Arbeit so sehr verschiedenen Verfasser der einzelnen Artikel ein besonderer Reiz und in dem Gebotenen ein Reichtum an Details, wie man ihn in einem Buche von 193 Seiten kaum vermutet. Der Herausgeber hat sich darauf beschränkt, die Kategorien für die verschiedenen Berichte aufzustellen, nämlich: Introductory matters, personalties, mission stations and the cities they occupy, evangelistic enterprises, literary work, educational enterprises, work for women and children, eleemosynary enterprises, side lights, looking backward and forward, die er selbst in gedrängter Übersicht behandelt und durch die Beiträge seiner Mitarbeiter ergänzt. Es ist ein ungemein vielgestaltiges Bild, das auf diese Weise entworfen und ohne Ruhmredigkeit und phantasievolle Ausschmückung in einem Matter of fact Stile ohne dessen langweilige Trockenheit zur Darstellung kommt und einen tiefen Eindruck von den Verdiensten des American Board um die Christianisierung Japans machen muß. Hoffentlich hat es auch bei den japanischen Christen die Wirkung, daß ihre Dankbarkeit gegenüber dem American Board, die in letzten Jahren etwas zu wünschen übrig ließ, tiefer wurzelt. Man übersehe bei der Lektüre des Buches, dessen Studium den Freunden japanischer Mission nicht genug empfohlen werden kann, die den einzelnen Abschnitten vorangehenden Mottos, Aussprüche eingeborener und fremder Missionsarbeiter des American Board, nicht. Sie enthalten eine Fülle, oft überraschender, treffender Urteile tiefgehender, japanischer Missionserfahrung, Urteile, die sich decken mit den Grundsätzen, nach denen unser Missionsverein in Japan bisher gearbeitet hat. Das Buch schmückt eine große Zahl von Reproduktionen der Photographien, die Personen und Stätten des japanischen American Board-Missionsfeldes recht gut wiedergeben. Sp.

Altona unter Schauenburgischer Herrschaft. Verlag von J. Harder in Altona.
VI. Die Reformirten und Mennoniten Altona's. Von Prof. Dr. Paul Piper. 97 S. 2 M.
VII. Die Jesuiten-Mission in Altona. Von Dr. Richard Ehrenberg. 70 S. 2 M.

Mit diesen Heften schließt eine Reihe von Studien zur Geschichte von Altona ab, welche die Anfänge der Stadt bis 1640 aus archivalischen Quellen gemeinverständlich schildern. Beide geben hoch interessante Bilder aus den Tagen der Gegenreformation, indem die Schauenburger Grafen Reformierten, Mennoniten, Katholiken in Altona die freie Religionsübung gestatteten, die ihnen in Hamburg versagt war, und verdienen die Beachtung nicht bloß solcher Leser, die lokalgeschichtlich interessiert sind. H. O. Stölten.

Arbeit und Aufgabe der Evangelischen Kirchen in Jerusalem. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn.

Das Schriftchen, das sehr nett ausgestattet ist und dem eine Abbildung der Erlöserkirche in Jerusalem beigegeben ist, bietet ein anschauliches Bild des Werdens und Wachsens der Deutschen evangelischen Gemeinde und zeigt am Schluß, welche Aufgaben auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit,

die nicht nur den Glaubensgenossen, sondern auch den Eingeborenen gilt, und so auch der Mission dient, von der evangelischen Christenheit in Jerusalem zu lösen sind.

Der Ertrag des Schriftchens, dessen Lektüre wir unseren Freunden empfehlen, ist für das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem bestimmt.

H. Lehmpfuhl.

Nippold, Prof. Dr. Die internationale Seite der päpstlichen Politik und die Mittel der Abwehr. Vortrag bei der VIII. Generalversammlung des Evangel. Bundes in Zwickau am 2. X. 1895. Leipzig, C. Braun 1895. Preis 75 Pf.

Der interessante und äußerst gehaltreiche Vortrag, der in der 1. Hälfte zeigt, wie die päpstliche Politik planmäßig darauf hinarbeitet, das römische Imperium zu erneuern und alle Völker der Erde unter ihre Gewalt zu bringen, und wie gerade Leo XIII., der sog. Friedenspapst, es ist, der alle Mittel zur Erreichung dieses Zieles in Bewegung setzt, in seinem 2. Teil aber die religiösen Mittel der Abwehr darthut, andere Mittel verwirft der Verf. mit Recht, — bedarf keiner besonderen Empfehlung nach der warmen Anerkennung, die er überall gefunden hat. Hier sei besonders darauf hingewiesen, daß unter den religiösen Mitteln der internationalen Abwehr auch die Mission eine Stelle findet. Sehr treffend ist der Hinweis, daß gerade die Missionsgesellschaften dazu beitragen, das Grundübel des protestantischen Staatskirchentums, seinen Partikularismus, zu überwinden, und in unserer evangelischen Kirche das echt katholische Ideal des christlichen Universalismus wieder zur Geltung zu bringen: „Wohl steht die Katholizität der evangelischen Mission überall im Kampfe mit der gewaltthätigen Propagonda. Aber nur um so höher haben wir sowohl unsere vielsprachigen Missionsgemeinden wie die Gustav Adolf-Gemeinden in der Diaspora in der Heimat zu achten. Beide sind die auf der Wacht stehenden Vorposten der evangelischen Predigt. Sie sind die Extremitäten des Kirchenkörpers, ohne deren frisches Leben die mittleren Partien desselben nur zu leicht der Herzverfettung oder dem Magenkrebs oder dem Marasmus senilis verfallen würden". H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Ed. Kriele, Der gegenwärtige Stand der Rheinischen Mission (A. M. Z. 96, 1). Gensichen, Die Missionsgesellschaft Berlin I. (ebenda, 3). L. Clemen, Die Missionsbewegung unter den Studenten Englands und Großbritanniens (ebenda). J. G. Christaller (B. M. M. 1896, 2). J. Haller, Eine erfreuliche und wichtige Anordnung der württembergischen Ober-Kirchen- und Schulbehörde (ebenda, 3). A. Schneider, Dr. Hugo Hahn (Rhein. Miss. 96, 2). A. Merensky, Ein evangelischer Missions-Bischof (Bischof Maples) (Miss.-Freund 96, 2). Buchner, Ein Überblick über die Missionsarbeit der Brüdergemeine (D. evang. Miss. 96, 1). J. Jöns, Die Missionsbewegung in der Studentenwelt (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 3). Th. Arndt, Daltons Wort der Abwehr (Prot. Kirch.-Ztg. 96, 4). Schmiedel, Zur Abwehr wider Dalton (ebenda, 13). Zur Abwehr wider D. Dalton (Deutsches Prot.-Bl.

---

[1]) Buddhism in its connexion with Brahmanism and Hinduism, 2. ed. London 1890, S. 192.

96, 5). Ehlers, Der Allgem. evang.-prot. Miss.-Ver. u. D. Dalton (Christl. Welt 96, 11). A. T. Pierson, The outlook: Some signs of the times (Miss. Rev. of the World 96, 1). F. B. Meyer, The motive force of missions (ebenda). G. Smith, A missionary romance I. Capitain J. Wilson (ebenda). R. E. Speer, The foreign missionary work of the Salvation Army (ebenda). A. T. Pierson, The great convention of student volunteers at Liverpool (ebenda, 2). The Church's relation to foreign missions (Church Miss. Int. 96, 1). J. D. Tremlett, Bishop Heber, poet and chief missionary (ebenda). G. H. Pole, Christ as our example in dealing with individual souls (ebenda, 3). P. Ireland Jones, The Prayer-Book and Articles, their witnes against error in doctrine and praktice (ebenda). The Centenary of the London Missionary Society (ebenda). T. W. Drury, The mission of Christ issuing in the mission of the Church (ebenda). L. C. Schuller tot Peursum, J. Ch. Neurdenburg, 20. VII. 1815 bis 24. IV. 1895 (Medeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). J. Vahl, Missionsinteresse, Missionskjaerlighet, Missionskundskab (Nordisk M. T. 95, 4). Flood, Bastianen A. Fontane (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Grönland (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 2). Suriname (ebenda, 3). Peck, Aus dem Tagebuche eines Eskimo-Missionars (D. evang. Miss. 96, 2). W. Chamberlain, Brazilian Notes (Miss. Rev. of the World 96, 2). E. Speer, Mexico, her needs and our duty (ebenda, 3). C. J. Scofield, The Indians of Central-America (ebenda). E. Emerson, Annual Meeting, Report (The Americ. Miss. 96, 1). The Field 1895—1896 (ebenda, 2). A. L. Dawes, The present need of the Indians (ebenda, 3).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar I. (A. M. Z. 96, 3). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1). Südafrika-Ost (ebenda, 2). Nachrichten von unseren Stationen in Britisch-Kafferland (Berl. M. B. 95, 23 u. 24). Nachrichten von der Kapkolonie aus dem Jahre 1895 (ebenda). Nachrichten aus dem Kondelande (ebenda). Grützner, Der gegenwärtige Stand der Berliner Mission im Oranje-Freistaat (Beiblatt z. Berl. Miss.-Freund 95, 4—6). Berlin, Die schwedische Mission am Roten Meere (Miss.-Freund 95, 12). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Kap-Kolonie (Berl. M. B. 96, 1). Nachrichten über unsere Stationen im Oranje-Freistaat (ebenda). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (ebenda, 2). Die Wakilindi und Waschambaa (Ostafr. M. N. 96, 2). Unsere Betschuanen-Mission in Afrika (Hermannsb. Miss.-Bl. 96, 1). Von unsern Nord-Sulu-Stationen (ebenda, 2). Erfreuliches aus Mathe (Nordd. Miss.-Bl. 96, 2). Merensky, Schrift und Buch als Mittel zur Evangelisierung Afrikas (D. evang. Miss. 96, 3). K. Blind, Eine Sprachbewegung in der Südafrikanischen Republik (D. Kol. Ztg. 95, 12). Merensky, Die Buren (ebenda 96, 7). Larsen, Zambese Industrimission (Nordisk M. T. 95, 4).

C. Asien.

F. Hartmann, Die neueren christenfeindlichen Bewegungen in China (A. M. Z. 96, 1). Bilder aus Japan (B. M. M. 96, 1—3). Britisch-Indien (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 1—3). China (Rhein. Miss. 96, 1 u. 2). Nias (ebenda, 3).

Grundemann, Das Blutbad bei Kutscheng (Miss.-Freund 96, 1). Nottrott, Die Jubiläumstage in Ranschi (Biene a. d. Missionsf. 96, 1 u. 2). P. Eidnäs, Die Gründung der neuen Station Khutitoli (ebenda, 3). O. Flex, Eine verlassene Missionsstation (D. evang. Miss. 96, 2). Hering, Alt- und Neujapan und das Christentum (ebenda, 3). Segensfrüchte des japanisch-chinesischen Kriegs (Calw. Miss.-Bl. 96, 1). A. T. Pierson, Miracles of missions XXVI. The story of Makay and Formosa (Miss. Rev. of the World 96, 2). A. T. Sibbald, The Taoist religion (ebenda). Notes on Kiang-si, China (ebenda). J. Smith, The missionary status in Turkey (ebenda, 3). Ph. Vollmer, The Armenian church (ebenda). Albrecht, A notable conference of native ministers (Japan). – A declaration (The Miss. Her. 96, 1). — The massacres in Turkey (ebenda, 2). Farnsworth, What shall the missionaries in Turkey do? (ebenda). The present outlook in Japan (ebenda, 3). Farnsworth, Some results of missionary work in Turkey (ebenda). W. Mackworth Young, Laymen and missions in India (Church Miss. Int. 96, 1). E. Sell, Recent controversies on Islam (ebenda, 2). B. C. Henry, New yeare's horoscope of missions in Far East (The Church at Home and Abr. 96, 1). B. Smith, Central China mission (ebenda, 2). P. Martin, Chinese mandarins (ebenda). P. Chalfant, Present crisis in China (ebenda). J. Vahl, Om de forskjellige Missionsmethoder i Indien (Nordisk M. T. 95, 4). H. Rooker, Staat van de gemeente en de scholen, in de werkringen Môdjô-warnô en Kediri over 1894 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 39, 3). Derselbe, Staat der Gemeenten en scholen in de Residentie Kediri op Ultimo 1894 (ebenda). Derselbe, Staat der Genvotschapsscholen in de Minahassa op ultimo December 1894 (ebenda).

D. Südsee.

Die Rheinische Mission im deutschen Schutzgebiet von Neu-Guinea (B. M. M. 96, 1). Neu-Guinea (Rhein. Miss. 96, 2).

Vereinsnachrichten.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Bericht Pf. Schillers.

Unser Missionar Pfarrer Schiller schreibt uns in einem Briefe vom 9. Januar d. J.: „Unsere Missionsarbeit schreitet in der gewohnten Weise weiter. Nächsten Sonntag wird in der Hongo-Kirche die Taufe von zwei Studenten stattfinden — zum ersten Male wieder, seit langer Zeit. Einige Frauen werden dann voraussichtlich nach einiger Zeit auch zur Taufe kommen, und andere noch ferner Stehende Mut zum gleichen Schritte erhalten . . .“

In seinem Briefe vom 24. Januar äußert er sich über die allgemeine Lage der Mission in Japan und über die Aussichten unseres Vereins, wie folgt: „Wenn ich rückwärts schaue, so kann ich es mir gar nicht anders denken, als daß mein Lebensgang einmünden mußte in den Missionsberuf. Ich bin recht froh darüber, daß ich nicht zu früh aufs Missionsfeld hinauskam. Augenblicklich ist der Ausblick der Mission nicht gerade ein trüber. Der Tiefpunkt scheint

überwunden zu sein, und das gesamte Missionswerk in aufsteigender Linie sich weiter zu bewegen. Während vor dem Kriege die Japaner den Fremden mißtrauisch, gereizt, ja geradezu feindselig gegenübergestanden haben sollen, nehmen sie jetzt eine ruhigere, objektivere Haltung ein, weil sie sich auf Grund ihrer Kriegserfolge mehr gleichberechtigt fühlen. Man muß sich wundern, daß die Erfolge das japanische Volk nicht übermütig gemacht haben; es ist das für mich ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke steckt, sonst könnte es nicht so objektiv seinen eigenen Erfolgen gegenüberstehen. Die Japaner wissen ganz genau, daß die glänzenden Siege über den chinesischen Koloß bedingt waren durch die faulen Zustände im Nachbarreiche, und daß ihrer in Formosa weit schwerere Aufgaben warten.

Unser Verein hat unbestreitbar eine Aufgabe hier zu lösen, und er wird sie lösen, wenn es Gottes Wille ist. Viel hängt freilich davon ab, ob unsere japanischen Gehilfen imstande sein werden, nicht bloß die intellektuelle, sondern auch die gefühlsmäßige Seite des Christentums nach Gebühr zu erfassen und zu verbreiten. Das ist auch ein Grund, warum der europäische Missionar auf die praktische Arbeit, neben der mehr wissenschaftlichen fürs erste auf keinen Fall verzichten darf. Freilich, es ist leichter, in einer fremden Sprache das auszudrücken, was verstandesmäßig, als das, was gefühlsmäßig ist, ganz abgesehen davon, daß der Fremde dem japanischen Volksgemüte nur sich annähern, aber nie ganz in dasselbe eindringen kann.

Vor kurzem hatten wir zwei Taufen von Studenten, die ersten wieder seit langer Zeit. Ein Philologe, der nahe vor dem Staatsexamen steht, hat sich bei mir vor wenigen Tagen Taufunterricht ausgebeten, nachdem er jahrelang geschwankt hat."

Aus China.

Dr. Fabers Jahresbericht für 1895.

Dr. Faber hat sich in seinem Berichte über das Jahr 1895 eingehend auch wieder über die Gesamtlage in China geäußert. Wir drucken denselben deshalb hier vollständig ab, weil es für unsere Leser von Interesse sein wird, bei der hohen Bedeutung, die die gegenwärtig in Ostasien sich abspielenden Vorgänge auch für uns haben, das Urteil eines mit den dortigen Verhältnissen so vertrauten Mannes wie Dr. Faber zu hören: „Der Friede zwischen China und Japan ist geschlossen, auf Formosa aller Widerstand gebrochen, Millionen schon bezahlt und die Liaotang-Halbinsel geräumt. Die sturmbewegten Wellen des Völkerlebens sind ruhig geworden. Allerdings geht Japan ganz anders aus dem Konflikt hervor als China. Japan erfreut sich eines blühenden Handels, hat ein geordnetes, zuverlässiges Staatswesen, tüchtige Armee und Marine, auch an Formosa einen beträchtlichen Zuwachs von Hilfsquellen, wodurch die japanische Bevölkerung sich in etlichen Jahren um fünf und mehr Millionen mehren kann. Durch die hohe Kriegsentschädigung hat Japan ferner reichliche Mittel, seine Macht zu Land wie zur See weiterzuentwickeln.

Was aus Korea werden wird, ist noch nicht recht abzusehen. Wie es scheint, lassen die Amerikaner es sich angelegen sein, dort Einfluß zu erlangen. Bei der inneren Zerfahrenheit der koreanischen Parteien und der mißlichen Lage zwischen Rußland, China und Japan ist das wohl nicht zu bedauern. Es wird nicht leicht sein, in Korea haltbare Zustände zu schaffen, weil es dazu an vorbereiteten, einigermaßen zuverlässigen einheimischen Männern fehlt. Ob nicht doch noch eine der Großmächte wird die Vormundschaft zu übernehmen haben? Dasselbe gilt von China. Obschon China so bedeutende Hilfsmittel zur Verfügung hat, daß es bei genialer Leitung sich schnell erholen würde, sieht es gegenwärtig durchaus

nicht danach aus. Für die Westmächte dürfte die Aufrechterhaltung des chinesischen Reiches eine ernste Frage des Weltfriedens sein. Jetzt aber sucht eine Macht die andere zu überbieten, an den Zipfeln Chinas herumzuzupfen. Rußland, von Frankreich unterstützt, hat bereits bedeutende Zugeständnisse erlangt. Frankreich hat sich ebenfalls wohlbedacht und könnte leicht über die drei Südprovinzen Chinas (Yunnan, Kuangsi und Kuangtung) dominieren. Daß England nicht ruhig zusehen wird, noch kann, liegt auf der Hand. Die Eröffnung eines Hafens am Westfluß (von Kanton) ist zu unbedeutend; wahrscheinlich werden wir mehr hören von der langen Nord- und Ost-Grenze des britischen Reiches in Indien und Birma. Auch an der Nordküste Chinas wird England einer Kohlen- und Waffenstation bedürfen. England hat dazu die Mittel und wird durch seine Verhältnisse gezwungen, sich die Herrschaft auf dem Meere zu sichern, da der Fortbestand des einzigartigen britischen Reichs davon abhängt.

Es war einige Zeit auch die Rede davon, daß Deutschland sich eine Kohlenstation an der Küste Mittelchinas erwerben wolle. Wahrscheinlich ist das aber nur ein leeres Gerücht. Im Frieden können überall Kohlenlager angelegt werden. Im Kriege aber könnte Privateigentum unter den Schutz einer befreundeten Macht gestellt werden, während eine staatliche Kohlenstation verteidigungsfähig sein müßte. Dazu bedürfte es Befestigungen ersten Ranges, hinreichende Bemannung, Magazine, Werkstätten rc. Dazu wären viele Millionen Mark erforderlich, gar nicht zu reden von einer entsprechenden Mehrung deutscher Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern.

Die Angelegenheit der Zerstörung des Missionseigentums in der Sztschuen-Provinz ist noch nicht völlig erledigt. Die amerikanische Kommission ist noch an Ort und Stelle beschäftigt. Die französische Regierung hat bereits Ersatzgeld erlangt für die katholische Mission und der Vizekönig ist seit einiger Zeit schimpflich entlassen. Für die Ermordung der Missionare in Kutscheng bei Futschau ist die Mehrzahl der aktiven Mörder hingerichtet worden. Weiteres habe ich noch nicht in Erfahrung gebracht. Diese Excesse kann man nur ansehen als Resultat der gemeinen Schandlitteratur, welche während der letzten Jahre weithin durchs Land verbreitet wurde. Von der Beteiligung an dieser geflissentlichen Pflege des Fremdenhasses können sich die Mandarine und Gelehrten des Landes nicht freisprechen. Diese Leute suchen auf jede Weise ihre Gewalt über das unwissende Volk aufrecht zu erhalten, da das die einzige Quelle ihrer Bereicherung ist. Dadurch daß man den Ausländern alle möglichen Schandthaten aufbürdet, sucht man sie beim Volke verhaßt zu machen und die Herzen zu verschließen gegen irgendwelche Belehrung von seiten der Fremden. Die ernsten Folgen jener Excesse werden doch wohl manchem die Augen öffnen, wenn auch die Fremden noch lange nicht beliebter machen. Sehr bedauerlich sind darum die mancherlei Kundgebungen des Widerwillens gegen die Missionare besonders von seiten des deutschen Exministers von Brandt [vergl. S. 97 ff.] und seiner Satelliten. Dergleichen wird natürlich den Chinesen schnell bekannt und den Einsichtsvollen den Beweis liefern, daß in der Politik der Westmächte eben nur Silberlinge ausschlaggebend sind. Die englische Regierung hat jedoch durch lange Erfahrung gelernt, die Bemühungen der Missionare besser zu schätzen. Alle Hemmnisse, welche früher der Krämergeist für nötig erachtete, sind längst beseitigt, ja die Mission wird vielfach direkt begünstigt (z. B. grand-in-aid system of education).

Über den Zusammenbruch der holländischen Herrschaft auf Formosa urteilen auch zwei Engländer, der berühmte Reisende A. R. Colquhoun und der jetzige Kolonialsekretär J. H. Stewart-Lockhart von Hongkong in einer Weise, welche Beherzigung verdient. Am Schlusse einer längeren Abhandlung, welche in China Review Vol. XIII gedruckt ist, geben die genannten Herren folgende Gründe an (S. 206):

I. „Divided counsels and vacillation“, d. h. Zwiespalt und Schwankungen in den Beschlüssen.

II. Das unkluge Regierungssystem, welches nicht auf die Mitwirkung des Volkes abzielte.

III. „The policy adopted of suppressing in Formosa the teaching of Christianity, in order to secure and maintain trade with Japan, thus retarding the progress of education, and giving the natives a poor opinion of their standard of morality“, d. h. „Die Politik, durch welche man auf Formosa den Unterricht im Christentum unterdrückte, um den Handel mit Japan betreiben zu können; damit wurde der Fortschritt der Erziehung aufgehalten und den Eingebornen eine geringe Meinung über das Maß ihrer (der Holländer) Moralität gegeben“. Diese Thatsache möge sich Herr v. Brandt zur Berichtigung seiner Behauptung über den Nichterfolg der protestantischen Mission in Formosa dienen lassen.

Die Missionsarbeit hat im vergangenen Jahre, trotz der traurigen Ereignisse doch guten Fortgang gehabt. Nach Nachrichten aus der Mandschurei, Shantung und Fukien, sowie von Hupeh war die Zahl der Taufen größer als in früheren Jahren. Aber vollständige Statistiken sind noch nicht zur Hand. Das Missionshandbuch hat auch die Presse noch nicht verlassen. Die Verzögerung ist hauptsächlich verursacht durch die Reise des Herausgebers Rev. Tim. Richard nach Peking, woselbst er sich seit etlichen Monaten aufhält, um auf die höheren Mandarine einzuwirken. Man versucht daselbst allerlei, aber, wie es scheint, lähmt der Gegensatz der Parteien jede kräftige Bewegung.

Von meiner Arbeit erschien im Laufe des Jahres das kleine Schriftchen „Confucianism“, das weithin Verbreitung und überall willkommene Aufnahme gefunden hat. Die Denkschrift fand ich zu meiner Überraschung hier schon im Buchhandel, noch ehe ich selber Exemplare erhalten hatte. Die zwanzig verschiedenen Flugschriften sind in 200 000 Exemplaren gedruckt und schon ausgegeben, so daß ich selber nicht einmal etliche erlangen konnte, es wird bereits eine neue Auflage gedruckt. Aus Korea erfuhr ich, daß meine Werke über Markus und Civilisation dort ebenfalls benutzt werden, ich habe nun Proben meiner anderen Werke dorthin gehen lassen. Das Werk über die chinesischen Klassiker ist weitergediehen, ich gedenke alle meine Abhandlungen in fünf Teile zu gruppieren, aber jeder Teil wird zwei bis drei Bände umfassen, es werden also circa zwölf Bände oder doppelt soviel als mein Lukas. Der erste Teil in zwei Bänden ist nun soweit zum Abschluß gekommen, daß ich bald mit dem Druck beginnen kann. Wahrscheinlich werde ich hier in Shanghai von Metalltypen drucken und kurz nach dem chinesischen Neujahr damit vorangehen.“

Jahresbericht des Missionars Pf. Kranz für 1895.

Pf. Kranz äußert sich in demselben zunächst ausführlich über die Aufgaben speziell unseres Vereins in China:

„Da uns die Mittel fehlen, durch Gemeindegründung oder durch Errichtung einer höheren Schule hier in China eine Erfolg versprechende Missionsthätigkeit zu beginnen, so sind wir auf litterarische Missionsarbeit angewiesen. Diese ist auch in China besonders nötig und aussichtsreich, da die Chinesen ein bücherliebendes Volk sind . . . . .

Vor zwei Jahren ließ ich durch die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese 2000 Exemplare von Dr. Fabers fünfbändigem Werke über die christliche Civilisation an die höheren Mandarine im Reiche verteilen. Das Werk ist fast von allen mit Dank angenommen. Dies Jahr hat die hiesige Chinese Tract Society auf meine Kosten 200,000 Exemplare

von Dr. Fabers Bogentraktaten verbreitet und steht jetzt im Begriffe, 2000 Exemplare von Dr. Fabers fünfbändigem Kommentar und Predigten über das Markusevangelium an unbemittelte eingeborne Prediger und Gehilfen zu verschenken. Der Erfolg dieser Unternehmungen läßt sich natürlich nicht statistisch darstellen, aber von vielen Seiten sind schon anerkennende Dankesschreiben eingetroffen, und wenn nur Gott der Allmächtige seinen Segen auf das Lesen dieser Schriften legt, so kann dadurch sicherlich manches Herz für das Christentum neu gewonnen oder in dem schon erworbenen, aber noch schwachen Glauben gestärkt werden. — Freilich könnte man sagen, was ist das alles unter so viele! Die Menschenmassen Chinas sind so dicht, was können da ein paar Tausend Bücher helfen? Ja, in der That, es ist schrecklich, wie wenig der einzelne für China thun kann; aber der große, allmächtige Gott kann auch das Wenige segnen. Ich habe durch diese Schriftenverbreitung auch hauptsächlich nur zur Nachahmung anregen wollen. Ist das nicht eine billige Missionsmethode mit 400 Dollars 200 000 oder, da jeder Traktat wohl von wenigstens 2, ja manchmal von 4 oder 5 Personen gelesen wird, etwa 500,000 Chinesen beeinflussen zu können? Reizt das nicht zur Nachahmung, mit 800 Dollars 2000 eingeborne Prediger und Gehilfen mit einem der besten Werke über das Christentum versehen und ihnen so eine wirksame Hilfe und fruchtbare Gedanken für ihre vielen Predigten bieten zu können? Sollte es nicht möglich sein, in Deutschland größere Mittel, und seien es auch nur 5000 Mark jährlich, für diese spezielle Art von Missionsthätigkeit zusammenzubringen, bei der so wenig nebenhergehende Unkosten vorhanden sind? Anstalten können leer stehen, Gemeinden können verfallen, Missionare können sterben oder nach Hause gehen, Reden werden vergessen und vergehen — Bücher, gute Bücher bleiben, sie sind ein unausrottbares Zeugnis, sie werden von Tausenden gelesen, stille und im Verborgenen thun sie ihre Wirkung, und noch nach Jahren und Jahrzehnten haben sie ihren Wert. — Blessed are the writers of good books! — Wir haben jetzt in China etwa 1500 evangelische Missionskräfte. Gewiß ist das im Vergleich zu der furchtbaren Masse von 400 Millionen Heiden noch sehr wenig. Aber angenommen einmal, wir hätten 100 Missionare weniger in China, als wir haben, was für eine Unmasse von guter christlicher Litteratur könnten wir im Lande verbreiten für den Jahresgehalt dieser 100 Missionare! Bücher sind billig in China; Dr. Fabers Markuskommentar z. B. enthält 1100 Druckseiten und kostet im Hundert nur 40 cent., d. h. etwa 85 Pfennig pro Stück. Ich möchte nicht mißverstanden sein, als wollte ich weniger Missionare und mehr christliche Bücher im Lande haben. Nein, wir brauchen sicherlich noch mehr Missionare. Bücher allein thuns freilich nicht. Vor allem muß das Evangelium durch christliche Persönlichkeiten vertreten und dem Volke bezeugt werden. Was ich hervorheben will, ist nur, daß es sich für einen kleinen, aber geisteskräftigen Missionsverein besonders empfiehlt, für Verbreitung von christlicher Litteratur zu wirken, da man auf diesem Gebiet auch mit geringen Mitteln weitreichenden Einfluß erlangen kann."

Über seine Arbeiten und Studien schreibt Pf. Kranz:

„Seit Mitte September habe ich täglich von 9 bis 12½ und von 1 bis 3½ Uhr mit meinem Sekretär Schen Schao Ping chinesisch gearbeitet. (Nur eine Woche war ich abwesend zu einem Besuche der Stadt Hangchow). Schon im Frühjahr und Sommer hatte ich zunächst in deutscher Sprache eine christliche Heilslehre in 100 Fragen und Antworten nebst reichhaltiger Spruchsammlung hergestellt. Ich hatte einen befreundeten, deutsch-amerikanischen Missionar in Chinkiang gebeten, da er schon viele Jahre in China und im Unterrichten chinesischer Knaben geübt ist, die Fragen und Antworten für mich ins Chinesische zu übersetzen. Die Übersetzung erwies sich mir aber im großen und ganzen als völlig unverständlich und unbrauchbar. Ich habe deshalb seit Mitte September die Fragen und Antworten mit meinem Lehrer selbständig aufs neue übersetzt. Ich

fand es natürlich nicht leicht, für unsere christlichen Gedanken entsprechende chinesische Ausdrücke zu finden, und die Arbeit hat viel Geduld gekostet. Anfang Dezember habe ich die Übersetzung der Fragen und Antworten beendet, und bin nun damit beschäftigt, die vielen Bibelsprüche aus dem chinesischen Neuen Testament hinzuzufügen, korrigiere aber auch noch viel an dem Text der Fragen und Antworten. Meine Absicht ist, eine ziemlich erschöpfende Darstellung der christlichen Heilslehre auf biblischer Grundlage zu geben. Damit möglichst jeder im Volke das Buch verstehen kann, habe ich nicht das Wenli, den Buchstil, sondern die Volkssprache (Kuanhoa) zum Ausdruck der Gedanken gewählt. In der Spruchsammlung bin ich jetzt erst bei der 24. Frage. Das nochmalige Revidieren der Fragen und Antworten und das Ausschreiben der Sprüche nimmt durchschnittlich einen Tag für jede Frage in Anspruch. Es wird also wohl noch 3 Monate dauern, ehe ich das Werk in Druck geben kann. Angeregt bin ich zu dieser Arbeit vor allem durch den Gedanken, daß auch bei uns in Deutschland der Katechismus und die großgedruckten Stellen der Bibel wohl den stärksten Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes haben. Als Grundlage habe ich den kleinen Lutherschen und den neuen Wiesbadener Katechismus benutzt, habe aber vieles verändert, vieles selbständig hinzugefügt und andererseits manches Unwesentliche oder hier draußen Unverständliche weggelassen.

Daß das Evangelium für alle Welt und die ganze Welt für das Evangelium bestimmt ist, kann man auch daraus sehen, daß sogar eine so schwerfällige und unentwickelte Sprache wie die chinesische fähig ist, die kostbaren Wahrheiten dieses Evangeliums verständlich auszudrücken.

Es geht hier draußen alles langsamer als zu Hause. Das Handbook of Missions in China, welches Rev. T. Richard herausgiebt, ist immer noch nicht erschienen, und es wird wohl noch ein Vierteljahr dauern, ehe es fertig ist. Rev. Richard ist seit September in Peking, wo er Gelegenheit gefunden hat, direkt auf die höchsten Beamten des Reiches einzuwirken. Infolgedessen habe ich in den letzten Monaten das Sekretariat der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese geführt. Am 19. Dezember war unsere öffentliche Jahresversammlung, und in Verbindung damit hatte ich ziemlich viel Arbeit. Ich habe einen neuen Katalog, einen Jahresbericht und einen Bericht über die Versammlung drucken lassen und selbst die letzten Korrekturbogen revidiert. Der Jahresbericht (wesentlich vom Rev. Richard verfaßt) und die Reden, welche in der Versammlung gehalten wurden, enthalten manches, was auch deutsche Leser interessieren wird (vgl. S. 99). Der Weg nach Peking ist im Winter zugefroren. Im Frühling denkt Rev. Richard hierher zurückzukehren und dann so schnell als möglich nach England zu reisen, um dort mehr Freunde und Beiträge für die Diffusion Society zu sammeln. Wir sind hier alle sehr gespannt, ob die höchsten Beamten in Peking wirklich ernstlich und für die Dauer sich modernen Reformideen hingeben werden, oder ob sie keine Kraft mehr haben, sich zu energischen Thaten aufzuraffen."

Über die allgemeine Lage in China bemerkt er:

„Es ist nicht mein Beruf, Politik zu treiben, aber das Gefühl ist hier wohl allgemein verbreitet, daß wir noch lange nicht am Ende der politischen Verwicklungen in Ostasien stehen. Persönlich habe ich den Eindruck, daß Rußland, sobald sich ein günstiger Vorwand bietet, Korea annektieren wird. Vielleicht wartet es noch, bis die Bahn durch Sibirien vollendet ist; ich vermute, daß Rußland noch früher vorgehen wird. Wie England und Japan sich dazu verhalten werden, weiß man nicht. Hoffentlich entbrennt kein Weltkrieg darüber! Wird wohl das messianische Friedensreich auf Erden je zur Wirklichkeit werden?

Die Zerstörung der Missionsgebäude in Szechuen und der Mord der wehrlosen Missionsfrauen in Kutscheng deuten dem Verständigen an, welch' harten Kampf das Evangelium hier gegen die große Macht des alten Heidentums zu kämpfen

hat. Dennoch geht das Missionswerk rüstig voran. Eine Mission allein, die Methodist Episcopal Mission im Fochowbezirk, hat im letzten Jahre über 1900 neue Mitglieder gewonnen. Auf allen Gebieten zeigt sich Fortschritt. Gott ist mit uns. Das Werk ist sein Werk. Erst vor einigen Tagen kam dieser Gedanke aufs neue mit wunderbarer Macht über mich. Wie unrecht thun wir, wenn wir uns ängstigen und sorgen über die Einführung des Christentums in China, als ob wir alles durch unsere Anstrengungen, unsere Bücher u. s. w. vollbringen müßten. Gott selbst wünscht, daß das Evangelium hier Einzug halte. Darum dürfen wir alle Sorgen auf ihn werfen, er wird seine Sache schon zum Siege führen. Er kann auch die Herzen der stolzen Chinesen mürbe machen, daß sie sich demütigen und sich nach Hilfe sehnen. Er selbst bringt jetzt das Evangelium nach China; wir sind nur arme Werkzeuge in seiner Hand. Es ist nichts als Gnade, wenn er uns gebraucht und uns mithelfen läßt. „Die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, die Sach' an der wir stehen, und weil es deine Sache ist, kann sie nicht untergehen". Wir können China nimmer bekehren. Gott selbst muß es thun durch seinen Geist. Möge er uns als Träger und Dolmetscher dieses Geistes in Gnaden gebrauchen, zur Ehre seines Namens und zum Heile dieser Millionen unsterblicher Seelen!"

Aus den Zweigvereinen.

Das Jahresfest des Berliner Hauptvereins

wurde am Sonntag, den 9. Februar in der St. Petrikirche gefeiert. Den Bericht erstattete Pred. Dr. Arndt im Anschluß an Ap.-Gesch. 16, 9. Die Festpredigt hielt Pred. Lic. Dr. Kirmß unter Zugrundelegung des Gleichnisses vom Säemann Luc. 8, 4 ff. Ihr Thema war: Saat und Ernte draußen auf dem Missionsfelde. Es fällt zwar viel Same auf unfruchtbares Land, aber der gute Same bringt hundertfältige Früchte. Auch in der Heidenwelt sehen wir Herzen, die hart geworden sind, weil sie überall nur Härte erfahren, Herzen, die nichts wissen von der Pflugschar der Buße und der Gnade Gottes. Und wenn man einem solchen Volke die Botschaft von der ewigen Liebe Gottes bringt, wie soll es dieser Botschaft glauben? — Aber es giebt auch Völker, die dem Samen gleichen, der auf den Felsen fällt, aufgeht und verdorrt, Völker, die begeistert sind für alles Neue, mit einem lebhaften Drang nach Fortschritt. In solchen Völkern hat das Christentum schon wunderbare Blüten erlebt, — aber es waren nur Blüten! — Noch andre gleichen Dornenfeldern, die üppiges Unkraut bringen, wo die Rache als etwas Gutes und die Feindesliebe als etwas Thörichtes erscheint. — So giebt es viel unfruchtbares Land. Aber unsere Arbeit ist doch nicht vergeblich. Thun wir nur unsere Pflicht, Gott sorgt schon dafür, daß das Land gut wird. Muß doch selbst die Sünde ihm dienen, seine erzieherischen Pläne an den Menschen auszuführen; muß doch auch unsere Kultur ihm dienen und den Hunger nach einer höheren Kultur, nach der Bildung des Menschen zum Ebenbilde Gottes erzeugen! Ein christliches Volk, das eifrig an der Ausbreitung des Evangeliums arbeitet, wird selbst den Segen davon spüren; denn je mehr wir dafür sorgen, daß die Gefährten draußen das ewige Vaterland kennen lernen, desto mehr lernen auch wir unsere Augen auf die Ewigkeit richten!

Bei der Nachfeier sprach zuerst Prof. Dr. Pfleiderer, der die Missionsfreunde zu thatkräftiger Weiterarbeit auch in der Heimat aufforderte, darauf Lic. Dr. Kind, der für eine wirksamere Unterstützung Dr. Fabers bei seiner litterarischen Mission unter den Chinesen eintrat. Großen Beifall erntete auch die Ansprache des Japaners Munio Kubo, der folgendes ausführte: „Zu den schwierigsten Kulturarbeiten gehört die Mission. Stößt man doch schon in der Heimat nur allzu häufig auf Indolenz und Teilnahmlosigkeit. Bekommt man doch nur zu oft die Antwort:

„Was habe ich damit zu thun?" Und doch wie notwendig ist es, die zu unterstützen, die alles verlassen haben, um — oft unter den größten Schwierigkeiten — einem fremden Volk zu dienen! Wer, wie der Redner, den Segen der Mission an sich selbst erfahren hat, der kann dies bezeugen. — In Japan hat die Mission mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das eigentliche Bedürfnis nach Religion fehlt, die Heiterkeit ist der Grundzug des Wesens des japanischen Volkes. Die große Masse ist abergläubisch, die Gebildeten huldigen dem Unglauben. Die neue Ära hat manche einschneidende Veränderung gebracht. Die Ruhe, die heitere Lebensfreude ist vorbei. Was dem japanischen Volke not thut zum inneren Frieden, das ist die Religion Jesu Christi". Der Redner glaubte freudig versichern zu können, daß seine Landsleute die Fähigkeit haben, das Christentum anzunehmen, und er hofft mit der Missionsgemeinde, daß das Christentum dereinst in Japan siegen wird.

Aus dem vom Berliner Hauptverein herausgegebenen Jahresberichte teilen wir mit, daß die Zahl seiner Mitglieder von 348 auf 361 seit dem vorigen Jahre gestiegen ist; dazu kommen noch 105 Mitglieder des Ortsvereins der Dankeskirchengemeinde. Die Einnahme betrug 3080 M. und außerdem 1898 M., Reinertrag eines in Verbindung mit dem Berliner Frauenverein veranstalteten Konzertes.

Der Berliner Frauenverein

veranstaltete am Dienstag, den 3. März im großen Konferenz-Saale des Anhalter Bahnhofes seinen diesjährigen Familienabend. Nach der Begrüßung und einem kurzen Bericht des Pred. Dr. Arndt, nach dem der Verein im vergangenen Jahre 212 Mitglieder mit 1075 M. Beiträgen zählt, zu denen die schon genannten 1898 M. Reinertrag aus dem in Verbindung mit dem Berliner Hauptverein veranstalteteten Konzerte kommen, hielt Oberlehrer Dr. Groth einen sehr interessanten Vortrag über das Thema: „Völker Europas wahrt eure heiligsten Güter!" im Anschluß an das mit diesem Motto versehene Bild Kaisers Wilhelm II. Der Japaner Munio Kubo wies dann in einer kurzen Ansprache auf die überaus segensreiche Wirksamkeit der protestantischen Mission in seinem Vaterlande hin. Das Schlußwort sprach Pred. Lic. Dr. Kind.

Der Wiesbadener Zweigverein

feierte am Sonntag, den 9. Februar sein erstes Jahresfest. Die Festpredigt hielt Prof. Dr. Bassermann im Anschluß an das Zwiegespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen (Joh. 4, 19—24), der der zahlreich versammelten Festgemeinde „Unsere Missionsaufgabe" (1. worin sie besteht, 2. wodurch sie begründet ist und 3. welche praktischen Folgen sich für uns daraus ergeben) in überaus anregender und fesselnder Weise darlegte und mit einer warmen Aufforderung zur Teilnahme an dem großen Liebeswerke der Heidenmission schloß. Die gesellige Nachfeier hatte sich eines so zahlreichen Besuches zu erfreuen, daß der große Saal des evangelischen Vereinshauses die Festteilnehmer kaum zu fassen vermochte. Nach der Eröffnung durch Chorgesang hieß der Vorsitzende Pf. Bickel unter Hinweis auf die eigentümlichen Aufgaben des Vereins die Versammlung herzlich willkommen und teilte ihr zugleich mit, daß sich in den letzten Wochen auch in Wiesbaden ein Missions-Frauenverein gebildet habe, der bereits an 70 Mitglieder zähle und auch für den Zweigverein eine kräftige Hilfe zu werden verspreche. Der frühere Missionar Gymnasiallehrer Schmiedel aus Eisenach führte sodann die Versammlung in die Arbeit eines Missionars in Japan ein, indem er an einer Reihe interessanter, aus dem Leben gegriffener „Missionsbilder" zeigte, was der Missionar unter dem geistig angeregten und vorwärts strebenden Volke der Japaner zu lehren und zu lernen habe. Auf diesen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag folgte nun der mehr musikalische Teil des Programms. Ein gutes und packendes Schlußwort

sprach Herr Lieber, indem er allen denen, die zu dem Gelingen des Festes bereitwillig beigetragen hatten, herzlich dankte. Mit dem Choral: „Ach bleib mit deiner Gnade", welchen die Versammlung stehend sang, schloß das schöne Fest.

Ein neuer Zweigverein,

und zwar ein Missions-Frauenverein, ist, wie schon aus obigem hervorgeht, am 16. Dezember v. J. in Wiesbaden gegründet worden. Der Vorsitz wurde Frau Oberpf. Bickel übertragen. Der Verein zählt bereits gegen 70 Mitglieder.

Aus dem Centralvorstande.

Der Protektor unseres Missionsvereins
Seine Königliche Hoheit Großherzog Karl Alexander von Sachsen

hat auf die Übersendung unseres Jahresberichts in einem huldvollen Schreiben vom 12. März d. J. geantwortet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„Mit der gewohnten herzlichen Teilnahme habe Ich diese Sendung entgegengenommen und aus dem Berichte mit Freuden ersehen, welche namhaften Erfolge der Verein im letzten Jahre bei seiner Missionsthätigkeit in Japan und China sowohl im allgemeinen wie im einzelnen errungen hat.

Die günstigen Ergebnisse dieses einen Jahres dürfen uns gewiß nicht darüber täuschen, daß es noch langer Zeit und ernster, angestrengter Arbeit im Dienste der evangelischen Sache bedürfen wird, bis die Existenz unserer Kirche in jenen Ländern als gesichert betrachtet werden kann; wir wollen jedoch unsere Herzen in Dankbarkeit für das bis jetzt Erreichte zu Gott erheben und Seiner gnädigen Führung auch das künftige Schicksal der evangelischen Missionen im fernen Osten anvertrauen, in der festen Zuversicht, Er werde wie bisher, so auch fernerhin das Werk unserer Hände bei uns fördern! —

Für die gedeihliche Weiterentwicklung der evangelischen Gemeinde in Japan und seiner Hauptstadt erscheint es sehr wichtig, daß die im Bau begriffene Kirche zu Tokyo bald vollendet und dem Gebrauche übergeben werde. Mit besonderer Befriedigung habe Ich daher vor einiger Zeit aus einem Berichte des Architekten Muthesius, der die Pläne für diesen Bau angefertigt hat, entnommen, daß derselbe seiner Vollendung so rasch entgegengeht . . . .

Die Segenswünsche für Mich und Mein Haus, denen der Centralvorstand am Schlusse seines Berichtes Ausdruck giebt, erwidere Ich mit Freuden durch die erneute Versicherung Meiner Teilnahme für die evangelische Mission und ihre Interessen, in deren Schutze Ich eine Meiner wichtigsten und zugleich eine Meiner liebsten Aufgaben erblicke."

Erklärung.

Die erneuten Angriffe, die Dr. Dalton wider unseren Missionsverein in seinem „Worte der Abwehr" (Gütersloh 1896) richtet, haben bereits durch Prediger Dr. Arndt in der Protest. Kirchenzeitung 1896, Nr. 4, durch Konsistorialrat Dr. Ehlers in der Christlichen Welt 1896, Nr. 11, durch Gymnasiallehrer D. Schmiedel in der Protest. Kirchenzeitung 1896, Nr. 13, sowie im Deutschen Protestantenblatt 1896, Nr. 5 eine ebenso gründliche als verdiente Abfertigung erfahren, die hoffentlich bei allen Kennern und Freunden der Mission für alle Zeiten die Meinung zerstören wird, als ob Dr. Dalton eine „objektive" Kritik unserer Missionsarbeit hätte liefern wollen, und als ob es ihm bei Abfassung seines Buches nur darauf angekommen wäre, unseren Missionsverein zur Erkenntnis begangener Fehler und zur Wahl einer besseren Missionsmethode zu veranlassen. Es ist

daher überflüssig, in unserem Vereinsorgan noch einmal auf Dr. Daltons Broschüre einzugehen, zumal wir beschlossen haben, in einer demnächst erscheinenden Schrift eine vollständige Übersicht vom Daltonschen Handel zu geben. Nur die Besprechungen, die Dr. Daltons Broschüre in der Allg. Miss. Zeitschr. 1896, Nr. 2 von Dr. Warneck und in J. Richters illustriertem Familienblatt „Die evangelischen Missionen" 1896, Nr. 3 gefunden hat, veranlassen uns zu folgender Erklärung:

1. Noch ehe Dr. Dalton den Boden Japans betrat, war schon in unsere Dienstordnung seit 1893 die Bestimmung aufgenommen, daß, „wer als Missionar in den Dienst des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins treten will, der Mission sich als Lebensberuf widmen muß". Abmachungen mit den ersten Missionaren unseres Vereins, die sich auf eine begrenzte Amtszeit bezogen, haben keine grundsätzliche Bedeutung gehabt, und wie die Leiter anderer Missionsgesellschaften haben auch wir uns längst durch die Erfahrung von der Notwendigkeit überzeugt, daß auch Theologen mit voller akademischer Bildung und Reife für den heimatlichen Kirchendienst nur auf Lebenszeit in den Missionsberuf eintreten. Es ist daher unrichtig, wenn es als eine Eigentümlichkeit unseres Vereins hingestellt wird, daß er seine Missionare nur auf wenige Jahre hinaussendet, und ebenso unrichtig, daß erst Dr. Daltons Kritik eine Änderung unseres Verfahrens veranlaßt habe.

2. Das Erlernen der japanischen Sprache ist unseren Missionaren stets aufgegeben worden, — wenn früher nicht mit ausnahmsloser Strenge auf Erfüllung dieser Aufgabe gedrungen wurde, so erklärt sich dies aus den eigentümlichen, von Dr. Spinner (Z. M. R. 1895 S. 151 u. ff.) geschilderten Verhältnissen des japanischen Arbeitsfeldes. Seit 3 Jahren hat auch in dieser Hinsicht unsere Dienstordnung feste Normen geschaffen; es heißt in ihr: „Die Kenntnis der Sprache und des Wesens des Volkes, unter dem die Missionare und Missionarinnen wirken, haben sie sich anzueignen und durch fortgesetztes Studium zu vertiefen".

3. Das Arbeitsergebnis unserer japanischen Mission ist aus unseren Jahresberichten zu erkennen, in denen wir uns einer vollen Objektivität befleißigen. Waren die Leiter unseres Vereins zu einer Zeit überraschenden Aufschwungs der Christianisierung Japans Mitte der 80er Jahre berechtigt, mit Dank gegen Gott und Freude von den Fortschritten auch unserer Arbeit zu berichten, so sind wir verpflichtet, in der jetzigen Zeit der Reaktion auch die Mißerfolge nicht zu verschweigen, denen unsere Mission wie jede andere gegenwärtig in Japan ausgesetzt ist, — die Loomissche Tabelle meldet für 1895 einen Rückgang der japanischen Christen von 39 240 auf 38 710. Niemand aber wird uns verbieten wollen, mit derselben Offenheit auch von Fortschritten zu berichten, die nach wie vor unsere Mission in einzelnen Zweigen ihrer Thätigkeit zu verzeichnen hat. Wir hoffen zu Gott, daß bald die Stunde schlägt, wo wieder ein neuer Frühling für die Mission in Japan anbrechen wird.

4. In Sachen der litterarischen Arbeit unserer Missionare, namentlich in betreff der Einführung der wissenschaftlichen Theologie in Japan gestehen wir prinzipiell Diskussionsfreiheit zu und nehmen weder für uns noch für unsere Missionare Unfehlbarkeit in der Wahl der besten Methode in Anspruch. Wir scheuen keine Kritik und begrüßen dankbar jede Mitarbeit bei der Verpflanzung unserer Theologie auf japanischen Boden, wenn sie nur vom Standpunkte eines wahrhaft frommen und zugleich freien und unbefangenen Protestantismus aus geschieht. Aber gegen verleumderische Entstellungen der theologischen Arbeiten unserer Missionare müssen wir energische Verwahrung einlegen.

Der Standesbeamte Ernst Stolze,

unser langjähriger Generalschatzmeister für Deutschland, ist vom Berliner Hauptverein auf Grund von § 12 der revidierten Statuten vom 28. Dez. 1895 in den Centralvorstand deputiert worden. Der Centralvorstand hat ihn gleichzeitig zum Mitglied des Geschäfts-Ausschusses ernannt.

11. Centraljahresfest und Generalversammlung.

Die Generalversammlung unseres Vereins wird, wie schon mitgeteilt, in den Tagen vom 23.—25. Juni in Kiel stattfinden. Das Programm derselben ist folgendes:

Dienstag, den 23. Juni, Vormittags 9 Uhr: Konferenz des Centralvorstandes im Gesellschaftshause, Schuhmacherstraße 18. — Abends 6 Uhr: Gottesdienst in der St. Nikolai-Kirche unter Mitwirkung des Kieler Gesangvereins. Predigt: Pred. Lic. Dr. Kirmß aus Berlin. — Abends 8 Uhr: Zwanglose Zusammenkunft im „Seegarten". Begrüßungen.

Mittwoch, den 24. Juni, Vormittags 9 Uhr: Generalversammlung, geschäftlicher, nicht öffentlicher Teil, in der „Aula der Universität". Versammlung der Abgeordneten der Zweigvereine und der übrigen Mitglieder des Vereins (diese mit beratender Stimme gemäß § 8 der Statuten). Tagesordnung: 1. Ersatzwahl für die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes. 2. Rechnungslegung. 3. Etat für 1896/97. 4. Anträge des Centralvorstandes. 5. Berichte und Anträge der Abgeordneten der Zweigvereine und der Vertrauensmänner. — Vormittags 11½ Uhr: Generalversammlung, öffentlicher Teil, in der „Aula der Universität". 1. Eröffnung. 2. Begrüßungen. 3. Jahresbericht, erstattet vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt-Berlin. 4. Vortrag des früheren Missionars Superintendent Dr. Spinner-Ilmenau. — Nachmittags 2½ Uhr: Gemeinschaftliches Essen im „Seegarten". (Kouvert 2,50 Mk. ohne Wein). — Abends 8 Uhr: Volkstümliche Versammlung in „Wriedts Etablissement" unter Mitwirkung des St. Nikolai-Chors. 1. Eröffnung durch Pastor Clausen-Kiel. 2. Ansprachen des Professors Dr. Pfleiderer-Berlin und des Japaners Munio Kubo aus Tokyo.

Donnerstag, den 25. Juni, Vormittags 9 Uhr: Fahrt in See und nach dem Kaiser Wilhelm-Kanal. Besichtigung der Provinzial-Gewerbe- und der Internationalen Schifffahrts-Ausstellung.

Aussendung eines neuen Missionars.

Ein Theologe von gründlicher, wissenschaftlicher Bildung und tiefer religiöser Wärme, der mit aufrichtiger Begeisterung der Heidenmission als Lebensberuf sich widmen will, wird für unser japanisches Arbeitsfeld gesucht. Wahlfähigkeit für das geistliche Amt in der Heimat und womöglich bereits erfolgreiche praktische Bewährung ist Voraussetzung; die Kenntnis des Englischen ist erwünscht. Die Aussendung soll im Laufe dieses Jahres erfolgen. Meldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an den unterzeichneten Centralvorstand bis zum 15. Mai d. J. zu richten, der auf Anfragen gern jede nähere Auskunft erteilt.

Berlin, den 3. Januar 1896.

Der Centralvorstand des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins.
Prediger **Dr. Arndt, Berlin C.,** Friedrichsgracht 53.

Anmerkung der Redaktion.

Die Rede Pf. Schönholzers auf der volkstümlichen Abendversammlung des Pforzheimer Jahresfestes am 2. Oktober v. J. über die Vorurteile gegen die Mission, die in diesem Heft zum Abdruck kommen sollte, können wir leider wegen Raummangels nicht bringen. Wir verweisen jedoch auf unser Missionsblatt 1895, 12 und 1896, 1 und 2, das zum größten Teil diese Rede abgedruckt hat.

Dr. Martin Luther und die Heidenmission.

Von E. Lachmann, Pfarrer zu Wechmar bei Gotha.

(Fortsetzung und Schluß.)

In tiefsinniger, schöner Weise hat Luther den Gegensatz der erlösten und unerlösten Welt in einer (dritten) Predigt am Christtage[1]) geschildert. Von der Engel Lobgesang. Inhalt: Eine Meisterpredigt und Meistergesang der Engel, bei der Geburt Christi gehalten. Es heißt da: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Das ist ein Gesang von dreien Lesen oder Gesetzen. Das erste Gesetz müssen wir nicht allein so verstehen, daß es lehre, was wir thuen sollen, sondern daß es auch anzeige, wie es nun hinfort so gehen werde, weil dieser Heiland geboren ist, nämlich daß wir Gott sein Lob und Ehre geben werden. Als sollten die lieben Engel sagen: Also soll's gehen und also wird's gehen; weil dies Kindlein in seiner Wiegen lieget, so wird Gott geehret und gepreiset. Alles, was die Propheten verkündiget haben, das gehet nun an. Zuvor ist's weit anders gewest, ehe dieses Kindlein geboren ist worden: da ist in der Welt nichts anderes denn eitel Gotteslästerung und Abgötterei gangen. Denn was außer und ohne Christo ist, es sei so herrlich und groß es immer wolle, so ist's nichts denn Gotteslästerung. So aber Gott soll Gott sein, das ist, vor den Leuten für Gott gehalten und geehret werden, so muß es durch dies Kindlein allein geschehen; denn da allein können wir lernen und gewiß sein, daß Gott ein gnädiger, barmherziger, gütiger Gott ist; sintemal er seines eingeborenen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn um unsertwillen hat lassen Mensch werden. Diese unaussprechliche große Wohlthat dringet und treibet darnach die Herzen, daß sie sich in rechter Liebe, Vertrauen und Hoffnung gegen Gott aufthun, ihn darum loben und danken. Solche Frucht, singen die Engel, wird folgen und gehet nun an, daß Gott recht geehret werde in der Höhe. Nicht mit äußerlichen Werken, die können hinauf in Himmel nicht steigen, sondern mit dem Herzen, das sich von der Erde in die Höhe zu solchem gnädigen Gott und Vater mit Danksagung und herrlicher Zuversicht erhebet und über sich schwinget. Vorhin hat man Gott in aller Welt geunehret, geschändet und gelästert. Was heilige Väter gewesen sind auf Erden, so Christum im Geist erkannt haben, die haben in Christo Gott mit uns geehret und gepreiset; was aber Menschen auf Erden gewesen sind, welche ohne und außer Christo sind dahingegangen, die haben Gott geunehret und gelästert in ihrem besten Thun und Werken. Aber nun forthin wird durch dies Kindlein, in aller Welt gepredigt, Gottes Lob und Ehre recht angehen. Also wird durch diesen englischen Gesang alles, was außer und ohne Christo ist, verdammt als Gotteslästerung, Abgötterei und Greuel vor Gott. Soll Gott geehret werden, so muß es durch und in diesem Kind-

---

[1]) Hauspostille.

lein, welches ist Christus, der Herr, geschehen; außer ihm findet und ehret man Gott nicht, sondern fehlet sein und schändet ihn auf's höchste. Das heißt rein aufgehoben alles, was Gottesdienst und Ehre mag in der weiten Welt genennet werden. Ein lebendig, heilig und Gott wohlgefällig Opfer und vernünftiger Gottesdienst soll heißen Christus und in Christo, oder soll kein Gottesdienst sein. Gott hat seine Ehre alle gefasset in dies Kindlein; wo er in diesem Kindlein nicht geehret wird, da ist keine Ehre Gottes. Wo nun das Kindlein Jesus nicht erkennet wird, da ist's unmöglich, daß man könnte Gott recht ehren. Wie denn alle Welt, auch sein eigen Volk, da er kam, voll Abgötterei war; einer ging dahin, der andere dorthin; richteten soviel Gottesdienst an, soviel sie Berge, ja Bäume im Lande hatten, die schön waren; wie man in den Propheten siehet und wir im Papsttum auch gethan haben. Solches war die hohe Abgötterei, da sie Gott mit Ernst sucheten, opferten, fasteten und thäten dem Leibe und Leben wehe damit. Aber es war damit niemand denn dem Teufel und eigenen Gedanken gedienet, denen gab man die Ehre, die Gott gehöret. Das ist dann die größte Unehre und Lästerung, die Gott in der Welt begegnet, die daraus entstehet, daß man Christum nicht kennt. Dieselbe soll hinfort, wie die Engel singen, Gottlob! aufhören, daß die Leute werden nicht mehr den Teufel oder sich, sondern Gott in der Höhe ehren."

So herrscht denn ohne Christum überall Finsternis; nur, wo er ist, da ist auch das Licht. Auch wo man Gott gesucht, ihm hat dienen wollen, ist man doch alsbald auf die Irrwege der Sünde, des Götzendienstes geraten, wenn nicht Gott der Herr seinen Diener und Führer Jesum Christum gesendet.

„Diese Prophezei", so heißt es in einer Predigt [1]) auf den heiligen Christtag aus dem 9. Kap. V. 1—9 des Propheten Jesajä, (Inhalt: Von dem Siege Christi) „diese Prophezei gehet vornehmlich auf das heutige Fest; derhalben ist es nütz und gut, daß man nicht allein die Historie aus dem Evangelisten Lucas lerne, sondern auch mit Fleiß besehe, was Gott durch die lieben Propheten von solcher Geburt so eine lange Zeit zuvor hat predigen lassen. Denn die Propheten zeigen wohl die Historie auch an, wie Esajas hier thut, da er sagt: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben; und oben im 7. Kap. V. 14: Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären u. s. w., aber darnach gehen sie mit sonderem Fleiß damit um, daß sie anzeigen, was Gottes Rat und Wille gewesen, und was er durch solche Geburt bei uns Menschen habe wollen ausrichten. Das ist denn der rechte Kern von solchem Handel, dadurch die Gewissen wider Sünde und Tod, wider Gottes Zorn und den Teufel sich schützen und aufhalten können. Das Licht, da der Prophet hier von sagt, daß es scheine im finsteren Lande über die, so in Finsternis wohnen, ist nichts anderes, denn die große Gnade und Barmherzigkeit, welche durchs Evangelium geprediget wird, daß Gott der armen Sünder und verdammten Welt sich annimmt und schickt ihr seinen Sohn, daß derselbe durch seine Menschwerdung und Opfer sie vom Tode, von Sünde und des ganzen Teufels Reich erledigen

---

[1]) Hauspostille.

soll. Solches Licht und gnadenreiche Predigt, spricht der Prophet, scheinet und leuchtet im finsteren Lande über die, so im Finsteren wohnen, das ist, unter den Heiden, die von Gottes Wort und dem rechten Trost wider Sünde und Verdammnis nichts wissen, und derhalben sind, wie ein Mensch, dem entweder die Augen ausgestochen oder in Finsternis ist: der kann keinen Fuß vor sich setzen, er muß besorgen, er stoße und verletze sich. Also sind wir Heiden hier auf Erden gewesen. Die Jüden aber haben einen trefflichen Vorteil vor uns gehabt, denn sie hatten Gottes Wort; nicht allein das Gesetz, daß sie wußten, was sie sollten thun, sondern auch Gottes Verheißung von des Weibes Samen, daß sie damit wider die Sünde und böse Gewissen sich trösten konnten. Das war bei den Heiden nicht: die waren in Sünden, und wußten doch nicht, wie sie sollten herauskommen. Und war das noch der höheste Jammer, wenn sie meinten, sie wollten Gott am besten dienen, versündigten sie sich am allergreulichsten. Das ist Finsternis, und das blinde Volk, welches (wie Zacharias, des heiligen Johannis Vater, auch sagt Luc. 1, V. 79) sitzet in Finsternis und in Schatten des Todes; aber durch dies Licht des heiligen Evangelii kommen sie zum Erkenntnis Gottes, daß sie wissen, daß Gott gnädig und barmherzig ist, und alle Sünde um Christi seines Sohnes willen nachlassen und schenken will; und daß man ihm nicht bas kann dienen, denn daß jedermann solche Gnade, durch Christum uns erworben, mit Glauben annehme; und darnach gegen seinen Nächsten auch alle Liebe beweise, wie Gott gegen ihn bewiesen hat. Solche Erkenntnis und Kunst bringt dies Licht mit sich unter die Heiden."

In den eben angeführten Schlußworten ist das eigentliche Grundprinzip aller missionierenden Thätigkeit klar erkannt und ausgesprochen: die erfahrene Gottesliebe zwingt uns, sie dem Nächsten zu verkünden. Und es klingt fast wie ein fröhlicher Ausblick auf das weite Erntefeld der Welt, wenn Luther fortfährt:[1] „Darum spricht der Prophet: Du machst der Heiden viel. Denn niemand wollte gern verdammt sein; jedermann will einen gnädigen Gott haben. Darum haben die Heiden solche Predigt mit Haufen angenommen, wie die Historie ausweiset. Solches hat den Jüden wehe gethan. Sie wollten nicht gläuben, was die Heiden gläubten und erzürnten Christum und sein Reich. Das meinet der Prophet, da er sagt: Der Freude machest du nicht viel. Denn da er unter die Jüden als in sein Eigentum kam, wie Johannes Kap. 1, 11 sagt, haben die Seinen ihn nicht wollen annehmen. Was aber von Heiden und Jüden ihn haben angenommen, daselbst, spricht der Prophet, ist auch eine Freude gefolget, wie sie in einem reichen Herbst oder Ernte ist: da ist jedermann fröhlich, jedermann singet und jubilieret, und verdreußt die Leute keiner Mühe noch Arbeit, sie sind lustig und fröhlich dazu. Item, es ist eine Freude gefolget, wie sie unter einem Heere ist nach einem herrlichen Sieg, da die Feinde erlegt sind. Da ist niemand faul, jedermann fördert und tummelt sich, daß er eine gute Beute davon bringe. Also, sagt der Prophet, wird es auch gehen, wenn das liebe Evangelium unter die Heiden aus-

---

[1] A. a. O.

gepredigt wird; da wird jedermann zu sich reißen, und niemand wollen der Letzte sein."

Überhaupt fehlt es nicht an Hinweisen auf die Universalität der göttlichen Gnade, die da will, daß allen Menschen geholfen werde und kein Ansehen der Person, des Standes, des Volkes kennt.

So heißt es in der anderen Predigt[1]) am Tage der h. drei Könige, von der Taufe Christi, Evangelium Matth. 3, V. 13—17: „Das höchste und größeste Wunderwerk, davon man auf dies Fest predigen soll, ist, daß Christus getaufet ist von Johanne im Jordan. Aber ihr junges Volk sollet heute auch lernen, daß wir Gott danken sollen für diese Gnade, daß Christus, geboren zu Bethlehem, sich auch offenbaret hat den Heiden. Die Heiden gehörten nicht zum jüdischen Volk, sondern waren Fremde; dennoch hat Gott angefangen, zu sich zu locken dies Volk, welches nicht sein Volk war, nämlich die Heiden, daß sie an unserm Herrn Gott nicht verzweifeln sollten, als gehörten sie ihm nicht an. Zu solchem Locken gehöret auch dies, daß Christus seine Geburt den Heiden offenbaret, auf daß die Heiden sich zu trösten haben, daß Christus sie angehöret, und daß sie sich sein annehmen sollen, also wohl als die Jüden, ob sie gleich nicht sein Volk sind wie die Jüden. Denn diese Weisen sind ja Heiden gewest, die keine Priester, wie die Jüden, keinen Gottesdienst, kein Gottes Wort hatten, waren unbeschnitten, ohne Tempel, ohne Kirchen, ohne Propheten; dennoch, unangesehen solches alles, kommen sie als fremde, blinde und gar unverdiente Leute zu dem Licht, dem Herren Christo, und empfahen ihn, fallen auf ihre Knie, beten ihn an und thun ihm Geschenke. Er nimmt sie auch an und lässet ihm ihr Anbeten und Geschenke gefallen. Solches ist uns zum Troste geschrieben, daß wir Gott dafür danken sollen, daß wir Heiden von dem Sohn Gottes nicht so gar verworfen sind, sondern eben sowohl als die Jüden angenommen werden; und daß Gott durch Christum ein solch Reich auf Erden hat angerichtet, in welchem nicht nach Verdienst, sondern nach Gnaden mit uns gehandelt wird".

Als locus classicus für den Reichtum, die Tiefe, die Weite der göttlichen Gnade und die Herrlichkeit der Predigt, die ihre Stimme in allen Landen ertönen läßt, will mir die dritte Predigt[2]) am Tage der Himmelfahrt Christi — über das Evangelium Marc. 16, v. 14—20. Inhalt: Von Christi Befehl, das Evangelium zu predigen; wie auch einer Predigt vom Glauben und Unglauben — erscheinen. Da sagt Luther: „Das Hauptstück in diesem Evangelio ist der Befehl, den der Herr Christus seinen Jüngern giebt, da er spricht: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Es ist zumal ein starker und gewaltiger Befehl, daß der Herr seine Jünger sendet, nicht in eine Stadt noch Dorf, nicht allein in das jüdische Land zu dem Volk Israel, nicht allein gen Jerusalem zu den Priestern und Leviten, nicht in ein Königreich und Fürstentum der Heiden; sondern in die ganze Welt, zu allen Königen, Fürsten und Herren, und allen Menschen unter dem Himmel, es seien Jüden oder Heiden, Edele oder Unedele, Mann oder Weib, jung oder alt. Das heißt das Maul weit aufthun und nicht im

[1]) Hauspostille.
[2]) Hauspostille.

Winkel, sondern frei öffentlich predigen, also, daß es vor allen Kreaturen, Sonn, Mond u. s. w. erschalle, und daß es alle Menschen und alles, was im menschlichen Geschlecht Kreatur heißt, oder geordnet ist (wie St. Petrus solche Ordnung menschliche Kreaturen heißet 1. Epistel 2), hören könne; auf daß sich niemand zu entschuldigen habe, noch sagen dürfe, er habe es nicht gehöret. Dieser Befehl ist so groß und stark, daß kein größerer noch stärkerer Befehl oder Gebot je in die Welt ausgegangen ist. Denn eines jeden Königs, Kaisers, Fürsten und Herren Gebot gehet nicht weiter, denn über sein Königreich, Kaisertum, Fürstentum, Land und Leute; gleichwie eines jeden Hausvaters Befehl gehet nicht weiter, denn über sein Hausgesinde. Aber dieses Königs Befehl gehet über alle Könige, Kaiser, Fürsten, Land, Leute, Große und Kleine, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte: Denn es fasset es alles auf einen Haufen und spricht: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. In Summa: Das Evangelium soll allenthalben geprediget werden, in der ganzen Welt. Denn obgleich die Apostel nicht persönlich in alle Welt kommen sind, noch alle Winkel des Erdkreises gesehen haben; dennoch ist ihre Predigt in alle Welt kommen, wie der 19. Psalm v. 4 sagt: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre. Ihre Schnur gehet aus in alle Land und ihre Rede an der Welt Ende. Der Apostel Wort und Predigt ist, nach Laut des Befehles Christi, in alle Welt kommen, obschon ihre Person und Füße nicht in alle Welt kommen sind. Unsere Väter und Voreltern haben dasselbe Wort (wiewohl es zu einer Zeit klärer ist gepredigt worden denn zu der anderen) gehöret vor uns: wir hören es jetzt nach ihnen. Das Wort gehet immerdar fort, durch andere und andere Personen. Die Apostel haben es angefangen in aller Welt zu predigen; der Apostel Nachkommen treiben es fort bis an den jüngsten Tag.

Diesen Befehl soll man wohl merken; denn damit unterscheidet Christus selbst die Predigt des Evangelii von allen anderen Lehren auf Erden. Denn weil er spricht: die Apostel sollen gehen in alle Welt und das Evangelium predigen aller Kreatur, so folget, daß alle Welt mit all ihrer Weisheit, Kunst und Lehre nichts weiß noch verstehet vom Evangelio Christi; denn wo sie es aus ihrem eignen Kopfe wüßte und verstände, so dürfte sie nicht der Apostel Sendung und Predigt. Wo es die Griechen gewußt hätten, so hätte St. Paulus nicht dürfen zu ihnen kommen und den Gehorsam des Glaubens unter ihnen aufrichten, Röm. 16, 26. Darum werden mit diesem Befehl alle Gelehrten dieser Welt, Philosophi, Juristen, Theologi mit alle dem, das sie wissen, verstehen und in aller Welt lehren, zur Schule geführet und den armen Bettlern und ungelehrten Fischern, den Aposteln unterworfen als den Boten, von Christo gesandt, die aller Welt Meister sein sollen, und welche alle Welt hören und von ihnen lernen, oder mit all ihrer Kunst und Weisheit verdammt sein sollen. Die Welt weiß und verstehet, wie man soll bauen, haushalten, essen, trinken, sich nähren, Land und Leute regieren u. s. w., aber von dem Reiche Christi, wie man solle selig werden, da weiß sie nichts von. Hier heißt es also: durch das Evangelium und Predigt von Jesu Christo ist das Geheimnis offenbaret, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist, Röm. 16, 25. Und: wir

reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat, 1. Cor. 2, 7. 8. Und: das Geheimniß ist von der Welt her in Gott verborgen gewesen, Ephes. 3, 9. Darum Christus mit diesem Befehl die Predigt seines Evangelii unterscheidet von allen anderen Predigten und Lehren auf Erden; also, daß er auch nicht ausnimmt die Jüden mit dem Gesetz Mosis noch die Philosophos mit ihrer Weisheit. Gehet hin, spricht er, und saget allen Menschen, Jüden und Heiden, Griechen und Ungriechen, Gelehrten und Ungelehrten, das sie vorhin nicht wissen und doch lernen müssen, wollen sie anders selig werden. Derohalben soll man die christliche Predigt oder das Evangelium, welches in Christi Reich gehet, unterscheiden von allen anderen Lehren und Predigten, als die von Christo selbst über die anderen alle gesetzt ist und da alle Welt nichts von weiß. Diese Predigt ist eine hohe, himmlische Predigt, welche aller Welt verborgen und unbekannt ist und vom Himmel herab offenbart wird. Die anderen Predigten aber sind alle irdisch."

Ziehen wir die Summe der bisher gegebenen Ausführungen Luthers, so ergeben sich folgende Grundgedanken: die Welt ohne Christus geht in Irrtum, Sünde und Götzendienst hinein. Selbst wo sie Gott gesucht, ist sie in den Götzendienst verfallen. Nur einer ist es, der den Weg zu Gott führt, das ist der, den die sündenvergebende Liebe und Gnade des himmlischen Vaters gesandt hat, der Heiland Jesus Christus.

Damit hat aber Luther zugleich die Basis festgelegt, auf der alle Missionsgedanken und alle Missionsthätigkeit sich aufbauen. Es ist meines Erachtens doch nicht genug, wenn man Luther nur das indirekte Verdienst um die Mission zuerkennt, daß er, ganz allgemein ausgedrückt, das lautere Evangelium wieder verkündet. Gerade diese spezielle Hervorhebung von Sünde und Gnade, wie ich sie eben skizziert, ist mir von hoher Wichtigkeit. Wer so klar, so scharf beides erkannt wie Luther, für den ist die letzte Konsequenz: verbreitet die Botschaft von der sündenvergebenden Liebe Gottes in Christo! nur ein ganz kleiner Schritt; wie Luther, wenn auch nicht in praxi, so doch prinzipiell diesen Schritt bereits gethan in jener oben schon citierten Stelle: „daß man Gott nicht bas kann dienen, denn daß jedermann solche Gnade, durch Christum uns erworben, mit Glauben annehme; und darnach gegen seinem Nächsten auch alle Liebe beweise, wie Gott gegen ihn bewiesen hat".

Auch die Missionsgeschichte giebt mir Recht, wenn ich so großes Gewicht auf die genannten Grundgedanken Luthers lege und sie geradezu als Fundament und Ausgangspunkt des evangelischen Missionsgedankens bezeichne. Es ist bekannt genug, daß die Geschichte der praktischen Ausführung des Missionsgedankens zurückdatiert in den Ausgang des vorigen Jahrhunderts, und daß ihre Entstehung, daß die liebevollste, begeistertste, thatkräftigste Pflege der Mission lange Zeit hindurch zu suchen gewesen ist gerade in den pietistischen Kreisen der evangelischen Kirche, d. h. in den Kreisen, deren Brennpunkte „Sünde" und „Gnade" waren, die also im wesentlichen auf dem Boden der oben angeführten Worte Luthers standen. Wenn dem Pietismus das Verdienst gebührt, Stein auf Stein gefügt zu haben zu dem weiten Gotteshaus der Mission, dann nehme ich für Luther als unbestreitbar das hohe Verdienst in Anspruch, den Grundstein dieses Gotteshauses bereits

gelegt zu haben. Wenn Luther die Grund- und Kerngedanken der missionierenden Gottes- und Menschenliebe ausgesprochen, so hat der Pietismus nur ihre logischen Konsequenzen gezogen und ihnen die praktische Verwirklichung gegeben.

Doch zurück zu Luther selbst!

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde durch seinen Sohn Jesum Christum: das steht für Luther mit leuchtenden Buchstaben geschrieben über der Geburt Christi und dem Eintritt des Christentums in die Welt.

Und eine Bethätigung dieser frohen Botschaft sieht Luther in der Hilfe, die bis zu seiner Zeit bereits geleistet ist.

Damit offenbart Luther weiterhin ein offenes, klares Verständnis für die Missionsthätigkeit des Christentums, wie er sie auf Grund der historischen Thatsachen vor sich sah, das heißt, für die Missionsgeschichte. Mit besonderem Interesse wendet er sich dem zu, worauf ihn das Texteswort in seiner unmittelbaren Beziehung hinweist, also auf die erste Blütezeit der Mission in der Epoche der apostolischen Thätigkeit. Und mit Recht! In ihr liegt ja auch das Ur- und Vorbild alles Missionierens, und auf sie ist für jede Frage auf dem Gebiet der Mission zu rekurrieren.

Sie, die Apostel, sind freilich die geeignetsten Verkündiger des Evangeliums gewesen; haben sie doch das Licht von Gott selbst geschaut, wie es gekommen war, die Welt zu erleuchten. „Auf[1]) daß er ein Licht der Menschen würde, das ist, daß er bekannt würde, ist er kommen, hat sich unter sie leiblich und persönlich erzeiget und ist Mensch worden. Da ist das Licht in die Latern gesetzet und nicht der verlorene Groschen durch seine Werke und Licht der Latern nachgelaufen und sie gesuchet; sondern die Latern hat den Groschen gesuchet und funden mit ihrem Licht, hat darob das ganze Haus dieser Welt mit dem rechten Kehrbesen gekehret und in allen Winkeln gesuchet, suchet, kehret und findet auch noch bis an jüngsten Tag".

Was sich bereits aus dem Prinzip des Christentums von der allumfassenden Gnade ergeben, das hat in praxi die Missionsgeschichte bestätigt. Die Mission ist eben allumfassend. „Die Braut", so heißt es in einer Predigt vom 20. Sonntag nach Trinitatis[2]), „die Braut ist die christliche Kirche, wir und alle Welt, so ferne als wir glauben. Gehet hin auf die Straßen u. s. w: da sind sie ausgegangen auf die Straßen, d. i. zu uns Heiden, und haben uns vom Ende der Welt zusammenbracht in eine Gemeinde, darinnen sind Gute und Böse".

Mit diesem freien Standpunkt ist auch der Grenzzaun niedergeworfen zwischen dem jüdischen Volk und der Heidenwelt. Die Missionsgeschichte hat es gelehrt in ihrem Gang, daß die freie paulinische Auffassung des Evangeliums Christi der Wille Christi selbst gewesen. „Daß[3]) Christus sagt: Gehet in den Flecken, der vor euch oder gegen euch lieget, und schweiget seinen Namen, bedeutet, daß die Apostel sind gesandt nicht allein zu einem Volk, wie bisher die Jüden waren, von Gott ausgesondert von allen Heiden und allein mit dem Namen Gottes Volk genennet, und Gottes Wort oder Verheißung von dem zukünftigen Christo allein bei ihnen war. Jetzt aber,

[1]) Kirchenpostille, Predigt am dritten Christtage.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, Predigt über das Evangelium des ersten Advents.

nun Christus kömmt, sendet er seine Prediger aus in die ganze Welt und befiehlet ihnen, daß sie stracks sollten vor sich gehen und allenthalben von ihm predigen allen Heiden und wer ihnen vorkömmt; ohne Unterschied strafen, lehren und vermahnen, er sei, wer, wie groß, gelehrt, weise und heilig er wolle".

Daher weist die Missionsgeschichte denn auch deutlich genug auf das Erntefeld aus der Heidenwelt hin. „Diese Magi", hebt Luther in einer Epiphaniaspredigt[1]) an, „bedeuten und sind auch selbst das erste Stück der Heidenschaft, zum Glauben bekehret durch das Evangelium . . . daß nun die Magi gen Jerusalem kommen und nach dem neuen König fragen, ist nichts anderes, denn daß die Heiden, durchs Evangelium erleuchtet, kommen in die christliche Kirche und suchen Christum".

Nun ist wohl zuzugeben, und hierin gebe ich Warneck unbedingt Recht: den Gang dieser Missionsgeschichte und die Missionsaufgabe des Christentums sieht Luther im wesentlichen als erfüllt, als abgeschlossen an.

Befremdlich ist es schon, daß Luther in seiner Auslegung[2]) des vierten Hauptstückes vom Sakrament der heiligen Taufe vollständig schweigt über den fortgehenden Missionsbefehl, der in den Einsetzungsworten der heiligen Taufe ausgesprochen liegt: „Gehet hin in alle Welt, lehret alle Heiden und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes". Ihm tritt in den Mittelpunkt der ganzen Taufbelehrung das andere Wort: „Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig, wer aber nicht gläubet, der wird verdammt". Er handelt da „zum ersten von Gottes Gebot und Einsetzung, daß man nicht zweifele, die Taufe sei ein göttlich Ding, nicht von Menschen erdacht oder erfunden; zum andern: weil wir nun wissen, was die Taufe ist und wie sie zu halten sei, müssen wir auch lernen, warum und wozu sie eingesetzt sei, das ist, was sie nütze, gebe und schaffe; auf's dritte, weil wir den großen Nutzen und Kraft der Taufe haben, so laß nun weiter sehen, wer die Person sei, die solches empfahe, was die Taufe giebt und nützet". Hier gerade erwarten wir einen Ausblick auf das Missionsfeld. Allein es folgt alsbald eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Glaube und Werken; und was wir erwartet und gehofft, bleibt aus.

Es erinnert mich das lebhaft an eine Predigt zum Himmelfahrtsfeste[3]). In der Einleitung führt Luther aus: „Aufs erste sind in diesem Evangelio zwei Stücke: Eines, daß der Herr den Aposteln befiehlet, das Evangelium zu predigen in aller Welt. Das andere von seiner Auffahrt. Wir wollen aber lassen anstehen das Vörderteil, da der Herr ihren Unglauben und hartes Herz strafet, und dazu greifen, da er spricht: Gehet hin in alle Welt u. s. w. Da hast du, was das Evangelium zu deutsch heißet, wenn ich spreche; wer da gläubet und getauft wird, der wird selig. In den Worten ist es gar gefasset; wer die hat, der hat das Evangelium".

Mit dieser Überleitung geht Luther alsbald hinüber zu einer Predigt über den Glauben. Genau, wie er die Glaubenspredigt in das Centrum

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Großer Katechismus.
[3]) Kirchenpostille.

seiner Auslegung des vierten Hauptstückes gestellt mit völliger Übergehung des auf der Hand liegenden Missionsgedankens!

Auch an einer anderen Stelle des Katechismus erwarten wir eine Hindeutung auf das Werk der Mission. Die Missionsbitte des Katechismus ist die zweite Bitte: „Dein Reich komme". Aber Luther zieht den Gedankenkreis alsbald enge auf die christliche Gemeinde, wenn er sagt:[1]) „Wir bitten hier, daß sein Reich kommen solle. Aber gleichwie Gottes Name an ihm selbst heilig ist, und wir doch bitten, daß er auch bei uns heilig sei, also kömmt auch sein Reich ohn unser Bitten von sich selbst; doch bitten wir gleichwohl, daß es zu uns komme, das ist, unter uns und bei uns gehe, also, daß wir auch ein Stück seien, darunter sein Name geheiliget werde und sein Reich im Schwang gehe".

Zwar, Luther fährt fort, und man könnte geneigt sein, in diesen Worten eine Hindeutung auf die Mission zu finden: „Derhalben bitten wir nun hier zum ersten, daß solches bei uns kräftig werde und sein Name so gepreiset durch das heilige Wort Gottes und christlich Leben, beide, daß wir, die es angenommen haben, dabei bleiben und täglich zunehmen, und daß es bei anderen Leuten einen Zufall und Anhang gewinne und gewaltiglich durch die Welt gehe, auf daß ihrer viel zu dem Gnadenreich kommen, der Erlösung teilhaftig werden, durch den heiligen Geist herzugebracht, auf daß wir also allesamt in einem Königreich, jetzt angefangen, ewiglich bleiben".

Allein mit diesen „anderen Leuten" hat Luther keineswegs die heidnische Welt im Sinne, sondern die Angehörigen der päpstlichen Kirche, die das lautere Evangelium und den reinen Glauben nicht haben und darum als die noch nicht bei Christo Seienden bezeichnet werden.

So bezeichnet Luther oft die Christenheit, sofern sie sich vom Boden des Evangeliums, von dem Glauben und der Gnade Gottes in Christo entfernt hat oder sich auf diesen in der Predigt des lauteren Evangelii zugänglich gemachten Boden noch nicht zurückgefunden hat. Wie weit ihm der Begriff „Heiden" ist, geht aus einer Predigt[2]) vom 2. Sonntag nach Trinitatis über das Gleichnis vom großen Abendmahl hervor, in der es heißt: „Die an den Zäunen u. s. w. — das sind wir Heiden". Und auch in dem viel citierten 117. Psalm ist der Sinn kein anderer. „Wenn es im Psalm heißt: Lobet den Herren alle Heiden, so werden damit wir Heiden versichert und gewiß, daß wir auch zu Gott und in den Himmel gehören und nicht verdammt sein sollen, ob wir gleich nicht Abrahams leiblich Blut und Fleisch sind; wie die Jüden sich rühmen, als wären sie allein Abrahams Kinder und Erben des Himmels um der leiblichen Geburt willen, von Abraham und den heiligen Erzvätern, Königen und Propheten." „So alle Heiden sollen Gott loben, so muß das zuvor da sein, daß er ihr Gott sei worden. Soll er ihr Gott sein, so müssen sie ihn kennen und an ihn glauben und alle Abgötterei fahren lassen, sintemal man Gott nicht loben kann mit abgöttischem Munde oder mit ungläubigem Herzen. Sollen sie glauben, so müssen sie sein Werk zuvor hören und dadurch den heiligen Geist kriegen, der ihr Herz durch den Glauben reiniget und erleuchtet.

---

[1]) **Großer Katechismus.**
[2]) **Kirchenpostille.**

Sollen sie sein Wort hören, so müssen Prediger zu ihnen gesandt werden, die ihnen Gottes Wort verkündigen."

Das klingt zwar ganz wie ein klares Missionswort. Aber ich stimme Warneck völlig bei, wenn er sagt[1]): „Hierbei hat Luther nur τὰ ἔθνη im Sinn, im Gegensatz zu dem alttestamentlichen Bundesvolk, also die christlichen Völker, welche aus den Heiden stammen. Diesen und keinen anderen Sinn hat das Wort auch, wenn es in dem als Missionslied so viel gebrauchten: „Es woll' uns Gott gnädig sein" heißt:

„Und Jesus Christus Heil und Stärk
bekannt den Heiden werden
und sie zu Gott bekehren.
So danken Gott und loben dich
die Heiden überalle."

Daher sieht denn Luther die Missionshinweise in dem Gleichnis vom guten Hirten als erfüllt an, die „anderen Schafe" sind ihm eben die Christen aus den Heiden. „Viele[2]) sagen, daß dies noch nicht geschehen sei; aber ich sage nein, es ist schon geschehen. Die Jüden sind die ersten Schafe, denen hat Christus selbst erstlichen geprediget; denn der Jüden Name war dazumal so heilig wie jetzt der Christen. Die Heiden aber waren die fremden Schafe; und das sind wir. Dieselbigen hat Christus zusammenbracht in einen Schafstall, das ist, in eine christliche Gemeinde, durch seine Apostel und Prediger über die ganze Welt, welcher Amt noch immerzu gehet und seinen Lauf noch nicht gar verendet hat."

Auch bei Auslegung des Evangeliums vom zweiten Advent[3]) stützt er sich auf den citierten Ausspruch des Herren, eben in seiner Auffassung. „Dies Geschlecht nennt er die Jüden, und zwinget hier dieser Spruch klärlich, daß nicht wahr sei die gemeine Rede, daß die Jüden sollen alle Christen werden, und führen den Spruch dazu Joh. 10, 16: Es wird ein Hirte und ein Schafstall werden; welcher ist erfüllet, nicht, da die Jüden zu den Heiden, sondern da die Heiden zu den Jüden traten und Christen worden zu der Apostel Zeit; wie es auch St. Augustinus vielmal ausleget, auch die Worte Christi selbst geben, da er sagt Joh. 10, 16: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Hier siehest du klärlich, daß er redet von den Heiden, die zu dem jüdischen Schafstall kommen sind, darum ist der Spruch längst erfüllet."

In besonders kräftigen Zügen ist Luthers Standpunkt entwickelt in einer anderen Predigt des Sonntags Misericordias Domini[4]). „Es haben auch etliche diesen Spruch (ich habe noch andere Schafe u. s. w.) dahin gedeutet, daß es müsse erfüllet werden bald vor dem jüngsten Tage, wenn der Endchrist werde kommen und Elias und Enoch. Das ist nicht wahr, und hat's eigentlich der Teufel zugerichtet, daß man gläubt, die ganze Welt werde Christen werden. Der Teufel hat's darum gethan, daß er die rechtschaffene Lehre verdunkelte, daß man sie nimmer recht verstünde. Darum hüte dich dafür, dieser Spruch ist wahr worden und erfüllet bald darnach,

---

[1]) A. a. O.
[2]) Kirchenpostille, zweite Predigt am Sonntag Misericordias Domini.
[3]) Kirchenpostille.
[4]) Kirchenpostille.

da Christus gen Himmel ist gefahren und gehet noch immer im Schwange. Da das Evangelium anging, ward es den Jüden geprediget; dies Volk war der Schafstall. So sagt er nun hier: Ich habe noch andere Schafe u. s. w. Da saget er, daß den Heiden auch soll das Evangelium gepprediget werden, daß sie auch an Christum gläuben, daß also aus Jüden und Heiden eine christliche Gemeinde werde; das hat er darnach durch die Apostel gethan, die den Heiden predigten und bekehrten sie zu dem Glauben. Also ist nun alles eine Kirche oder Gemeinde, ein Glaube, eine Hoffnung, eine Liebe, eine Taufe und dergl. Das währet noch heut zu Tage immerdar, bis auf den jüngsten Tag. Darum müßt ihr es nicht also verstehen, daß die ganze Welt und alle Menschen werden gläuben; denn wir müssen immer das heilige Kreuz haben, daß ihr das mehrere Teil sind, die die Christen verfolgen; so muß man auch immer das Evangelium predigen, daß man immer etliche herzubringe, daß sie Christen werden; denn das Reich Christi steht im Werden, nicht Geschehen."

Ich glaube, nicht zuviel zu behaupten, wenn ich, weiter fortschreitend, sage: Zwar ist Luther, wie nachgewiesen, im wesentlichen der Gang der Christianisierung abgeschlossen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

Gewiß ist ihm das nächstliegende Objekt der Predigt die dem Evangelium entfremdete päpstliche Kirche einerseits, sowie andererseits er selbst und die evangelische Gemeinde, wie er letzteren Gedanken in seiner drastischen Weise ausspricht in einer Predigt vom Sonntag Septuagesimä[1]): „Darum ist auch wohl not, daß man dies Evangelium zu unseren Zeiten denen predige, die jetzt das Evangelium wissen, mir und meines Gleichen, die alle Welt lehren und meistern können und achten dafür, wir seien die nächsten und haben Gottes Geist rein aufgefressen mit Federn und Beinen". Beides, die päpstliche und die evangelische Gemeinde, erscheint vereint als Objekt der Predigt, wenn Luther sich in einer Predigt vom Sonntag Quasimodogeniti[2]) dahin äußert: „Darum sende ich euch in die Welt, wie mich mein Vater gesandt hat, das ist, daß ein jeglicher Christ seinen Nächsten soll unterweisen und lehren, daß er auch zu Christo komme".

Indessen hat Luther über dem Nächstliegenden das Fernerliegende nicht vergessen. Und es fehlt nicht an Gelegenheiten, bei denen der Universalismus des Christentums, das heißt, der Missionsgedanke zum Durchbruch kommt.

Den Einwurf: „Ja[3]), sprichst du, ich wollte gern gläuben, wenn ich wäre wie St. Petrus, Paulus und andere, die fromm und heilig sind; ich aber bin zu gar ein großer Sünder; und wer weiß, ob ich dazu erwählet bin?" — weist er zurück mit folgender schönen Antwort, die hinausdeutet auf das große Arbeits- und Erntefeld der Mission: „Antwort: Siehe doch die Worte an, wie und von wem er redet. Also hat Gott die Welt geliebet; item, auf daß alle, die an ihn gläuben. Nun heißet die Welt nicht allein St. Petrus, Paulus; sondern das ganze menschliche Geschlecht, alles mit einander, und wird hier keiner ausgeschlossen: für alle ist Gottes Sohn

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Kirchenpostille.
[3]) Kirchenpostille, zweite Predigt am zweiten Pfingsttag.

gegeben, alle sollen sie gläuben und alle, die da gläuben, sollen nicht verloren werden".

Die Freudigkeit in der Arbeit darf sich nicht hindern und lähmen lassen durch Mißerfolge bei denen, die das Evangelium nicht hören und annehmen wollen. Da muß man sich eben einfach an des Herren Befehl halten und sich sein getrösten. „Da[1]) siehest du, daß das Evangelium eine solche Predigt ist, das da verkündiget Buße und Vergebung der Sünde; und daß es nicht soll in einem Winkel geprediget werden, sondern vor jedermann im Haufen, man fasse es oder fasse es nicht; denn es gehet weiter, daß man es höret, auf daß es Frucht schaffe. Darum soll man sich nicht daran ärgern, wenn es wenig fassen, und nicht sagen, es sei verloren; sondern sich daran genügen lassen, daß es Christus befohlen und geheißen hat zu predigen in der ganzen Welt, wer es fasset, der fasset es."

In einer dritten Predigt am Himmelfahrtstage[2]) scheint Luther ebenfalls einen Anlauf zu nehmen, um die Konsequenz des Missionsbefehles an die Welt aus dem gegebenen Texte zu ziehen. Man freut sich ordentlich, wenn man im Eingang dieser Predigt liest: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen. Wer da gläubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht gläubet, der wird verdammet werden. Das sind Worte der Majestät, welche billig eine Majestät heißet, daß er diesen armen Bettlern befiehlet auszugehen und diese neue Predigt zu verkündigen, nicht in einer Stadt oder Land; sondern in alle Welt, Fürstentum und Königreich: und das Maul frei und getrost aufthun vor allen Kreaturen, daß alles, was menschlichen Geschlechts ist, diese Predigt höre. Das heißt ja, wahrlich, den Arm weit ausgereckt und um sich gegriffen und einen großen Haufen auf sich geladen; und ist so ein starker, gewaltiger Befehl, daß desgleichen nie kein Gebot in der Welt ist ausgegangen. Denn eines jeden Königes oder Kaisers, Fürsten oder Herren Gebot gehet nicht weiter denn über sein Land und Leute und Unterthanen wie eines Hausvaters über sein Hausgesind; aber dieser Befehl gehet über alle Könige, Fürsten, Land und Leute, Große und Kleine, Junge und Alte; Gelehrte, Weise, Heilige u. s. w. unterwinden sich mit diesem einen Wort aller Herrschaft, Gewalt, darzu aller Weisheit, Heiligkeit, Hoheit und Regiments, so auf Erden ist, als dem es alles soll unterworfen sein. Was sollte hierzu die ganze Welt anders denken und sagen: Wie, unterstehet sich der Mann allein mit seinen eilfen armen Bettlern der Gewalt über Mosen und alle Propheten, ja über alle Menschen: denn Mose selbst ward nicht mehr denn zu Pharao und seinem Volk gesandt. Was ist dieser einige Mensch gegen die ganze Welt mehr oder besser, denn etwa ein Bauernknecht in einem Dorf? Nun muß es nicht ein schlechter Herr sein, der sich der Macht unterstehet und Boten ausschicket nicht zu einem oder mehr Herren oder Königen, sondern zu allen in der weiten Welt; und solches also, als habe er volle Macht und Gewalt über sie als über seine Unterthanen: und giebt ihnen solchen Befehl, daß sie vor niemand sich scheuen, noch entsetzen sollen, wie groß, gewaltig er ist, sondern frei hingehen,

---

[1]) Kirchenpostille, Predigt am dritten Osterfeiertag.
[2]) Kirchenpostille.

immer fort und fort, soweit die Welt ist, und predigen, als werde man sie wohl müssen hören und niemand ihnen solle können wehren".

Gewiß eine Textesauslegung, wie wir sie packender, treffender in keiner neueren Missionspredigt gehört noch gelesen! Nur schade, kurz nachher restringiert Luther das Gesagte wieder auf die Zeit der apostolischen Thätigkeit! Der weitgreifende Befehl ist bereits erfüllt. „Also heißet nun dieser Befehl: Gehet hin und prediget das Evangelium allen Kreaturen. Hiermit siehet er sehr weit um sich. Denn er will seine Predigt in keinen Winkel gesteckt noch derselben Scheu gehabt haben oder heimlich und meuchlings damit schleichen; sondern also öffentlich gemacht, daß es die liebe Sonne am Himmel, ja alles Holz und Steine möchten hören, wo sie Ohren hätten. Wie denn solches auch geschehen ist, obwohl die Welt so viel hundert Jahr sich dawider gesetzet hat; doch hat es dagegen fortgedrungen, daß desgleichen Gewalt und Kraft wie keine in der Welt gewesen, die soweit gangen und regieret hätte."

Also der Ansatz ist da, aber die Durchführung des Gedankens fehlt. Das Missionsprinzip, der Missionsbefehl, der Herr der Mission, seine Gewalt und Autorität — alles ist da. Aber Luthers Blick schaut in die Vergangenheit zurück, und er vermag es nicht, aus der Vergangenheit die Konsequenz zu ziehen, die sie für die Zukunft des Christentums, die fortschreitende Christianisierung der Welt, an die Hand giebt.

Noch deutlicher tritt uns das entgegen in der zweiten Predigt am Himmelfahrtsfest[1]) [ihren Ausführungen sind ganz analog die in der Predigt über die Epistel des ersten Weihnachtsfeiertages[2])]. In beiden heißt es, ganz im Fahrwasser des Missionsgedankens: „Allhie begiebt sich eine Frage über den Spruch: Gehet hin in alle Welt, wie dieser Spruch zu verstehen ist und zu halten, sintemal die Apostel ja nicht in alle Welt kommen sind? Denn es ist kein Apostel her zu uns kommen; auch sind viel Insulen erfunden worden, noch zu unseren Zeiten, die da Heiden sind, und niemand hat ihnen gepredigt; und die Schrift saget doch: Ihre Stimme ist in der ganzen Welt ausgegangen. Röm. 10, 18. Antwort: Ihre Predigt ist in alle Welt ausgangen, wiewohl sie in alle Welt noch nicht ist kommen. Dieser Ausgang ist angefangen und ausgangen; wiewohl er noch nicht vollbracht und ausgerichtet ist, sondern wird je weiter und ferner ausgeprediget bis an den jüngsten Tag. Wenn diese Predigt in aller Welt gepredigет und gehöret wird und verkündiget, alsdann ist die Botschaft vollbracht und allenthalben ausgerichtet; dann wird auch zutreffen der jüngste Tag. Es ist eben um diese Botschaft der Predigt, als wenn man einen Stein ins Wasser wirft, der machet Bülgen und Kreise oder Striemen um sich, und die Bülgen walchen sich immer fort und fort, eine treibet die andere, bis daß sie an das Ufer kommen. Wiewohl es mitten inne stille wird, noch ruhen die Bülgen nicht, sondern fahren für sich. Also gehet es auch mit der Predigt zu; sie ist durch die Apostel angefangen, und gehet immerdar fort und wird durch die Prediger weiter getrieben, hin und her in die Welt verjagt und verfolget, wird doch immer weiter denen, die sie zuvor nicht gehöret haben, kund gemachet, wiewohl sie mitten unter dem

---

[1]) Kirchenpostille.
[2]) Kirchenpostille.

Wege ausgelöschet und für Ketzerei verdammet wird; oder, wie man spricht, wenn einer eine Botschaft lässet ausgehen, die Botschaft ist ausgangen, wiewohl sie noch nicht in den vorgenommenen Ort oder bestimmte Stelle kommen ist, sondern noch unter Wegen gehet. Als wenn man spricht: Des Kaisers Botschaft ist ausgangen gen Nürnberg oder zum Türken, wiewohl sie noch nicht dahin kommen ist. Also ist es auch zu verstehen mit der Predigt der Apostel".

Warneck[1]) hat den Eindruck treffend gekennzeichnet, den diese Ausführungen Luthers auf den Leser machen. Es hätte hier nahe gelegen, und man erwartet es beständig, daß Luther sagen würde: wir müssen die von den Aposteln angefangene Predigt auch unter den Heiden (Nichtchristen) fortsetzen; aber er macht keine Andeutung, aus der man schließen könnte, daß er eine direkte Heidenmissionsthätigkeit für geboten halte.

Wir müssen uns eben auf den oben aufgestellten Satz beschränken: Luther hat den Gang der Christianisierung im wesentlichen in der seitherigen Missionsgeschichte abgeschlossen gesehen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

Ich muß noch einmal weiter zurückgreifen. Ich habe im Eingang gesagt: Luther hat einen offenen Blick wie selten einer gehabt für die Armut, das Verlorensein der sündigen Seele und für die Universalität der göttlichen Gnade in Jesu Christo.

Ich fahre von dieser unanfechtbaren Position aus weiter fort und sage: Hat Luther auch nicht klar und voll die zur Missionsthätigkeit führenden Konsequenzen dieser beiden grundlegenden Gedanken gezogen, so hat er doch in ihnen ihr Fundament gelegt und ihre Lineamente gezogen. Die Zeit der evangelischen Mission war noch nicht erfüllt. Luthers Sache war es nach Gottes Bestimmung, den Quell des ewigen Lebenswassers frei zu legen. Das Wasser in Kanäle zu fassen und hinauszuleiten auf das dürre Ackerfeld der Heidenwelt, war einem späteren Geschlecht und einer späteren Zeit vorbehalten.

In wie vielen Fällen hat Christus, der Herr, ähnlich das Samenkorn in die Erde gelegt und es seinem himmlischen Vater überlassen, die Stunde des Aufgehens zu bestimmen! In wie vielen Fällen hat er seine ewigen Gedanken in die Herzen hineingelegt und der Zeit ihre zeitgemäße Ausbildung, ihre praktische Ausführung weislich anheimgegeben! Und sein großer Apostel Paulus! In seinem Evangelium der Freiheit eines Christenmenschen ist doch ausgesprochen im Prinzip, was Gestalt und Wesen erst viel später geworden: die Sklavenemanzipation, die Würde, der Adel des Weibes und damit die sittliche Hoheit der Ehe! Wer will sagen, daß ein Paulus alle diesem fern stehe, kein Verdienst darum habe, weil er diese christlich-freiheitlichen Gedanken nicht in praxi ausgeführt?

Omne simile claudicat! Und doch glaube ich berechtigt zu sein, aus der Parallele zwischen Paulus und Luther die Folgerung ziehen zu dürfen: Ist die Missionsthätigkeit erst später in der evangelischen Kirche hervorgetreten — das Grundprinzip des Christentums und der Mission und damit die Möglichkeit einer Missionsthätigkeit hat doch erst Luther wieder in seiner ganzen Klarheit, Weite und Tiefe dargestellt. Und dies Grund-

[1]) A. a. O.

prinzip heißt: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

Warum Luther nicht die letzten Konsequenzen aus dem Grundprinzip der Mission gezogen?

Darüber sei mir nur ein kurzes Wort gestattet!

Ich kann dabei nur hinweisen auf die vortrefflichen, präzisen Ausführungen Warnecks [1]) mit denen sich die nachfolgenden, hier nicht zu übergehenden Punkte decken. Ich darf mich in einzelnen ganz kurz fassen und mich auf die Aufzählung der einzelnen Gründe beschränken, da Warneck meines Erachtens alles auf die letzte Frage Bezügliche gesagt hat, was gesagt werden kann.

Es ist zunächst zu erinnern, daß für die Reformatoren der Kampf gegen das Heidentum, welches sich in die christliche Kirche eingeschlichen, das erste und nächstliegende sein mußte.

Es ist zum andern zu denken an das Ringen der evangelischen Kirche um die eigene Existenz gegenüber der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt.

Es handelte sich weiter um die Konsolidierung der evangelischen Kirche in Lehre und Verfassung.

Die wichtigsten Gesichtspunkte sind bei Warneck ausführlicher behandelt. Einmal Luthers eschatologische Gedanken. „Ihm war der jüngste Tag vor der Thür; daher erwartete er auch gar keine weitere Ausbreitung der christlichen Kirche unter nichtchristlichen Völkern. Nach seiner eschatologischen Auffassung waren die damals in die christliche Kirche eingegangenen heidnischen Völker im großen und ganzen das abgeschlossene Resultat der nun beendigten Missionsarbeit."

Sodann das andere: „Den protestantischen Kirchen, zumal Deutschlands, fehlte jede unmittelbare Berührung mit heidnischen Völkern. Wenn die römische Kirche damals eine nicht unbedeutende Heidenmission trieb, so kam das wesentlich daher, daß ihr zu verschiedenen Heidenländern eine offene Thür gegeben war. Es waren ausschließlich katholische Staaten, Portugal und Spanien, welche damals die Herrschaft zur See inne hatten, die neue Entdeckungen machten und den großen überseeischen Länderbesitz sich aneigneten. Dadurch war der Kirche Roms die Heidenwelt gleichsam vor die Thür gelegt und das erweckte in ihr den Missionstrieb. Wenn sich später der Jesuitenorden gleichfalls mit großem Eifer der Heidenmission widmete, so hat das seinen Grund wieder nicht bloß darin, daß man die durch die Reformation in Europa erlittenen Verluste durch neue Eroberungen jenseits der Oceane ausgleichen wollte, sondern weil die Stifter des Ordens Spanier waren und sich ihnen als solchen schon eine überseeische Wirksamkeit nahe legte .... Um ein wirklich das Reich Gottes ausbreitendes Missionsleben zu erzeugen, müssen zwei Faktoren zusammenwirken: geistliches Leben und weltgeschichtliche Wegbahnungen und Thüröffnungen. Die letzteren fehlten dem Protestantismus des Reformationszeitalters ... Für die protestantische Mission war eben die Zeit noch nicht erfüllet".

Ich fasse die Leitsätze der vorstehenden Arbeit zum Schlusse noch einmal kurz zusammen:

---

[1]) A. a. O.

I.

Luther erkennt die Armut und das Verlorensein der Welt ohne Christus.

II.

Luther kennt die Universalität der göttlichen Gnade, die will, daß allen Menschen geholfen werde.

III.

Luther sieht diese Hilfe geleistet in der bereits abgelaufenen Missionsgeschichte.

IV.

Zwar ist ihm im wesentlichen der Gang der Christianisierung bereits abgeschlossen. Doch blickt hie und da der Gedanke durch, daß das Evangelium noch weiter laufen müsse.

V.

Hat Luther auch nicht klar und voll die praktischen Konsequenzen des Missionsgedankens gezogen, so sind doch die Lineamente desselben bei ihm da (Vergl. These 1. 2. 3). Ähnlich Christus; er stellt seine großen Grundgedanken hin und überläßt der erfüllten Zeit ihre zeitgemäße Ausführung. Ähnlich auch Paulus mit seinen Prinzipien der Sklaven- und Frauenemanzipation.

VI.

Daß Luther die praktischen Konsequenzen des Missionsgedankens noch nicht gezogen hat, hat seinen Grund außer in anderen Ursachen (Kampf gegen das Heidentum in der päpstlichen Kirche, Ringen um die eigne Existenz, Aufbau in Lehre und Verfassung) wesentlich in Luthers Eschatologie und in den mangelnden Beziehungen des deutschen Protestantismus zu den überseeischen Ländern.

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt

von Thekla Scipio in Arolsen.

XV.

93. Besonders bemerkenswert ist es, daß diese Einschärfung der christlichen Pflichten der Staatsregierung gegenüber zwischen die Ermahnungen zur Liebe gestellt ist (12. 9 ff.; 13. 8 ff.). Die negative Seite der Liebe ist in den Worten enthalten: „Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung“ (13. 10). Eine andere Regel ist: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (12. 21). Dieser Satz ist der vollendetste Ausdruck der christlichen Liebe. Sowohl das Böse wie das Gute ist in dem Sinne

der göttlichen Gerechtigkeit gemeint; unser eigenes Gefühl könnte sich irren, und die Welt hat ihrer Natur nach einen andern Standpunkt als den christlichen; aber auch dieser ist nicht imstande, sich sittlich selbst zu bestimmen, sondern bedarf immer von neuem der Reinigung durch den geoffenbarten Willen Gottes. Überall begegnen wir dem Bösen, in unserem Herzen, in unserer Familie, im gesellschaftlichen Leben, in Kirche und Staat. Wenn Gottes Liebe in uns lebendig sein soll, müssen wir uns zuerst von jedem bösen Einfluß befreien; unser Charakter muß vor Gott rein und vor den Menschen unsträflich sein. Nur dann können wir das Böse um uns herum mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen. Es werden oft schwere Fehler gemacht, indem man das Böse ans Licht zu ziehen sucht oder kraftlose Versuche macht, es zu entfernen und zu zerstören. Der Erfolg ist nur zu oft, daß das eine Übel andere hervorbringt, und oft wirkt das von der Oberfläche verschwundene um so verderblicher unter derselben. Die Regel des Apostels trifft den Nagel auf den Kopf und wird niemals versagen: „Überwinde das Böse mit Gutem". Wie das in jedem besonderen Falle geschehen muß, das wird die christliche Liebe schon selbst finden, ohne andere zu Rate zu ziehen. Wir müssen manche von den anderen vorzüglichen Aussprüchen übergehen, wie den: „Die Liebe sei nicht falsch" (12. 9), „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor" (10), „Nehmet euch der heiligen Notdurft an", „Herberget gerne" (13), „Habt einerlei Sinn unter einander (16), „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den niedrigen" (16), welcher letztere Satz mehr beachtet werden sollte, wenn es gilt, große Pläne auszuführen. „Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden" (18), „Laßt uns ehrbarlich wandeln als am Tage . . . . . nicht in Hader und Neid" (13. 13). Jeder dieser Sätze und viele andere auch könnten — und nicht nur bei chinesischen Christen — der Text zu einer sehr nützlichen Predigt werden.

94. „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, und verwirret die Gewissen nicht" (14. 1). Schwachheit im Glauben heißt Abhängigkeit von äußeren Dingen, es ist die Furcht, daß man durch Nichtbeobachtung der Gebräuche oder Ceremonien dem eigenen Seelenheil schaden könne. Christus, und nur er! Das ist immer der Stein des Anstoßes gewesen, nicht nur bei den Juden, sondern auch bei den Christen, in all den verschiedenen Kirchen von der apostolischen Zeit an bis auf den heutigen Tag. Jede Kirche, ja fast jeder einzelne Christ ist versucht, der Gnade Gottes etwas Menschliches beizufügen. Alle Streitigkeiten und Entzweiungen, alle Bitterkeit und Verfolgungen, die wir in der Kirchengeschichte verzeichnet finden, sind nicht durch Meinungsverschiedenheiten über göttliche Gaben entstanden, obgleich auch diese nur zu oft mißverstanden wurden, sondern durch menschliche Zusätze; sie mögen nun in Worten (Dogmen und Glaubensbekenntnissen) oder in Handlungen (Gebräuchen und Ceremonien) irgend welcher Art bestehen.

Der Apostel erwähnt in diesem Kapitel Fleischessen und Weintrinken und das Einhalten gewisser Tage. Seine goldene Regel liegt in den wenigen Worten: „Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn" (14. 8). Das ist das große Vorrecht jedes Christen: Ich bin des Herrn. „Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem

Herrn" (4). Gott hat Freude an der Verschiedenheit der Menschen; und jeder Versuch, sie unter eine Form zu bringen, zeugt von verderblicher Kurzsichtigkeit, die sowohl dem natürlichen Gesetz wie dem offenbaren Willen Gottes zuwider handelt. Sind wir gesund in unserem christlichen Glauben, so können wir auch die verschiedenen Formen vertragen. Das christliche Leben mag unter verschiedenen Völkern auch verschiedene Formen zeigen; wie der Unterschied zwischen Juden und Griechen in der christlichen Kirche blieb, so wird auch ein Unterschied bleiben zwischen den aus dem Westen gekommenen und den chinesischen Christen in den Gemeinden in China. Es ist auch nicht die Absicht Gottes, daß die chinesischen Christen Kopieen der westlichen Christen werden sollen. Wenn sie sich Christus nur ganz hingeben, können wir zufrieden sein.

Wir dürfen den kurzen Satz nicht übersehen: „Verwirret die Gewissen nicht". Das geschieht aber, wenn bei Disputationen die eine Partei glaubt, sie sei allein im Recht und jeder andre im Unrecht. Wir wissen aus den Briefen an die Korinther, daß Paulus weit entfernt ist, jeden nach seinem Gefallen thun zu lassen. Wir müssen streng auf die Moral und gutes christliches Leben sehen, aber wir müssen duldsam und nachsichtig verschiedenen Meinungen und Gebräuchen gegenüber sein. Ein freundlicher Austausch von Ansichten ist natürlich nicht ausgeschlossen, kann sogar von Vorteil sein. Andrerseits erregen Disputationen oft böse Gefühle und gefährden die christliche Bruderliebe. „Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott" (14. 22). „Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde" (14. 23).

95. „Es stelle sich aber ein jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung. Denn auch Christus nicht an sich selber Gefallen hatte" (15. 2—3). Dies ist eine Ergänzung zu dem in §. 14 Gesagten. Der wichtigste Punkt ist, daß wir als Christen „nicht Gefallen an uns selber haben" sollen (15. 1). Wo das geschieht, wird das Gefallen an uns selbst unsere Richtschnur, und Selbstsucht unser Prinzip; die Folge davon ist, daß wir die Gefühle unserer Mitchristen und besonders die unserer Mitarbeiter gering achten. Manche redliche Arbeit wird zerstört, gemeinsames Wirken und Einigkeit unmöglich gemacht, wenn die Leute, die an der Spitze stehen, diese Regel ignorieren und, indem sie sich selbst gefallen, anderen mißfallen. Andrerseits sollen wir nicht lediglich danach streben, unserm Nächsten zu gefallen, was ebenso schlimm und vielleicht noch schlimmer als Selbstsucht sein würde, sondern „daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung". Das entspricht genau dem „nicht als wollten wir den Menschen gefallen, sondern Gott" (1. Thes. 2. 4, siehe §. 29).

Zur Besserung, zur Erbauung sollen wir gefallen, damit das göttliche Leben und in demselben Maße die christliche Tugend zunehme. Niemals dürfen wir natürlichen Neigungen folgen, weder unsern eigenen, noch denen anderer Leute, denn dadurch wird die Sünde genährt und unser Verkehr mit Gott gehindert und gefährdet. Im Sinne der Moral und der christlichen Liebe Gutes thun, das ist Gott und den Menschen wohlgefällig, und wenn vielleicht nicht allen Menschen, so doch sicherlich den geistlich gesinnten unter den Nachfolgern Christi. Auch die Schlußermahnung des Apostels hat denselben Inhalt: „Ich ermahne aber euch, liebe Brüder, daß ihr aufsehet auf die, die da Zertrennung anrichten neben der Lehre, die ihr gelernet

habt, und weichet von denselben. Denn solche dienen nicht dem Herrn Jesu Christo, sondern ihrem Bauche; und durch süße Worte und prächtige Reden (also gefällige Worte) verführen sie die unschuldigen Herzen" (16, 17—18). „Ich will aber, daß ihr weise seid aufs Gute" (19).

96. Der Weg des Apostels von Ephesus nach Rom über Macedonien und Jerusalem scheint eigentümlich gewählt, war aber durch die Geldkollekte für die armen Christen in Judäa begründet .....

97. Die Juden in Jerusalem erregten das Volk und hätten Paulus beinahe getötet (Apostelgesch. 21. 27 ff.). Die römischen Soldaten kamen ihm zu Hilfe. Die Juden waren Anbeter Gottes, die Römer Götzendiener, und doch mußte Gott sich der letzteren bedienen, um die ersteren an böser That zu verhindern. So lange die Bekenner der wahren Religion nicht gemäß derselben leben, so lange Fälle vorkommen, die beweisen, daß sie die göttlichen Gesetze der Liebe verleugnen und ihre fleischliche Natur im Fanatismus zeigen, so lange wird Gott auch noch den Arm der weltlichen Macht, ja vielleicht sogar die Hilfe der Ungläubigen brauchen, um seinen Willen auszuführen. Es war nicht die Absicht der Römer, bei der Ausbreitung des Christentums zu helfen oder einem Apostel Christi gegen seine jüdischen Feinde beizustehen. Sie gewahrten einen Aufruhr und thaten ihre Pflicht, indem sie sofort wieder Ordnung herstellten. Das Lynchgesetz ist kein Gesetz, sondern nur eine von Wilden ausgeübte Brutalität. Die Regierung, die es in zivilisierten Ländern duldet, muß moralisch verderbt sein, mag sie sonst auch alle möglichen Vorzüge besitzen. Eine starke Regierung muß auf geordnetes Verfahren nach dem Gesetze bestehen; wenn sie das nach besten Kräften thut, dann ist sie eine Dienerin Gottes zum Guten (§. 92). Durch die Erfüllung ihrer Pflicht halfen die römischen Soldaten dem Apostel, seinen Plan auszuführen und das Evangelium in Rom zu predigen. Paulus fand jedoch, ehe er Jerusalem verließ, Gelegenheit, den Einwohnern dort Christus zu predigen (Apostelgesch. 22). Er konnte von Christus zeugen vor Felix, dem römischen Statthalter in Cäsarea (Apostelgesch. 24), und dann vor Festus und dem Könige Agrippa (26). Nach dem Bescheid des Festus, daß er in Jerusalem verhört werden sollte, was gewissen Tod bedeutete, appellierte Paulus an den Kaiser (25. 11). Diese Berufung auf einen Heiden zeigt, wie absolut hoffnungslos es war, von jüdischen Behörden ein gerechtes Urteil über irgend etwas, das christlich hieß, zu erwarten. Sie waren für unfähig erklärt und durften nichts mehr mit dem Werk Gottes unter den Menschen zu thun haben. Diese Berufung gab auch den endgültigen Ausschlag für seine Reise nach Italien.

98. Paulus wurde zu keinem andern Zweck von dem römischen Statthalter an den Kaiser nach Rom gesandt, als um dort den kaiserlichen Hof mit dem Evangelium bekannt zu machen. Der Statthalter hatte sich überzeugt, daß wirklich nichts gegen den Apostel vorzubringen war, nur „etliche Fragen von ihrem Aberglauben und von einem verstorbenen Jesu, von welchem Paulus sagte, er lebe" (Apostelgesch. 25. 19). Es konnte also von Paulus nur erwartet werden, daß er diesen seinen religiösen Glauben vor dem römischen Kaiser erklärte. Als Paulus den Plan faßte, Rom zu besuchen, dachte er nicht daran, vor dem mächtigen Kaiser zu erscheinen; das war das persönliche Eingreifen Gottes. Keiner von den Aposteln träumte auch nur von einer Mission unter den höheren Klassen; wo sie mit

den gelehrten und herrschenden Ständen in Berührung kamen, wurden sie mißhandelt und ihr Evangelium verworfen. Paulus unternahm niemals für ihn zu hohe Dinge — was gewöhnlich einen Mißerfolg mit sich bringt — aber, indem er demütig und gewissenhaft des Herrn Werk that, führte ihn der Herr auf wunderbarem Wege, durch eine Verkettung natürlicher Umstände zur Vollendung dessen, was selbst dem enthusiastischsten Christen jener Zeit unmöglich scheinen mußte. Alle ihre Bemühungen, den oberen Klassen unter den Juden, Griechen und Römern das Evangelium in einer ihnen angenehmen Weise zu bringen, würden damals und dort ebenso erfolglos gewesen sein, wie es heute in China ist. Es war jemand von dem starken Charakter des Paulus nötig; aber auch er hätte bei den Machthabenden nichts Gutes ausrichten können, wenn ihm nicht eine Gelegenheit geboten wäre, vor ihnen zu erscheinen. Der Herr hätte andere Umstände wählen und Paulus als einen freien Mann nach Rom senden können; es wäre das vielleicht nach unserer Ansicht günstiger gewesen, und er hätte seinen Herrn in einer würdigeren Art vertreten, als er es als Gefangener thun konnte. Viele von denen, die die Missionsarbeit unter den höheren Klassen empfehlen, würden sich gewiß fern davon halten, wenn sie ihre weisen Pläne selbst jahrelang in Ketten ausführen sollten. Hochfliegende Pläne sind sehr schön, wenn sie ihren Urhebern viel Ehre, wenig Arbeit und keine Gefahr bringen. Über Paulus, den Gefangenen, sollte vor Gericht verhandelt werden; seine Richter mußten seinen Fall prüfen und ihn überlegen und brauchten lange Zeit dazu. Ihr Interesse war bis zu einem gewissen Grade erregt, wie wir von Felix (24. 24), von Festus (25. 14) und dem kaiserlichen Hause wissen (Phil. 4. 22).

99. Die Behandlung, die Paulus als Gefangener erfuhr, war nicht schlecht. Felix „befahl aber dem Unterhauptmann, Paulus zu behalten, und lassen Ruhe haben, und niemand von den Seinen wehren, ihm zu dienen, oder zu ihm zu kommen (24. 23)".

Auf diese Weise fand Paulus eine Art Vergeltung für die Kollekte, welche er für die Christen in Judäa gesammelt hatte. Der Centurio Julius, dem Paulus während seiner Reise nach Italien übergeben war, „hielt sich freundlich gegen Paulus, erlaubte ihm, zu seinen guten Freunden zu gehen und seiner zu pflegen" (27. 3). Er war nicht wie die andern Gefangenen, die hinter verschlossenen Thüren saßen, und wenn sie unter den Soldaten und Matrosen erscheinen durften, sich schweigend verhalten mußten. Paulus ermahnte sie, in Gutfurt zu bleiben, „aber der Unterhauptmann glaubte dem Schiffherrn und dem Schiffmann mehr denn dem, das Paulus sagte" (27. 11). „Und da man lange nicht gegessen hatte, trat Paulus ins Mittel unter sie und sprach: Liebe Männer, man sollte mir gehorchet haben . . . . Denn diese Nacht ist bei mir gestanden der Engel Gottes, deß ich bin, und dem ich diene, und sprach: Fürchte dich nicht, Paulus, du mußt vor den Kaiser gestellet werden; und siehe, Gott hat dir geschenkt alle, die mit dir schiffen" (27. 21—24).

Später, „da die Schiffleute die Flucht suchten aus dem Schiff", sprach Paulus zu dem Unterhauptmann und zu den Kriegsknechten: „Wenn diese nicht im Schiff bleiben, so könnet ihr nicht beim Leben bleiben" (27. 30—31). „Da hieben die Kriegsknechte die Stricke ab von dem Kahn und ließen ihn fallen" (32). „Und da es anfing licht zu werden", „ermahnte sie Paulus alle, daß sie Speise nähmen" . . . . „euch zu laben" . . . . „Und da er

das gesagt, nahm er das Brot, dankte Gott vor ihnen allen, und brach es, und fing an zu essen. Da wurden sie alle gutes Muts, und nahmen auch Speise" (33. 35. 36). Paulus, der gefangne Reisende, beschämt manchen Christen und manchen Prediger, die unter den günstigsten Umständen reisen und doch nur zu oft die besten Gelegenheiten, sich als Diener Gottes zu beweisen, unbenutzt vorbeigehen lassen. Paulus hielt keine Predigten und verlangte von den Kriegsknechten und Matrosen nicht, daß sie sich an seinen Morgen- und Abendandachten beteiligten. Aber ehe er aß, „dankte er Gott", was uns an unsere Pflicht in dieser Beziehung erinnern sollte. Es waren 276 Personen an Bord, aber niemand verspottete den Apostel; und doch waren jene Leute nicht bekehrt, denn die Kriegsknechte würden Paulus und alle Gefangenen getötet haben, wenn ihnen der Hauptmann nicht gewehrt hätte (42—43). Paulus hatte jedenfalls einen tiefen Eindruck auf den Hauptmann gemacht, und da dieser das Leben des Apostels rettete, dürfen wir hoffen, daß durch Gottes Gnade auch seine Seele gerettet worden ist.

100. Der Bericht von dem dreimonatlichen Aufenthalt auf der Insel Malta ist sehr kurz, und nicht annähernd so wie unsere modernen Reiseberichte. Es wird nicht erwähnt, ob unter den Kriegsknechten, Matrosen und Mitgefangenen die apostolische Wirksamkeit fortgesetzt wurde, es wird von keiner Predigt vor den freundlich gesinnten Eingeborenen erzählt, von keiner bekehrten Seele, von keiner neu gegründeten Gemeinde berichtet. Wir hören nur von erwiesenen Freundlichkeiten, von Ehrenbezeugungen und Geschenken. Wir erfahren alle Einzelheiten über eine Otter, die Paulus keinen Schaden that, sondern verbrannt wurde, von der Heilung eines an Fieber und Ruhr kranken Mannes und von andern geheilten Krankheiten, aber nicht ein Wort über wertvolle Seelen. Sie segelten ab und es werden uns manche Einzelheiten über das Schiff mitgeteilt, aber nichts wird erwähnt, ob jemand von der Schiffsmannschaft bekehrt wurde. „Und da wir gen Syrakus kamen, blieben wir drei Tage da". Auch hier kein Wort von Predigten oder sonstige sentimentale Redensarten. „Und da wir umschifften, kamen wir gen Region, und nach einem Tage, da der Südwind sich erhob, kamen wir des andern Tages nach Puteoli". Obgleich sie in Puteoli Brüder fanden, wird doch nicht näher darauf eingegangen, welche Teile der heiligen Schrift sie zusammen lasen oder was für Gefühle und Gedanken sie austauschten. Wenn heute ein Missionar seinen Bericht in einem so trockenen Stil schriebe, würden viele fromme Leute denken, es mangele ihm an geistigem Leben, jedenfalls besitze er keinen Eifer für die Bekehrung des heidnischen Volkes und vergesse seiner Pflicht, Seelen zu retten. Jedenfalls sollte uns dies eine Warnung sein, daß wir, wo uns auch ein auffallender Unterschied zwischen apostolischer und moderner Art und Weise entgegentritt, niemals ein schroffes Urteil fällen sollen über eine Sprache, die sich nicht der herkömmlichen, von religiösen Leuten gebrauchten Phraseologie bedient. Der Apostel Paulus hatte den aufrichtigen Wunsch, Seelen zu retten. „Dieweil ich der Heiden Apostel bin, will ich mein Amt preisen; ob ich möchte die, so mein Fleisch sind, (die Juden) zu eifern reizen und ihrer etliche selig machen" (Röm. 11. 13—14). „Ich bin jedermann allerlei worden, auf daß ich allenthalben ja einige selig mache" (1. Kor. 9. 22). Dennoch sagt Paulus niemals, daß das Heil der Welt oder einer einzelnen Seele von seiner Predigt oder überhaupt von seiner Arbeit abhinge.

(Fortsetzung folgt.)

Japanisches.

XXVII. Der American Board über seine Mission in Japan.

Es war am 7. Oktober 1895, als etwa 30 Missionare der in Japan wirkenden presbyterianischen und reformierten Kirchen eine Erklärung an die amerikanisch-christliche Presse versandten mit einem vernichtenden Urteil über jenen, besonders in den Kreisen der amerikanischen Kongregationalisten sich vorfindenden Optimismus, der das japanische Christentum als ein unter günstigen Auspizien geborenes, in kräftiger, gesunder Jugend aufgewachsenes, in religiöser, moralischer, intellektueller, finanzieller und numerischer Hinsicht zu vollkommener Reife und Selbständigkeit gelangtes Gebilde darstellt, so daß die Japaner im teilweisen Verzicht auf die Mithilfe fremder Missionare Recht haben, um so mehr als ihre intellektuelle Inferiorität gegenüber dem Europäer schon heute fraglich sei. Der Angriff richtete sich ziemlich direkt gegen die Kongregationalisten, die mit ihrem Prinzip der Gemeindeautonomie und dem Mangel eines kräftigen, kirchenregimentlichen Centrums in den letzten Jahren in eine auf die Dauer unhaltbare Oppositionsstellung gegenüber den weitgehenden Selbständigkeitsansprüchen ihrer eingeborenen Theologen und Gemeinden gedrängt wurden. Die nicht ohne bittere Schärfe abgefaßte Botschaft enthält u. a. folgende bemerkenswerte Stellen:

Unter den ersten Bekehrten aller Kirchen waren prächtige, junge Menschen, erzogen und zum großen Teil erhalten durch Missionsschulen. Für ihre Tüchtigkeit in der Leitung ist es bezeichnend, daß diejenige kirchenregimentliche Form, die der Freiheit am meisten Spielraum läßt — die kongregationalistische — unter der Leitung jener am meisten gelitten hat. Die Geschichte des Christentums in Japan zeigt bei einigen dieser enthusiastischen und unreifen Leiter „Glauben, der Schiffbruch gelitten, und Schritte, die in die Irre geführt haben“. Unter den 30 Tausend evangelischen Christen sind zahlreiche, die gleichgültig geworden oder abgefallen, oder als „auf Reisen“, oder mit „Wohnung unbekannt“ registriert werden müssen, und andere sind, die in offenem Gegensatz zu den Ordnungen ihrer Kirche für diese eher ein Hemmschuh als eine Förderung bedeuten. „So muß die numerische Stärke der Kirche als aggressive Macht weit unter die gewöhnlich berechnete gesetzt werden“. Wohl ist es wahr, daß unter den Christen sich einige weit bekannte Namen befinden; die große Mehrzahl der Christen aber gehört den Mittelklassen an. Christliche Politiker und Redner nehmen es oft leicht mit dem Sabbatgebot, dem Bekenntnis, dem Gebet und neuestensselbst mit der Idee der Monogamie.

Die intellektuelle Bildung des japanischen Volkes ist neuern Datnms, die Volksschule kennt erst das moderne Japan; noch vor einigen Jahrzehuten gab es für das Volk unter der Stufe der Samurai so gut wie keine öffentliche Erziehung, und was die Gelehrten in Japan bis heute geleistet, zwingt niemanden zur Bewunderung. Christliche Prediger und Evangelisten zählen meist zur höheren Mittelklasse (Samurai) und weniger zum gewöhnlichen Volke (Heimin), und ihre Bildung holen sie zuerst in niederen und mittleren japanischen Schulen und hierauf in einem 4 Jahre dauernden Fachschulkurs in Japan oder Amerika. Grade das Beispiel derer, die in Amerika studieren, zeigt, wie wenig jene Japan-Optimisten in Amerika und Europa mit ihrer Bewunderung für die hohe Entwicklung japanischen Christentums Recht haben. Ein Japaner, der in Amerika studiert, schreibt u. a.: „Ich kenne mehr als einen meiner Landsleute, die sich an das Leben und Denken des

Occidents während ihrer theologischen Bildung im Auslande gewöhnt haben; sie kehren als Fremde zurück und haben die größte Mühe sich an die frühere Umgebung wieder zu gewöhnen. Gesottener Reis und zerstampfte Bohnen reichen nicht aus als Nahrung, die ihrer neuen Gewöhnung entspricht, und das Sitzen auf harten Strohmatten verursacht Schmerzen und Leiden. Ihr Hals leidet unter dem Mangel der Dampfheizungen in den Kirchen, und es schmerzt sie ihr Kopf, weil die Ventilation mangelhaft ist . . . Sie nehmen ab an Fleisch und mit dem Fleische an Geist. Das Predigen wird ihnen unerträglich, und sie widmen sich anderer Beschäftigung; andere, zäher als sie, nehmen ihren Platz ein . . . Wie sind auch ihre Anschauungen andere geworden als die ihrer Landsleute! Sie verdammen Hume und Theodor Parker; aber Hume und Parker sind dem Volke, dem sie predigen, unbekannt. Der Untergang des römischen Kaiserreichs und die Verfolgungen der „blutigen Maria“ tönt wie der Wind an's Ohr des Pferdes, wie wir alles Unverständliche zu bezeichnen pflegen . . . Ihre Predigten fliegen über die Köpfe und verschwinden in der Luft. Sie sind enttäuscht über ihre Zuhörer und diese über jene. Das Ende: „Unzufriedenheit, Murren, Rücktritt, Trennung“. Damit ist bewiesen, daß die Bildung eingeborener Christen keineswegs so hoch ist, wie man jenseits des Oceans vermutet. Nicht ermutigender sind die Finanzverhältnisse japanisch-christlicher Kirchen. Nur wenige können sich selbst erhalten. So sehr die Missionare das Bestreben nach finanzieller Selbständigkeit fördern, es bleibt doch Thatsache, daß japanische Christen die Finanzlast den Christen des Westens überlassen; ja es giebt Gemeinden, die eigene, neue Missionen gründen, ohne für sich selbst finanziell auf eigenen Füßen zu stehen. Wie kann aber ein Pflichtgefühl auch in dieser Hinsicht in der japanischen Christenheit gestärkt werden, so lange man sie ermutigt in der Annahme, am Ziele einer Entwicklung angelangt zu sein, das sie noch lange nicht erreicht haben. „Die Größe des Evangelisationswerks in Japan wird arg unterschätzt bei denen, die die japanische Kirche schon für fähig halten, es allein durchzuführen . . . Aus all dem ist ersichtlich, daß die Kirche Japans weder numerisch, noch finanziell, intellektuell, moralisch und religiös imstande ist, die Last zu tragen, womit die mangelnde Weisheit einiger ihrer Freunde sie beladen möchte“. Die schließliche Resolution haben wir schon früher mitgeteilt (S. 22).

Soweit der feierliche Protest der unter presbyterianischer Kirchenverfassung stehenden Missionare in Japan gegen die Protektion japanischer Unabhängigkeitsbestrebungen, wie sie im Lager der Kongregationalisten ausgeübt worden war und die Mission der letztern schließlich selbst in solche Schwierigkeiten hineingetrieben hat, daß Absendung einer Untersuchungskommission des Amer. Board nach Japan nötig wurde. Auf der Seite der Presbyterianer stehen in dieser Frage auch die Episkopalisten und die Mehrheit der Methodisten. Hauptsächlich veranlaßt durch die Absendung einer speziellen, kongregationalistischen Kommission regnete es von allen Seiten Ratschläge, Reformvorschläge u. s. w. Man war nun in hohem Maße gespannt, was diese Kommission[1]), die vom 12. September bis 7. Dezember 1895 in Japan weilte, zu all diesen Fragen, darunter einigen Lebensfragen japanischer Mission, sagen werde. Ihr Bericht an das Prudential-Komitee ihrer Missionsgesellschaft, datiert vom 22. Januar 1896, giebt einen interessanten Einblick in

[1]) Vergl. S. 21.

den gegenwärtigen Stand des Missionswerkes auch außerhalb kongregationalistischer Kreise in Japan, und können wir auch in den uns ungenügend erscheinenden endgültigen Vorschlägen der Kommission eine glückliche Lösung der aus dem Gegensatz zwischen japanischen Unabhängigkeitsbestrebungen und missionarischer Vorsicht und Gewissenhaftigkeit sich ergebenden Konflikten nicht sehen, so ist doch das im Berichte vorgeführte Untersuchungsmaterial ein missionsgeschichtlich so interessantes, daß der Bericht nicht nur für die in Japan arbeitenden Gesellschaften Bedeutung hat.

Der Plan des Amer. Board, durch eine Deputation des Prudential-Komitee das Missionswerk der Kongregationalisten aus großen Verwicklungen zu lösen, im besonderen das Verhältnis fremder und eingeborener Missionsarbeiter — die Crux aller Japanmissionen — war infolge dringenden Ansuchens der Missionare schon vor 3 Jahren ins Auge gefaßt worden. Seither gestaltete sich die Lage komplizierter, und vor allem waren es folgende Punkte, die eingehende Prüfung verlangten: Das gesetzliche Recht und die moralischen Ansprüche der Missionsgesellschaft auf exterritorialen Besitz, Fortsetzung der ärztlichen Mission, der Charakter der Doshisha als christliche Hochschule und deren Unterstützung durch den Board, die künftig maßgebende Methode für Missionsarbeit besonders in Verbindung mit Japanern, Verhältnis von Schule und Mission. Eifrig machten sich die Kommissionsmitglieder an die Arbeit, reisten überall im Lande umher, informierten sich bei japanischen Behörden, in diplomatischen Kreisen, bei der Presse, bei allen Missionsarbeitern, auch den unseren, in Japan, deren Gutachten sie sich erbaten, bei japanischen Christen aller Denominationen, hielten viele Konferenzen mit allen Kreisen ihrer eigenen Kirche in Japan, so daß sie trotz der kurzbemessenen Zeit imstande waren, sich ein selbständiges Urteil über ein Werk zu bilden, dessen Entwicklung sie in der Ferne schon seit vielen Jahren verfolgt. Die für alle Missionen schwierige Frage des Besitzes außerhalb der vertragsmäßig den Nichtjapanern zugestandenen Besitzgrenzen stand voran. Solcher Besitz, der nach dem Gesetze nicht erlaubt ist, kann Fremden nur dadurch ermöglicht werden, daß er auf den Namen japanischer Individuen oder Korporationen eingetragen wird — ein Gebrauch, der bis in die letzten Jahre nur dann sein Bedenkliches hatte, wenn der faktisch nur nominelle, gesetzlich aber allein anerkannte Besitzer unzuverlässig war. Wie jedoch die Hochflut japanischen Chauvinismus nach Eröffnung der konstitutionellen Ära einsetzte, wurden die nominellen, japanischen Besitzer exterritorialen Fremdeneigentums als Verräter am Vaterlande gebrandmarkt und damit veranlaßt, ihre bezüglichen Dienste den Fremden weiterhin zu versagen. Dazu kam bei christlich japanischen Korporationen das Bestreben, ihren Besitz an Schulen, Kirchen, Privathäusern, Ländereien, der ihnen nur mit Hilfe des Kapitals fremder Missionsgesellschaften ermöglicht worden war, zur Erzielung der Unabhängigkeit ausschließlich in eigene Hände zu bekommen. In dieser Beziehung ist die Besitzfrage bei der Doshisha typisch. Mit derselben sind 9 vom Amer. Board erbaute Häuser verbunden, die als Wohnungen für die fremden Lehrer der Doshisha bezw. Missionare bestimmt sind. Die japanischen Vorsteher der Doshisha verfügten aber über die Häuser nach vollständig eigenem Ermessen und waren trotz ernster Vorstellungen von seiten der Deputation des Amer. Board zur Änderung ihrer Ansicht in der Besitzfrage nicht zu bewegen. Ein Schreiben der Deputation, das mit den

Worten schloß: „Wir haben Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß wir jetzt nur noch auf Ihre Ehre als Christen und Japaner vertrauen“, erhielt eine Antwort, die nach der Versicherung, daß man nicht illoyal zu verfahren beabsichtige, schließt: „Unser einziges Bedauern ist das, nicht imstande gewesen zu sein, mit Ihnen über diesen Punkt zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen.“ Die Deputation konnte in der Besitzfrage gar nichts ausrichten, sondern sich nur mit dem Rate begnügen, abzuwarten, welchen Gebrauch die Japaner mit dem vom Board bezahlten Besitztum machen werden. Wenn nun auch nicht zu fürchten ist, daß dieser Gebrauch christlichen Interessen in absehbarer Zeit zuwiderlaufen wird, so haben diese Verhandlungen doch eine weitere Erkältung und ein Mißtrauen zwischen fremden und einheimischen Christen veranlaßt, die um so mehr zu bedauern sind, als auf seiten der Japaner eine Reihe der einflußreichsten Führer wie Kosaki, der Präsident der Doshisha u. s. w. beteiligt sind. — In der ärztlichen Mission, Ausbildung von Krankenpflegerinnen, Hospital wünschten die Leiter der Doshisha ebenfalls rein japanische Verwaltung, die Fremden, wie der langjährige Leiter dieses Departements an der Doshisha, Dr. Berry, sollten nur den Platz von nichtverantwortlichen Gehilfen haben. Auch hier konnte die Deputation nur zum Schlusse kommen, den Japanern das Werk ganz zu überlassen unter der Bedingung, daß alles damit zusammenhängende Eigentum soweit als möglich den amerikanischen Gebern zurückerstattet wird, im Falle dieser Zweig der Missionsthätigkeit aufgehoben werden sollte. Nach 23 jähriger Thätigkeit muß Dr. Berry auf weitere Wirksamkeit in Japan verzichten, und die Krankenpflegerinnenschule der Dosihsha wird jetzt ausschließlich mit japanischen, weiblichen Kräften weiter geführt. — Die Doshisha selbst, deren Gründer Nishima sie nur als Mittel zur Christianisierung des Landes betrachtete, hatte mit ihrer Erweiterung zu einer immerhin noch recht bescheidenen Hochschule viel von ihrem christlichen Charakter verloren. Dazu mochte auch der Umstand etwas beigetragen haben, daß sie in so reichem Maße von nichtchristlichen Japanern unterstützt worden war. In den Verhandlungen der Deputation mit der ausschließlich japanischen Leitung der Doshisha war es nicht möglich, von letzterer eine Erklärung darüber zu erhalten, worin der christliche Charakter der Doshisha bestehe. Das Statut der Doshisha enthält den Satz: „Das Christentum ist die Grundlage der moralischen Erziehung, die diese Gesellschaft (Doshisha) fördert“. Von der Deputation gefragt, ob in diesem von der Doshisha vertretenen Christentum, „die Persönlichkeit Gottes, Gottheit Christi und zukünftiges Leben“ eingeschlossen sei, wurde von den Leitern geantwortet, daß sie, so sehr sie für sich diesen Glauben bekennen, eine Zustimmung im Namen der Doshisha ablehnen, da die Christen über diese Punkte verschiedene Auffassungen hätten, und sie sich nicht mit einer Partei identifizieren könnten. Auch könnte das Bekenntnis der Kumiai-Kirche (japanischen Kongregationalisten-Kirche) nicht das Bekenntnis der Doshisha sein; sonst würde der Universitätscharakter der Schule eingeengt. Nachdem sie einmal das Versprechen, die Schule als ein christliches Institut zu erhalten, abgegeben, „sollte man ihnen vertrauen, daß sie Wort halten werden“. Es machte sich bei alledem spürbar, daß die japanische Leitung der Doshisha befürchten muß, bei Hineinregieren der Missionsgesellschaft in die Angelegenheiten der Schule diese Mühe haben werde, beim starken Wachstum des in seinem Patrio-

tismus äußerst empfindlichen Geistes einen noch stärkeren Rückgang in der Schülerzahl zu vermeiden. Die Deputation kam nicht weiter, sie mußte sich bei der Erklärung der Doshisha begnügen, man könne nicht mehr versprechen, als daß die Schule in dem Sinne christliches Institut bleiben soll, daß sie fortgesetzt „christlichen (Christlike) Charakter zu pflanzen und heranzubilden suchen werde"; sollte sie auf die Lösung dieser Aufgabe je verzichten, so ist das Besitztum der Schule zu verkaufen, und der Erlös den Gebern zurückzuerstatten. Im übrigen empfiehlt die Deputation, daß der Amer. Board weiterhin fortfahre der Doshisha, soweit ihre Leiter es wünschen, fremde Lehrer zu senden, und die theologische Schule zur Ausbildung der japanischen Evangelisten und Pastoren der Kumiai-Kirche im Zusammenhange mit der Doschischa zu belassen. Bei ihrer Abreise von Japan konnte sich die Deputation nicht enthalten, in einem Antwortschreiben an den Präsidenten der Doshisha, Kosaki, zu betonen: „Wir bedauern es außerordentlich, daß dies Institut, das gegründet und in der Hauptsache auch erhalten wurde durch Geld, bestimmt zum Zwecke der Einführung eines rein evangelischen Christentums in Japan, nicht gewillt ist, eine deutliche Erklärung der christlichen Grundsätze, die es annimmt und verbreitet, abzugeben." — In Kumamoto, nach wie vor einem Centrum evangelisierender Thätigkeit des Board, war ebenfalls eine Schule mit Missionarswohnungen mit Hilfe amerikanischen Geldes errichtet und nachher die freie Benutzung der Wohnungen der Missionsgesellschaft streitig gemacht worden; die Schule selbst verlor ihren spezifisch christlichen Charakter. Da der Forderung der Deputation um Herausgabe des Besitztums an den Board der Exterritorialität wegen ein gesetzliches Recht nicht zur Seite stand, und die japanische Vorsteherschaft auf einen Vergleichsvorschlag überhaupt keine Antwort sandte, so blieb der Deputation nichts übrig, als die ganze Angelegenheit dem freien Ermessen der japanischen Vorsteherschaft zu überlassen. Glücklicherweise wird der Fortbestand der immer hervorragend thätigen Missionsstation des Board in Kumamoto dadurch nicht in Frage gestellt.

Wohl mit unter dem Eindruck des Protestes der meisten Missionare der übrigen Gesellschaften wagte die Deputation nicht, dem aus einem Hyperpessimismus wie Hyperoptimismus hervorgegangenen Wunsche, die Thätigkeit des Board und die Zahl der Missionare zu reduzieren, stattzugeben. Sie schlug den u. E. momentan richtigen Mittelweg ein und empfahl, die Zahl der Missionare zur Zeit nicht zu vermehren, kommt aber im Weiteren auf einen etwas eigentümlichen Vorschlag: Es sollen alle Jahre Männer von hoher Begabung und berühmtem Namen nach Japan reisen und dort Vorträge über verschiedene Gegenstände zur Förderung des Missionswerkes halten. Man hofft, hierbei die Unterstützung anderer Gesellschaften zu finden. Wir versprechen uns davon nicht grade viel. Die Wandervorträge von Globetrottern, und mögen sie noch so berühmte Namen haben, sind Feuerwerk, das wohl die Massen für den Augenblick anlockt und anmutig unterhält, aber nicht auf die Dauer erleuchtet, ja die Nacht hernach nur um so drückender empfinden läßt. Gelegentliche Anregung durch vorübergehende religiöse Wirksamkeit einer durchreisenden, oder auf Besuch weilenden Berühmtheit ist recht gut; das geschah bisher schon ohne besondere Organisation. Tritt letztere nach Vorschlag der Deputation ein, dann wird der Einrichtung der Charakter der Spontaneität, der Reiz der Überraschung, den solche Besuche bisher gehabt haben, genommen. Auch ist die Gefahr

nicht zu leugnen, daß bei einer solchen Einrichtung die auf dem Felde treu wirkenden und aushaltenden Missionare in eine Stellung zweiten Ranges geschoben, um ein gutes Teil des Ansehens kommen können, dessen sie grade unter einem persönliche Autorität hochhaltenden Volke wie die Japaner, dringend bedürfen. Wenn diese als Gäste auftretenden theologischen Berühmtheiten sich, wie das psychologisch sehr begreiflich wäre, nicht darauf beschränkten, ihre Vorträge zu halten, sondern in die Thätigkeit der Missionare selbst hineinreden, dann würde vollends die Kontinuität des Werkes gestört. Es will uns fast scheinen, daß man zu sehr den Wünschen einer Anzahl japanischer Christen nachgegeben, die es für einen Gewinn des japanischen Christentums halten, wenn die fremden Missionsarbeiter möglichst wenig im Lande sich einzuleben Gelegenheit haben. Daß edle, patriotische Motive bei diesen Fragen allein manche Japaner zur Vorsicht gegenüber den Mandataren fremder Gesellschaften bestimmen, darf nicht geleugnet werden, und ebensowenig, daß die japanischen Christen, um den Vorwurf des Verrats am Vaterlande sich und der Begünstigung der Vaterlandslosigkeit dem Christentum zu ersparen, sich möglichst früh auf eigene Füße stellen müssen; aber des Eindrucks kann man sich nicht erwehren, daß dieser Ablösungsprozeß, wie er sich innerhalb der kongregationalistischen Mission in Japan vollzieht, der künstlichen Loslösung einer unreifen Frucht gleicht. Wir müssen wiederholen, was wir vor Jahren in Japan betont, kongregationalistische kirchenregimentliche Prinzipien taugen im allgemeinen auf dem Missionsfelde, und vor allem unter einem zum Subjektivismus von Natur schon neigenden Volke wie die Japaner nichts.

Hinsichtlich der Stellung der Missionare spricht die Deputation die Ansicht aus, daß sich weniger Schul- und mehr direkte Evangelisationsarbeit empfiehlt, eine Auffassung, der angesichts der meist guten Staats- und Kommunalschulen nur beizupflichten ist. Es gilt hierbei dasselbe wie von der ärztlichen Mission, soweit das rein Technische in Betracht kommt (Schulen, Hospitäler, Kliniken, wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit der Fachmänner), ist an ein Übertreffen von seiten der Mission nicht mehr zu denken; ja es mußte sich jetzt schon manche Missionsschule und ärztliche Praxis den Vorwurf technischer Inferiorität gefallen lassen. Der Geist Christi aber, der jeden Beruf und alle Institute erst adelt, kann durch ausschließlich religiöse Thätigkeit viel besser in Japan eingepflanzt werden. Wir können uns des Verdachtes mitunter nicht erwehren, daß Missionsarbeiter nur darum so sehr für Arbeit durch die Schule eintreten, weil sie oft bequemer, weniger aufreibend ist, und ein Erfolg oder Mißerfolg die Fähigkeit des Arbeiters weniger kontrollieren läßt.

Der Bericht der Deputation schließt mit dem Rate, solche Untersuchungen des Missionsfeldes durch heimatliche Kommissionen öfters eintreten zu lassen. Für die kongregationalistische Mission wird sich dies besonders empfehlen, wenn ihre ohnehin nur mit losem Bande zusammengehaltenen Glieder nicht auseinanderfallen und die im Lande weilenden Missionare in ihrer Wirksamkeit den nötigen Rückhalt haben sollen. Den Trost glaubt die Deputation aussprechen zu dürfen, daß das Missionswerk in Japan ermutigenden Ausblick gestattet. „Die Kirchen sind zwar nicht mehr so gut besucht wie früher; aber die, welche kommen sind treuer, zeigen innigeren Glauben und thun ihr Werk besser". Sp.

XXVIII. Statistische Übersicht über die Missionen und das Missionswerk

1. Protestan-

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen (wo Missionare ihren Wohnsitz haben).	Außenstationen (wo kein Missionar wohnt).	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Im Jahre 1895 Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Gegenwär- Mitglieder- Männer.	Frauen.	Kinder.
Presbyterianische Kirche der Verein. Staaten	1859	16	1	22	55	9	21	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Reformierte Kirche in Amerika	1859	10	—	9	29	8	25	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Presbyt. Kirche Schottlands	1874	2	—	—	4	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die Kirche Christi in Japan	—	—	—	—	—	—	—	74	29	45	535	101	255	321	49	154	—	—	—
Reformierte Kirche in den Verein. Staaten	1879	4	1	2	11	1	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyt. Kirche in den Verein. Staat. (Süd.)	1885	9	2	8	28	7	60	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Verein. Frauen-Missionsgesellschaft der Ver. Staat. Amerikas	1871	—	—	5	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Presbyterian. Kirche von Cumberland	1877	4	—	6	14	3	12	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Evang.-luth. Mission d. Verein. Staaten	1892	2	—	—	4	1	4	1	—	1	13	11	3	1	—	2	25	12	12
Amerikan. Protestant. Episkopal-Kirche (a)	1859	12	3	10	37	7	41	29	2	27	186	142	—	—	—	27	—	—	—
Kirchenmissionsgesellschaft	1869	20	4	31	75	16	44	40	—	40	288	132	—	—	—	—	—	—	—
Bischöfliche Kirche Japans (Nippon Seikokuwai)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Gesellsch. f. Verbreitg. d. Evangeliums	1873	3	7	10	23	3	7	12	—	12	94	—	—	—	—	—	—	—	—
Wyckliffe College Mission (Canada)	1888	3	—	2	8	1	2	1	—	1	5	1	3	—	—	3	19	18	13
Vereinigte Baptisten-Mission d. Ver. St.	1860	18	—	21	57	10	90	23	4	19	161	—	35	41	38	8	—	—	—
Jünger Christi (Disciples of Christ)	1883	8	—	8	24	2	6	3	—	3	46	—	—	1	—	2	193	129	17
Christliche Kirche von Amerika	1887	2	—	1	5	2	5	4	—	4	30	—	3	8	2	3	156	84	—
Baptistische südliche Konvention	1889	3	—	—	6	2	4	1	—	—	9	—	—	—	—	—	22	16	—
Die Kumiai-Kirchen in Verbindg. m. d. Amerikanischen Board (b)	1869	24	—	26	74	12	195	99	40	59	461	66	365	298	284	239	6052	5110	—
Amerikan. Methodist. Episkopal-Kirche (a)	1873	17	—	22	56	9	64	79	1	78	298	9	—	—	265	35	—	—	—
Methodistische Kirche von Canada (a)	1873	9	—	16	34	9	14	23	3	20	125	28	22	53	51	26	865	893	312
Evangel. Assoziation v. Nord-Amerika	1876	3	—	—	6	2	10	13	—	13	95	25	30	10	19	10	408	393	—
Methodist.-Protestant. Kirche	1880	6	—	3	15	3	5	3	—	3	30	3	11	—	—	4	—	—	—
Amerik.-Method. Episkopalkirche (Süd.)	1886	13	3	4	33	10	22	8	1	8	53	41	44	37	67	9	—	—	—
Skandinav. Japanische Allianz	1891	2	—	6	10	8	21	—	—	—	13	—	—	2	—	—	—	—	—
Allg. Ev.-Prot. Miss.-Verein (Deutschland-Schweiz)	1885	1	2	—	4	1	1	2	—	2	5	3	2	1	—	—	147	40	29
Gesellschaft d. Freunde i. d. Verein. Staaten	1885	1	1	2	5	1	3	—	—	—	35	—	—	1	—	—	59	36	—
Internation. Missions-Allianz	1891	2	—	1	5	2	10	—	—	—	6	—	—	—	—	—	—	—	—
Unitarier	1889	—	1	—	1	1	5	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Universalisten	1890	2	1	1	6	1	7	4	—	4	16	1	11	—	2	—	89	44	17
Unabhängige Gemeind.	—	1	—	2	4	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Die protest. Missionsgesellsch. insges. 1895	—	200	31	225	654	139	711	426	80	344	2516	568	794	779	698	523	—	—	—
Desgl. 1894	—	195	31	210	625	133	750	364	91	270	3422	657	1013	1132	925	419	—	—	—
Zunahme i. J. 1895	—	5	—	15	29	6	—	42	—	74	—	—	—	—	—	—	—	—	—

2. Griechisch-katholische

Name der Missionsgesellschaft.	Jahr der Ankunft in Japan.	Verheirat. männliche Missionare.	Unverheirat. männl. Missionare.	Unverh. Missionarinn.	Zahl der Missionare im ganzen.	Stationen.	Außenstationen.	Organisierte Gemeind.	Gemeinden, die sich selbst erhalten.	Gemeinden, die sich teilweise selbst erhalten.	Getaufte: Erwachsene.	Kinder.	Von anderen Missionsgesellsch. übernommen.	Entlassene.	Ausgestoßene.	Verstorbene.	Männer.	Frauen.	Kinder.
Griech. Kirche i. Japan	—	—	2	—	2	1	219	—	1	163	826		—	—	—	250	—	—	—

(a) Statistik bis zum 30. Juni 1895. (b) Statistik bis zum 31. März 1895.

tische Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen. 1 Yen = 52 cents (Gold) = 2,30 M.
—	1	37	6	297	5	753	1098	—	—	—	—	—	—	1	29	3	—	—	1	900	—
—	1	37	3	163	—	—	283	13	519	1	24	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
11100	1	98	—	—	—	—	98	30	1049	1	51	60	113	—	—	—	—	—	—	—	16447.33
—	1	188	2	128	—	—	—	37	1339	1	23	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—
—	1	16	2	82	—	—	57	31	1210	—	6	—	—	1	24	9	—	—	—	—	—
—	—	—	1	90	—	—	—	2	140	—	—	—	—	1	120		—	—	—	—	—
—	—	—	1	35	3	120	155	18	387	—	2	—	—	—	—	6	—	—	—	—	—
49	—	—	—	—	—	—	—	6	145	—	1	—	3	—	—	1	—	—	—	—	49.90
1446	2	100	4	148	20	1514	1367	45	2125	1	20	10	39	1	6	19	1	169	2	6183	3279.08
2733	2	69	2	77	12	276	422	24	599	2	27	10	81	—	—	21	—	—	—	—	3011.60
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
1231	1	—	2	38	8	320	358	—	—	1	10	8	—	—	—	—	—	—	2	1255	942.76
50	—	—	—	—	3	50	50	3	58	—	—	—	2	—	—	2	—	—	—	—	39.69
1710	1	14	5	196	7	270	480	75	3023	1	14	4	45	—	—	26	—	—	—	—	1134.32
339	—	—	1	9	9	450	459	12	360	—	—	8	4	—	—	7	—	—	—	200	160.00
240	—	—	—	—	3	90	—	11	396	1	7	2	15	—	—	2	—	—	—	—	208.47
38	—	—	—	—	1	25	—	5	268	—	—	—	4	—	—	2	—	—	—	—	21.88
11162	1	320	4	863	1	50	1233	139	4552	1	25	60	54	1	35	22	1	3700	2	6000	21621.15
4039	2	714	11	725	18	1819	2718	123	6144	2	24	68	44	—	—	34	—	—	—	—	8854.52
2070	1	30	3	142	7	150	322	70	2256	1	8	23	23	—	—	2	—	—	—	—	3943.84
801	—	—	—	—	—	—	—	31	610	1	10	13	18	—	—	9	—	—	—	—	1050.00
254	1	55	1	50	—	—	105	17	353	1	5	3	7	—	—	9	—	—	—	—	450.82
514	1	70	1	70	11	258	398	58	1455	1	13	8	24	—	—	5	—	—	1	250	1455.00
95	—	—	—	—	—	—	—	14	650	—	—	4	4	—	—	2	—	—	—	—	—
216	1	—	1	3	3	131	134	1	50	1	7	2	2	—	—	—	—	—	—	—	30.00
95	1	13	1	34	2	60	107	7	250	—	—	—	6	—	—	2	—	—	—	—	53.95
—	—	—	—	—	—	—	—	3	50	—	—	—	12	—	—	1	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	17	2	11	—	—	—	—	—	—	—	—
133	—	—	—	—	2	124	124	4	120	1	4	3	6	—	—	2	—	—	—	—	56.71
300	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
38710	18	1221	51	3150	117	6510	10018	783	28192	19	295	290	519	5	124	282	2	3869	8	14788	62939.84
39240	20	1559	51	2744	103	5280	9215	804	29957	20	353	258	536	5	176	209	3	785	11	34181	72217.72
—	—	—	—	606	14	1230	803	—	—	—	—	32	..	—	—	73	—	3084	—	—	—

(russische) Mission.

tige zahl: Im ganzen.	Knabenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schüler darin.	Mädchenschulen (mit Pensionat).	Zahl der Schülerinnen.	Tagschulen (ohne Pensionat).	Schülerzahl.	Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen.	Sonntagsschulen.	Schülerzahl.	Theologische Schulen.	Studenten der Theologie.	Einheimische Pfarrer.	Nicht ordinierte Prediger und Helfer.	Schulen für Bibelfrauen.	Schülerinnen.	Bibelfrauen.	Krankenhäuser.	Kranke darin.	Apotheken.	Behandelte Kranke.	Jährliche Beiträge der einheimischen Christen in Yen.
22516	1	47	1	76	2	92	215	—	—	1	18	21	158	—	—	—	—	—	—	—	4754.95.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XV.

Ahnenkult der ostafrikanischen Bantustämme.

Zusammenfassend spricht sich über sie Livingstone (Neue Missionsreisen 1874 S. 242 f.) dahin aus: „Alle Afrikaner, die wir angetroffen, sind so fest von ihrem zukünftigen Dasein überzeugt, wie von ihrem gegenwärtigen Leben. Die Menschen stehen in unlösbarer Verbindung mit den Geistern der Verstorbenen und, wenn jemand stirbt, glaubt man, daß er den Scharen seiner Vorfahren beigesellt sei. Die Geräte, die man aufs Grab legt, werden zerbrochen. Der Leichnam wird in sitzender Stellung ins Grab gelegt, die Hände auf der Brust gefaltet. In einigen Gegenden sind Erzählungen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, die wir als schwache Ahnung einer Auferstehung deuten konnten". Von den Makua berichtet O'Neill (bei Hellw. S. 92) den Glauben an böse Geister, die unter den Lebenden herumstreichen und Krankheit, Trockenheit, Tod bewirken, obgleich sie auch den Tod einen ewigen Schlaf nennen, was nur auf Verfall weist, da mit einem mächtigen Häuptling auch lebende Menschen begraben werden zu Gefährten im Jenseits. Häuptlinge werden sitzend, die übrigen Toten in liegender Stellung begraben. Aus dem Flußgebiet des Zambesi giebt von abweichenden Bräuchen Nachrichten v. Wißmann (Zweite Durchquerung Äquatorialafr. 1890 S. 250): „Bei den Wakonde werden 3 Tage nach dem Tode die Leichen verbrannt[1]), die Asche in einen kleinen Topf gesammelt und von der Familie aufbewahrt; auch sezieren diese Stämme oft ihre Toten, besonders, wenn der Grund des Todes nicht ganz klar. Die Wawemba begraben die Leichen, öffnen jedoch nach 3 Tagen das Grab, heben die Leiche heraus, zerlegen sie, lösen das Fleisch von den Knochen und zerstreuen letztere, nachdem sie sie mit Öl eingerieben, in den Savannen", wohl um diese fruchtbar zu machen durch den Einfluß der Geister. Elefantenzähne weihen die Masupia (Holub, 7 Jahre in Afr. 1881 II. 301) und Batoka (Livingst., N. Miss. II. 256) den von ihnen (auch den Batonga, einem Zweigstamm der letzteren, Depelchin, S.222, 230, Schneider S. 145) verehrten und zur Hilfe in allen Nöten, auch zu Gottesgerichten (s. u.) angerufenen Toten, insbesondere Häuptlingen als kostbarsten Grabschmuck. Die Maravi (Manganja) südwestlich um den Nyassasee beerdigen einen Häuptling selten eher, als bis von seiner Leiche nur noch die Gebeine übrig sind; Leichenscheu scheinen sie nicht zu kennen; doch ehren sie oft Monate lang ihre lieben Toten durch tägliche Klagelieder und Grabspenden; die abgeschiedenen Häuptlingsseelen nehmen selbstredend einen hervorragenden Rang unter den Muzimo oder Schutzgeistern ein, die durch gewisse Mittelspersonen, Chissumpe, in stetem innigen Verkehr mit den Lebenden stehen (Schneider S. 146 aus Kath. Miss. 1887 S. 51). Livingstone[2]) (N. Miss. II. 301) fand freilich hier eine dualistische Unter-

[1]) Wie vereinzelt bei den Zulu, Waitz S. 414.
[2]) Der selbst hier als Revenant galt. Die weiße Farbe gilt durch ganz Afrika als Leichenfarbe, da auch die Leichen der Schwarzen allmählich bleich werden.

scheidung von guten und bösen Geistern. Alles Ungemach leite man von bösen Geistern (Msiti) ab, deren stark ausgeprägte Eß- und Trinklust das Besänftigungsmittel an die Hand gebe. Von den Seelen verstorbner Verwandten aber erwarte man nur Gutes, lege aber auch auf deren Gräber bei fleißigem Besuch derselben Speisen und Getränke nieder. Nach glücklich bestandner Gefahr (auch Gottesurteil) opfere man ihnen Hühner oder Schafe und gieße Blut als Libation auf das Grab. Sicher verallgemeinert Livingstone (ebd. S. 30 f.) einseitig: „Die Geister der abgeschiedenen Vorfahren sind nach Auffassung der von fremden Einflüssen noch nicht berührten Afrikaner alle gut, und bei besonderen Gelegenheiten helfen dieselben ihnen in ihren Unternehmungen". Woher kommen denn die Msiti? Man kann ja da an besonders boshafte Menschen denken, die auch nach ihrem Tode noch als besonders böse gefürchtet werden, obgleich Livingstone (S. 242 f.) den Vergeltungsglauben nur auf das Diesseits bezieht: „Wenn sie ins andere Leben hinübergehen, scheinen sie keine Furcht vor Strafe zu haben"; auch mögen die Geister derer gefürchtet werden, die kein ordentliches Begräbnis, keinen Kult erhalten, familienlose, fremde (inlága bei den Mpongwe, Wilson, Westafr. 1868 S. 242 f.), in der Schlacht gefallne Feinde, Hingerichtete, die dann ruhelos umgehen. Aber wenn solche alle als böse Geister den guten Schutzgeistern entgegengesetzt werden, so sind diese letzteren vor allem doch durch den Kult es geworden, der ihnen gespendet wird und die Furcht vor der gefährlichen Seite ihres Wesens zurücktreten läßt. Daß diese aber nicht ganz fehlt, beweist bei Livingstone (S. 241) der Nyassaneger, der in seinem Kopfweh die Kraft seines übelgelaunten Vaters zu fühlen meint. Dagegen entstammt es alter monotheistischer Umdeutung aus der Idee der zum Götzendienst verführenden abgefallnen Engel, wenn Missionare die von den Heiden vergötterten Geister gern Teufel nennen und ost- auch westafrikanische Heiden oft selbst von den Mohammedanern das Wort schetáni (Satan) für ihre Götter oder einzelne derselben angenommen haben. Nannte sich doch sogar so ein bei den Wakonde am Nordrand des Nyassa abergläubisch gefürchteter Häuptling, der gegen die Berliner Missionare bei Anlegung ihrer neuen Station hetzte, die im übrigen auch hier Ahnendienst fanden, doch nicht mit solchen Grausamkeiten, wie sie andre afrikanische Stämme üben, wenn schon ein andrer Häuptling die Gewohnheit hatte, seinen Gefangenen die Augen auszustechen. Von dem Ahnenkult der nach der Ostküste zu gelegenen Stämme des deutschen Schutzgebiets handelt eingehend Baumann in seinem Werk „Usambara und seine Nachbargebiete" 1891: Die Suahili der Küste sind Mohammedaner, haben aber noch neben dem Islam einen ausgebildeten Geisterkult (S. 56). „Was die Geister (Pepo oder Wazimu[1]) eigentlich ursprünglich sind, könnte zweifelhaft erscheinen; doch geht man nicht weit fehl, wenn man sie in Übereinstimmung mit andern Bantustämmen als Geister der Verstorbnen auffaßt. Verschiedenes deutet auch direkt darauf hin. So heißt es, daß die Seelen der Verstorbnen in ein Geisterreich (Peponi) gehen, von dem aus sie die Lebenden manchmal als Traumbilder heimsuchen und Wünsche aussprechen, die, wo irgend möglich, erfüllt werden. Der Schatten eines Menschen wird als zur Seele desselben gehörig, ja als diese selbst angesehen, derart, daß ein Toter keinen Schatten wirft. So behauptete man oft, der in Pangani hingerichtete Buschiri sei nicht tot gewesen, weil er am Galgen einen Schatten warf. Auch der Vampyrglaube ist, wenngleich nicht in so ausgesprochner Form und vermischt mit Anklängen an die Werwolfssage vorhanden. Die eigentlichen Geister leben in

---

[1]) Besonders in der Verbindung ana wazimu d. h. er hat Geister, ist besessen, verrückt; vergl. oben bei den Betschuanen.

der Wildnis, auf Berggipfeln, im Meer und in großen Bäumen, besonders in den abenteuerlich geformten Baobabs. Die meisten von ihnen stammen weit aus dem Innern, wie schon ihre Namen andeuten. Sie sind alle böse. Manchmal lassen sie sich in Gestalt schwarzer häßlicher Wesen sehen; meist aber fahren sie ohne weiteres in den Menschen und rufen allerlei Krankheit und Elend hervor; der Myanga, Zauberdoktor kann sie austreiben; wer dazu nicht Geld hat, begnügt sich, eine Topfschale mit Feldfrüchten an einen Kreuzweg zu stellen" (S. 57). Die Geister haben durchweg Namen. Von den im Tangagebiet bekannten wurden Baumann (S. 59) eine Anzahl genannt: „Tscharra oder Njaro kommt vom Massailand und lebt auf Höhen; von ihm hat der Kilima njaro seinen Namen; er verursacht Krämpfe, Gicht, Verrücktheit und gilt als sehr bösartig. Sehr häufig, aber nicht so gefürchtet, ist Kilima, der sich manchmal zeigt, worauf der ganze Ort von Trommeln wiederhallt und unaufhörlich Umzüge veranstaltet werden. Matari kommt aus der See und beschränkt seine Thätigkeit auf Erzeugung gewöhnlicher Bauchschmerzen. Weit ungemütlicher ist Subiari, der sich in den Leib des Menschen setzt und die Abzehrung herbeiführt; zur Kur muß ein Rind herbeigeschafft werden, in das der Geist fährt, worauf es stirbt, während sonst meist ein sog. Geistertanz hilft, der mit Spitzhüten und rotweißgelber Bemalung im Gesicht aufgeführt wird. Mschakini, Schemgombe und Mrangi kommen aus Bondei und Digo, schaden aber meist nicht viel. Als gefährlicher gelten Sumali und Mgalla, die von den gleichnamigen Völkern (Somali und Galla) herkommen. Ein Geist, dessen Eigenheit ist, im Schädel des Menschen zu tanzen und dadurch Kopfleiden zu verursachen, wurde von einer alten Mssegejuhere in Tanga wiederholt genannt: Mdumesh wa Lugacha wa Darnass u. s. w.; der lange Name ist nicht aus der Swahilisprache; die Reihenfolge deutet auf etwas wie patrimonia und sertani, das 7. Wort des Namens auf sheitani, Satan". Diese Krankheitsdämonen, die ich als Beispiele für solche, wie sie vielfach auch bei andern Völkern vorkommen und von vielen Forschern als Krankheitspersonifikationen unabhängig vom Ahnenkult angenommen werden, hier umständlich wiedergegeben habe, kann ich doch nur als Auswüchse des Ahnenkult betrachten; schon die Verteilung verschiedner Krankheiten an verschiedne Geister, sodann die Herleitung mehrerer von anderen Völkern zeigt, daß hier nicht mehr der einfache Ahnenkult, wie er uns bisher entgegengetreten ist, vorliegt, sondern eine spätere Entwicklungs- oder Korruptionsstufe unter Einwirkung arabischer Vorstellungen. Im Vorland schließen sich auch noch die Begräbnissitten der Wabondei äußerlich sehr an die mohammedanischen Küstenbräuche an, haben aber auch manches Eigentümliche: Nach einem Todesfall laufen Männer mit gezogenen Schwertern laut schreiend im Dorf umher, offenbar um die bösen Geister zu verscheuchen. Nach Einsenkung der Leiche in die Höhlung einer Steinwand wird Mais aufs Grab gestreut und eine Ziege geschlachtet, von der dann auch die Trauergäste essen (S. 134 f.). Der ursprüngliche Ahnenkult tritt noch in mancherlei Bräuchen deutlich zu Tage. So werden am Grabe des Toten, der einem Lebenden im Traum erscheint, Speiseopfer (viku) gebracht. Auch gelten die aufbewahrten Haare und Nägel verstorbner Häuptlinge als zauberkräftig (S. 141). Fast alle Geister gelten als böse und müssen durch Opfer versöhnt werden. Von einer Zahl Geister wird angenommen, daß sie in Lebende fahren und Besessenheit hervorbringen, aber nach verschiednen Methoden ausgetrieben werden können (S. 142 f.). Bei den Wadigo finden beim Tod eines Angesehenen oft große Tänze und Trinkgelage statt (S. 152) im Anschluß an das Opfermahl und ihm zu Ehren. Auch hier herrscht Geisterkult neben dem Islam. Hier wie auch bei den Wabon-

bei, Waschambaa, Wasegua, Wanyika[1]) finden sich vor den Dörfern kleine Häuschen und senkrecht aufgestellte Schieferplatten als Schutz gegen böse Geister. In kleinen dichtverwachsenen Blattgruppen, die man mitten im Kulturland unberührt läßt, werden niedrige viereckige Hütten mit Töpfen Schneckenschalen darin, auch ausgestreutem Mehl, Getreide u. dgl. errichtet (S. 153, 275). Diesem Miniaturtempel der Muzimu werden wir noch bei ostafrikanischen Bantu weiter begegnen. Die Wapare in den Bergen Usambaras begraben ihre Toten in ca. 2 m tiefen brunnenähnlichen Gruben in hockender Stellung in ihren Hütten und bewohnen diese weiter, auch wenn 5—6 solcher Gruben, in denen Kuhmist die Leiche umgiebt, in einer Hütte sind. Stirbt jemand außerhalb seiner Hütte, so wird er in diese gebracht. Stirbt er an einem fernen Ort, so wird sein Kopf abgeschnitten und heimgebracht. Nach ca. 1 Jahr wird die Grube geöffnet, ein Ochse geschlachtet und dessen Blut hineingegossen, die Leber verbrannt. Hierauf wird der Schädel der Grube entnommen und in einem Thontopf (tungi) in der Hütte aufbewahrt. Das Skelett bleibt in der wieder ausgefüllten Grube. Fehlt der Unterkiefer am Schädel, gilt das als Unglück, das Krankheiten nach sich zieht. Um diese zu verhüten, wird eine Ziege geschlachtet und deren Unterkiefer mit dem Schädel in den Topf gelegt, damit der Tote kauen könne. Vor dem Schädel wird bei Krankheiten oder Gefahr öfter geopfert. Von den dargebrachten Feldfrüchten verbrennt man einen kleinen Teil, vom Schlachttier die Leber; das übrige wird verzehrt. In ganz Pare sind die Begräbnissitten gleich; nur in der Landschaft Pare pflegt man die Töpfe mit den Schädeln nicht in den Hütten, sondern im Freien, in hohlen Bäumen, unter überhängenden Felsen u. dgl. aufzubewahren (S. 239). Die zahlreichen koboldartigen Wesen, die man in der Wildnis durch Schlagen an einen hohlen Baum verscheucht (S. 240), sind danach ganz analog auch als irgend welche abgeschiedene Geister zu verstehen. Auch bei den Wataveta im Steppengebiet südlich vom Kilimandjaro werden die neben dem Haus begrabenen Toten nach ca. 1 Jahr wieder ausgegraben und der Schädel in einem Topf unter einen bestimmten Baum gestellt; dem Geist des Toten werden manchmal Opfer in Pombe (Bier), Früchten und Kleinvieh gebracht, die jedoch die Opfernden essen (S. 254). Bei den Wapokomo nördlich im Wituland ist das jährliche Hauptfest das Totenfest, das zum Gedächtnis aller in dem Jahre Verstorbenen in jeder Gemeinde 2 Tage und Nächte mit Gesang, Tanz und Schmaus, doch strenger Sittsamkeit begangen wird (Aus allen Weltteilen 1891 S. 73). Wir folgen nun Stuhlmann (mit Emin Pascha 1894) auf seiner Reise von Sansibar „ins Herz von Afrika". An der Küste bei den Wadoe wird die Leiche eines Häuptlings in hockender Stellung mit Zeug umwickelt, auf einem Schemel (der bei gewöhnlichen Leichen fehlt) in einer brunnenähnlichen Grube mit den Leichen von zwei vorher getöteten Sklaven begraben; dazu wird ein fremder Schwarzer aufgegriffen und im Wald von einem Mann, dessen Amt vom Vater auf den Sohn erbt, verzehrt, aus der Hirnschale ein Trinkgefäß gemacht (S. 38). Hier zeigt sich Zusammenhang des Kannibalismus mit dem Menschenopfer. Wenn Regen ausbleibt, fegt man die Erde über die Gräber der alten Landeshäuptlinge, baut wohl auch eine Hütte, in die man Essen und Pombe stellt. Überhaupt, fügt Stuhlmann (S. 39) hinzu, spielt hier der

---

[1]) Bei den Wanyika wird nach Kropf (Reisen in Ostafr. 1858 I. 348) jeder Mensch nach dem Tode ein auch nach dem Himmel (Mulungu) genannter Koma (Schatten), der bald im Grab, bald über der Erde, bald in Donner und Blitz ist, auch in Neugeborenen sich reinkarniert und durch Opfer versöhnt wird.

Ahnenkult, wie überall in Ostafrika, eine große Rolle[1]. In Unyamwesi (Mondland) zwischen Tanganyika- und Vikoriasee bringt man auch die Leiche durch Stricke in eine hockende Stellung und begräbt sie außerhalb der Tembe hinter dem Wohnraum, innerhalb der Tembe aber vielfach Weiber und Kinder. Fehlen Verwandte, wird die Leiche in den Busch geworfen; auch im Kriege Gefallene werden am Todesort nur mit einem Haufen Dornen bedeckt. Sterben in einem Dorf kurz nach einander mehrere, so verläßt man es und siedelt sich wo anders an. Der Tod eines Häuptlings wird geheim gehalten wie seine Totenfeier, bei der Rinder geschlachtet und verzehrt werden; die Leiche bleibt in sitzender Stellung mit Baumwollenstoffen umschnürt ohne Beigabe von Nahrungsmitteln, aber von Zeit zu Zeit mit Öl gesalbt, in einem Rindenkasten im Haus 3 Monate bis zur Wahl des neuen Häuptlings aus den Söhnen des Verstorbenen und wird dann erst in ihrem Verschluß in eine große runde Grabhütte außerhalb der Tembe versenkt[2]; auf das mit Erde geschlossene hügellose Grab läßt man das Blut von 10 Ochsen fließen, deren Fleisch dann von den Dorfbewohnern verzehrt wird. Gaben werden nicht auf das Grab gestellt; die Hütte wird mit einem Ring kleiner Feldsteine umgeben; nach 1 Monat aber werden noch zwei Ochsen geschlachtet und verzehrt; oft geht das so lange fort, bis alle Ochsen des Toten verschwunden sind (S. 90 f.). Auch die kleinen Geister (msimu), die in Quellen, Höhlungen, Affenbrotbäumen und anderen Orten hausen und nach den Ermittelungen des Missionars Hutley unzweifelhaft Ahnengeister sind, macht man sich geneigt durch Mehlopfer in kleinen Zauberhütten, bittet bisweilen auch einen Msimu um ein Orakel (S. 94). Am Viktoria-Nyanza hatte der tyrannische Wahuma-Häuptling Rwána von der Landschaft Usindja aus Trauer über seinen verstorbenen Sohn in seinem Land den Anbau von Sorgum auf 3 Jahre verboten (S. 116). Auf der Insel Sésse soll man die Toten meist im Magen begraben (S. 181). In Uganda wurden gemeine oder Sklaven-Leichen meist in den Busch geworfen, vornehme und besonders die Leiche des Königs mumifiziert[3]), dann mit zahllosen Binden von Bindenstoff umwickelt, der mit Perlstickerei umgebene Unterkiefer des Königs über dem Grab aufgehängt; bei wichtigen Entschlüssen läßt ihn der neue König sich bringen. Bei der Beisetzung waren früher Menschenopfer üblich. Über den Königsgräbern wurden große Hütten errichtet (S. 186). Der Ahnenkult spielt auch in Uganda eine wichtige Rolle (S. 187). Kleine Zauberhütten findet man oft (S. 188); nach Stanley (D. d. d. E. I 418) hat jeder Kopi (Bauer) neben seiner kegelförmigen Hütte eine kleine viereckige, die dem Schutzgeist der Familie, dem Muzimu geweiht ist; die Opfer sollen aber nicht in Speisen bestehen, sie werden wohl durch ihn zugleich zu Amuletten geweiht, die nach Stuhlmann (S. 188) am Leibe getragen werden und auch an jedem Hütteneingang auf der Schwelle sind; nach Mackay wird davon jeden Morgen eines hinausgeworfen, gleichsam als Spende für den Geist, um später wieder an seine Stelle gelegt zu werden. Die Wawamba am Albertsee beerdigen die Toten in ihren Hütten, die man alsbald leer stehen läßt; beim Tod eines Chefs wird meist das ganze Dorf verlassen

[1]) In Ugogo wird die Häuptlingsleiche in einen hohlen Baum gestellt und täglich mit Pombe begossen und Asche bestreut bis zur völligen Zersetzung, dann noch auf einer Erhöhung der Witterung ausgesetzt, bis nur die Knochen übrig sind, hierauf begraben, wobei früher Sklaven geopfert wurden. Cameron, Quer durch Afr. 1877, I. 103.

[2]) Die Mitgabe von 3 lebenden Sklavinnen (Langkavel, Der Mensch u. seine Rassen 1892 S. 329) erwähnt St. nicht.

[3]) Den von Dr. Peters angenommenen altägyptischen Einfluß in Uganda lehnt Stuhlmann ab, obgleich er für möglich hält, daß einmal in alter Zeit Züge bis hierher stattgefunden; die Mumifizierung von Leichen durch Auspressen finde sich auch z. B. in Madagaskar.

(S. 309), ebenso von den Wawira am Südende des Sees, die den Häuptling mitten im Dorf in einfacher Grube in hockender Stellung in zwei frischen Ochsenhäuten (gewöhnliche Leichen ohne diese Umhüllung) begraben; auf sein Grab werden einige Pfähle gestellt, seine Thongefäße auf demselben zerschlagen und die Asche des Hüttenfeuers darüber gestreut. Kinderreiche Frauen werden ehrenvoll im Dorf, kinderlose außerhalb beerdigt (S. 393 f.). Der Tanganyika wimmelt von Muzimu, die nach den Ermittlungen des kath. Missionars Josset Ahnenseelen sind[1]) und den Lebenden freundlich oder feindlich entgegentreten, je nachdem ihr Andenken geehrt wird oder nicht; auch ihnen werden am Eingang oder im Innern der Dörfer kleine Strohhütten erbaut, in denen sie von ihren Fahrten ausruhen und an einem stets gedeckten Tisch sich erquicken können; an ihren Sitzen in oder am See fährt niemand vorüber, ohne eine Weihegabe zurückzulassen; religiöse Menschenopfer sind hier unbekannt (Schneider S. 153 f). Westlich von den großen Seen beginnt wieder eine vielfach eigenartige Bantugruppe.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VII. Die Verletzungen der Missionary Comity.

Fortsetzung.

Ein weiterer wunder Punkt, auf den mit Vorliebe die römische Kirche hämisch hinweist, dabei zugleich ihre Einheit und Centralisation betonend (s. o. VI.), ist die Gespaltenheit der evangelischen Kirche, die ja andrerseits auch ihr Gutes für die Mission hat, und damit zusammenhängend die Mannigfaltigkeit der evangelischen Missionsgesellschaften, die oft eine sehr überflüssige Zersplitterung und Vergeudung von Kräften und Mitteln zur Folge hat, „eine stete Versuchung zur unbrüderlichen Rivalität ist und unter den Heiden nicht wenig Verwirrung, ja Ärgernis anrichtet“. Für die zu fordernde, leider nicht selten verletzte gegenseitige Rücksichtnahme, Höflichkeit, brüderliche Liebe der Missionsgesellschaften unter einander fehlt das bezeichnende deutsche Wort, es möge daher gestattet sein, hier den auch in der deutschen Missionslitteratur zur allgemeinen Geltung gelangten englischen Ausdruck zu gebrauchen und hinsichtlich des umfassenden Sinnes desselben auf den bezüglichen Vortrag Warnecks für die allgemeine Missionskonferenz zu London im Juni 1888 (abgedruckt in seiner Allg. Miss. Ztsch. 1888 S. 305 ff.) zu verweisen. Für uns kommt hier natürlich in erster Linie die Verletzung der Mission. Comity auf dem indischen Missionsgebiete durch unbrüderliches Eindrängen in evangelischerseits bereits besetzte Gebiete und durch unbrüderliche Proselytenmacherei bezw. Begünstigung der Überläuferei in Betracht. Die einzelnen evangelischen Missionsgesellschaften sollten ihre

---

[1]) Die Wahollofrauen lassen die Leichen ihrer Männer im Haus aufgehängt verwesen und werfen die Abfälle in den Tanganyika. Stuhlmann S. 90 berichtet das wenigstens nach Hörensagen in Unyamwesi.

Arbeitsgebiete gegen einander möglichst abgrenzen und da, wo bereits eine Gegend von einer anderen besetzt ist, keine Station gründen, keine Propaganda treiben und keine Gemeindeglieder aus anderen Missionen ohne vorherige Verständigung mit der letztern aufnehmen, sie sollten die ordentlichen und außerordentlichen Missionskonferenzen besuchen, um in brüderlicher Weise wichtige Fragen zu besprechen, sich gegenseitig in der Abwehr römischer, heidnischer, mohammedanischer Angriffe unterstützen, sich willig dem Bischof einer anderen Missionsgesellschaft unterstellen und die Gründung einer allgemeinen indischen Nationalkirche nicht aus den Augen verlieren.

Gewiß soll niemand gezwungen werden, auf seine Eigenart und sein besonderes Bekenntnis zu verzichten; aber es giebt doch einen so großen allen Evangelischen gemeinsamen Glaubensgrund, daß wenigstens auf dem Missionsgebiete die oft recht nebensächlichen, den Heiden jedenfalls meist ganz unverständlichen Unterschiede zurückgestellt und die Einigkeit im Geiste mehr betont werden sollte. Aber es ist traurig, „wenn man hier und da sehen muß“, wie Grundemann (Missions-Studien und Kritiken S. 5) mit Recht klagt, „daß die armselige, vergängliche Schale zur Hauptsache gemacht wird anstatt des ewigen bleibenden Inhalts, und wenn in den Missionskreisen die Klagen sich mehren[1]) nicht bloß über Grenzverletzungen, sondern auch über direktes Eindringen verschiedener Denominationen in die Missionsgebiete anderer, wenn in verschiedenen evangelischen Missionen die Unterschiede der Lehre und der Kirchenformen betont und den Heiden als etwas Wesentliches beigebracht werden, sodaß diese mehr zu Anglikanern oder Presbyterianern oder Lutheranern oder Methodisten, Baptisten oder Kongregationalisten werden, als zu dem, was sie werden sollten: *Μαθηταὶ Χριστοῦ*, Christen.“ „Die hochkirchlichen Anglikaner sprachen es geradezu aus, daß die Missionare aller übrigen Sekten nur dazu da seien, die Leute aus dem schlimmsten Sumpfe des Heidentums herauszuholen; nachher komme die allein berechtigte anglikanische Kirche mit der bischöflichen Succession, um alle Bekehrten in ihren Schoß zu sammeln.“ „Es ist kein erfreulicher Anblick, in einem heidnischen Dorfe, dessen Bewohner teilweise Christen geworden sind, drei Kirchen neben einander zu sehen“ (ib. S. 78, cf. A. M. Z. 1892, 69).

Wohl sind im allgemeinen die Vertreter der einzelnen Missionsgesellschaften redlich bemüht, Frieden zu halten (wenn es freilich auch bisweilen bei den schönen Worten bleibt, denen keine That folgt), und es ist ein erfreulicher Beweis von Missionary Comity, wenn einzelne Missionare lieber ihre eignen Arbeiter zurückziehen und einzelne Stationen und Gebiete an eine andere Mission uneigennützig abtreten, als auf demselben Gebiete in Rivalität mit anderen arbeiten, wie namentlich die große und treffliche Ch. M. S. etlichemal in edler Weise gethan hat, wenn umgekehrt z. B. die Leipziger Mission die Eingabe der zur Ch. M. S. gehörigen Sudrachristen in Palamkota[2]), die aus Anlaß einer Kastenfrage (sie sollten mit den Schanarchristen gegen ihre bisherige Gepflogenheit auf denselben Kirchenbänken ihren Platz haben) sich um Aufnahme an den Kirchenrat in Trankebar gewandt hatten, überhaupt nicht beantwortet hat, wenn die durch den Tod der englischen Bischöfe Sargent und D. Caldwell erledigten südindischen Bischofsitze in Palamkota (Ch. M. S.) und Tuticorin (S. P. G.) durch einen Mann, den tüchtigen Archidiakonus W. W. Elwers in Madras besetzt werden, der wohlgeeignet erscheint, die zwischen beiden Gesellschaften bestehende Kluft zu überbrücken und die Streitigkeiten zu beseitigen.

---

[1]) Der Sperrdruck ist vom Referenten.

[2]) Grundemann schreibt in seinem neuen Missionsatlas bald Palajamkota (Karte 15), bald Palamkota (Karte 17); häufig findet man sonst auch die Schreibweise Palamkotta.

Aber gerade die konfessionell gerichteten Missionsgesellschaften sind geneigt, die Comity zu verletzen. Auch die Leipziger können wir nicht freisprechen. Trotz der herzlichen Bitte Grundemanns (A. M. Z. 1892, 66 f.) haben die Leipziger auch die 3. allgemeine indische Missionskonferenz, die vom 29. Dezember 1892 bis zum 4. Januar 1893 in Bombay getagt hat, und auf der über 30 der in Indien arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften vertreten waren, nicht besucht. Außer der Heilsarmee fehlten von den deutschen Missionsgesellschaften nur noch die Hermannsburger und Schleswig-Holsteiner, von den englischen nur die S. P. G. Das evangelisch-lutherische Missionsblatt hat zwar (1893, 157 f.) dieses Fehlen mit den Worten entschuldigt: „Das kann nur der verwunderlich finden, der die Geschichte und Verhältnisse unserer Mission, sowie die schweren Kämpfe, unter denen sie sich ihre Stellung erobern mußte, nicht kennt“, zur Begründung der ablehnenden Haltung auf die Geschichte ihrer Gesellschaft, ihre abweichende Stellung zur Kastenfrage, die scharfen Angriffe und ungerechten Beschuldigungen der englischen Missionare, die entmutigenden Erfahrungen gelegentlich der Beteiligung an kleineren Missionskonferenzen, den Verlauf der Konferenz selbst und die gemeinsame Abendmahlsfeier auf derselben hingewiesen und hinzugefügt: „Das hindert aber keineswegs, daß unsere Missionare, wo es geht, ohne Verleugnung ihres Standpunktes mit den englischen Missionaren freundlichen Verkehr pflegen, oder daß einzelne Missionare als Privatpersonen, nicht als Vertreter der Mission, an den Beratungen solcher Konferenzen teilnehmen, wie das schon öfter geschehen ist“; es wollen uns aber die zum Teil aus einer recht weit zurückliegenden Vergangenheit hervorgeholten, zum Teil recht sonderbaren Gründe durchaus nicht stichhaltig erscheinen, und es ist unserer Meinung nach christlicher, auch für den Fall einer Überstimmung an gemeinsamen Verhandlungen sich zu beteiligen und in Liebe den eignen Standpunkt zu vertreten, als grollend bei Seite zu stehen.

Bezeichnend für die Stimmung der Leipziger Mission hinsichtlich der Missionary Comity ist auch der Umstand, daß auf der 3. Synode der evangelisch-lutherischen Kirche im Tamulenlande (den 22.—24. November 1893) von einem Leipziger Missionar ein Vortrag gehalten wurde über die „Übel, die durch die Mischehen unserer Christen mit Gliedern anderer Kirchengemeinschaften entstehen, und deren Abhülfe“, in welchem fast ausschließlich von Mischehen mit Christen anderer evangelischer Kirchengemeinschaften die Rede war, und wohl anerkannt wurde, daß die zum Teil weit zerstreut wohnenden Gemeindeglieder, die infolge der Landessitte und sozialer Verhälnisse ihre Kinder in der Regel in der nächsten Nachbarschaft verheiraten, dies oft nur sehr schwer innerhalb der eignen Kirchengemeinschaft thun können, da vielleicht alle Verwandten der lutherischen Familie einer anderen Kirche angehören, das aber gerade von dem Referenten und in der Debatte als ein großes Übel hingestellt wurde, dem man durch Lehre und allerlei ernste Zuchtmittel entgegenarbeiten müsse.

Doch ist die Praxis der Leipziger Missionsgesellschaft noch eine milde gegen die der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft, die, wie oben bemerkt, in Bombay selbstverständlich auch nicht vertreten war, deren Vertreter es offen aussprechen, daß sie sich für die allein berechtigte Kirchengemeinschaft halten und dementsprechend auch in anderen evangelischen Missionsgebieten zu missionieren verpflichtet seien. So hat die Leipziger Mission wiederholt über Übergriffe der S. P. G. zu klagen gehabt, bis eine Vereinbarung unter den beteiligten Missionaren dahin getroffen wurde (1887), 1. daß sich beide Missionen aller Schritte zur Gewinnung von Gliedern der anderen Mission enthalten sollen, 2. daß bei Aufnahmegesuchen beim bisherigen Pfarrer des

Bittstellers Erkundigungen einzuziehen sind, 3. daß Personen, die wegen eines öffentlichen Ärgernisses ausgeschlossen worden sind, nicht angenommen werden sollen, außer wenn sie sich zuvor mit der Kirche, der sie Ärgernis gegeben, ausgesöhnt haben. — Am Traurigsten aber war es, als sie die in der Goßnerschen Mission eingetretenen Wirren (1868) benutzte und die von den Vorstehern der Ch. M. S. zurückgewiesenen Goßnerschen Missionare und ihre Christen aufnahmen, konfirmierten, ordinierten, um von nun an mit den Deutschen zu rivalisieren. Ja es wird von ihnen behauptet: Diese Anglikaner nehmen es nicht schwer, wenn einzelne ihrer Bekehrten zur katholischen Kirche abfallen; mit dieser wissen sie sich ja verwandt. Aber, wenn sie der Goßnerschen Mission Christen wegnehmen können, so ist es ihnen eine Freude. Erfreulich aber ist es und hoffnungerweckend für die Zukunft, daß im vorigen Jahre zum 50jährigen Jubiläum der Goßnerschen Mission auch der anglikanische Bischof aus Kalkutta erschienen ist, um die treue und gesegnete Arbeit derselben zu feiern.

Noch mehr wird geklagt über die Verletzung der Miss. Comity von seiten der Baptisten. So hatten in Gantur seit 1848 die amerikanischen Lutheraner mit großem Erfolge gearbeitet, während die Baptisten, welche Nellur besetzt hatten, wegen geringer Erfolge ihre Mission fast aufgegeben hätten, bis auch für sie durch die Arbeit unter den Madigas (den Lederarbeitern), den niedrigsten und verachtetsten unter den Kastenlosen, und dann infolge einer Hungersnot eine solche Erntezeit kam, daß 1878 die Zahl ihrer Gemeindeglieder sich auf das 2½fache der Lutheraner belief (15 000 gegen 6000). Trotzdem trieben sie Proselytenmacherei, und schon 1884 gab es 1500 Lutheraner, die sie wiedergetauft hatten, und 500 Katechumenen, die sie herübergezogen. Aber noch dauert das Treiben fort. Auch aus dem Godavari-Distrikte berichtet die Mission des lutherischen Generalkonzils über die gleichen Erlebnisse. Überläufer von ihr, bisweilen wegen grober sittlicher Vergehen ausgeschlossen, erhalten bei den Baptisten sofort Anstellung mit den besten Gehaltsversprechungen, während jene gewissenhaft darauf hält, daß nie ein ehemaliger Baptist ein kirchliches Amt bekleidet. Taufbewerber, denen dort die Warte-, Prüfungs- und Unterrichtszeit zu lange dauert, werden hier sofort getauft; getroffene Übereinkommen werden jesuitisch umgangen, in die lutherischen Stationen baptistische Seminare gelegt u. s. w. Bezeichnend ist, was ein von den Baptisten getaufter Brahmane einem Schleswig-Holsteinschen Missionar auf dessen Frage, wie sie in ihrer Gemeinschaft unwissende, unerprobte Leute so ohne weiteres ordinieren könnten, treuherzig antwortete: „Ja, meinen Sie denn, daß unsere Missionare sich wegen jedes Eingebornen, den sie taufen wollen, die Stiefel naß machen? Dazu müssen wir eingeborene Geistliche haben, die ja leicht ihre Fuß- und Beinbekleidungen beseitigen können". — Die Schleswig-Holsteiner und die Hermannsburger Missionare, die unter den Telugus arbeiten, ja auch die Boten der Ch. M. S. und der London S., machen dieselben Erfahrungen. Einem holsteinischen Missionar hat sogar ein baptistischer Sendbote offen erklärt, daß er durch sein Gewissen gebunden sei, alle lutherischen Christen nach Möglichkeit zu Baptisten zu machen; denn die Taufe der Baptisten sei die allein schriftgemäße, und sie seien gesandt, alle Welt zu taufen, an Grenzen könnten sie sich also nicht kehren. Und diese Äußerung stimmt völlig mit den Worten eines amerikanisch-baptistischen Blattes (Foreign Mission Journal, herausgegeben vom Miss. Board of the Southern Bapt. Convention 1888, No. 243) überein, in dem es heißt (allerdings mit Beziehung auf Kleinasien): „Sie (die Baptisten) haben ganz recht gethan . . . gewissen Personen hilfreiche Hand geboten, . . . die Wahrheit so zu erkennen, wie wir sie erkennen. Der Missionsbefehl lautet: ‚Gehet hin in alle Welt!' . . . und so lange er so lautet, haben wir

Baptisten kein Recht zu versprechen, daß wir von irgend einem Gebiet der Welt uns fernhalten wollen. Wo uns Gott deutlich hinzuführen scheint, da in erster Linie müssen wir hingehen, einerlei von wem das betreffende Feld schon besetzt ist. Wenn das Übergreifen heißt, nun dann müssen wir eben übergreifen". Nach alledem müssen wir uns wundern, daß die amerikanischen Baptisten darüber so erzürnt gewesen sind (Bapt. Miss. Mag. 1888, 358 ff.), daß Gundert in seiner evangelischen Mission die Bemerkung gemacht hatte: „Verschiedene Missionsgesellschaften beklagen das rücksichtslose Übergreifen baptistischer Arbeiter in das von anderen besetzte Gebiet".

Wie eifrig die Baptisten im Bekehren sind, das mußte Grundemann gelegentlich seiner indischen Reise an sich selbst erfahren. Er schreibt (Miss. Studien und Kritiken S. 79): „Ich wohnte der Konferenz sämtlicher Baptistenmissionare von Bengalen bei. Ich wurde mit großer Freundlichkeit aufgenommen, und zum Teil konnte ich mich unter ihnen wirklich wie ein Bruder unter Brüdern fühlen. Schließlich mußte ich mir doch sagen lassen, mir fehle nur noch eins, — nämlich daß ich Baptist werde."

Fast noch schroffer treten die bischöflichen Methodisten Amerikas auf, die vor einiger Zeit in den Nordwestprovinzen bedeutende Erfolge zu verzeichnen hatten. Wenn sie aber z. B. für 1892 10 332 vollzogene Taufen und noch 35 000 Taufbewerber anführen, so sind diese scheinbaren Massenbekehrungen vor allem auf Rechnung der mindestens sehr sonderbaren Taufpraxis (man tauft größtenteils Heiden, die gar nicht oder nur ungenügend vorbereitet sind, sobald sie nur erklären, daß sie dem Götzendienst entsagen und an Christum glauben wollen, wodurch große Scharen von Namenchristen[1]) entstehen, die natürlich oft ins Heidentum zurückfallen), verbunden mit dem Eindringen in fremde Arbeitsfelder zu setzen.

Wenn über Verletzung der Missionary Comity geklagt wird, da werden sie immer in erster Linie genannt. Grundemann schreibt über ihren Bekehrungseifer (ib. S. 79): „Ich reiste in der Eisenbahn mit einem methodistischen Ehepaar zusammen, die in demselben Wagen eben einen englischen Soldaten und seine Frau bekehrt hatten, wovon sie mir voll Lobens und Dankens erzählten. Als ich mir gegen diese schnelle Bekehrung doch einige Bedenken zu erheben erlaubte, begannen sie mit aller Anstrengung, mich selbst zu bekehren. Der Dame liefen die hellen Thränen über die Wangen, als sie tief bewegt mit zitternder Stimme mir sagte: „Teurer Bruder, jetzt ist der Herr Ihnen näher denn je; lassen Sie diese Stunde nicht vergeblich vorübergehn"... Dasselbe versuchen Leute dieser Denomination nicht selten mit braunen Christen oder Anhängern anderer Missionare. Eine schwedischer Sendbote hatte in achtjähriger Arbeit das Vertrauen von etwa 50 Leuten gewonnen, die sich zu ihm hielten. Ein Methodist machte sich mit diesen bekannt und taufte sie ohne ihre Zustimmung, und ohne daß sie auch nur darüber klar waren, was mit ihnen geschah. Man könnte eine ganze Reihe ähnlicher Übergriffe zusammenstellen."

Auf der genannten 3. allgemeinen indischen Missionskonferenz in Bombay gab der Referent über diesen Gegenstand (der Schotte Ashkroft) dieser Beschwerde offenen Ausdruck und fand dabei von anderer Seite Unterstützung und Bestätigung. Der Bischof der angegriffenen Methodisten (D. Thoburn) verteidigte ihre Handlungsweise unter Hinweis auf eine gleiche Praxis der römischen und anglikanischen Kirche (er meinte natürlich nur die S. P. G.) und behielt seiner Gemeinschaft auch für die Zukunft das Recht vor, ihre Missionare überall hinzusenden, wo sich eine Thür aufthäte. Ja er be-

[1]) Ein so getaufter Heide erklärte einige Monate nach Empfang der Taufe, daß er sowohl „Lal Beg" als „Madaji" anbete.

hauptete sogar, „daß die Methodisten ein Werk thäten, das andere Missionen weder thun wollten noch thun könnten, und lehnte ihre Zustimmung zur Einsetzung des vorgeschlagenen Comity — Comitees (behufs Grenzregulierung, Schlichtung von Streitigkeiten, Aufstellung allgemeiner Regeln für das Verhalten der einzelnen Gesellschaften zu einander, Ausstellung von Überweisungs-Zeugnissen u. s. w.) ab". Bischof Gifford konnte mit seiner Befürwortung der — jetzt allerdings nicht überall durchführbaren — territorialen Scheidung der verschiedenen Missionsgebiete nicht durchdringen. So verlief denn diese Verhandlung bedauerlicherweise fast ganz ergebnislos; ihr einziges Resultat war die einstimmige Annahme des Beschlusses, der den besprochenen Übelständen wenigstens etwas Abhilfe schaffen soll: „Die Konferenz empfiehlt den verschiedenen Missionsgesellschaften, weder Beamte noch Glieder anderer Missionen in Dienst zu nehmen ohne eine vorherige Anfrage bei der Gesellschaft, der sie bisher angehört, und besonders unter Kirchenzucht stehende Glieder nie ohne eine ähnliche Beratung aufzunehmen".

Auf der früher erwähnten allgemeinen kirchlichen Missionskonferenz aber, die 1894 in London stattfand, wurde die Frage der Miss. Comity abermals behandelt, bei welcher Gelegenheit der Bischof von Lahore (S. P. G), der übrigens auch eine strenge territoriale Abgrenzung der Missionsgebiete für undurchführbar erklärte, die von den bischöflichen Methodisten Amerikas vorgeschlagenen Grundsätze kritisierte, die im wesentlichen darauf hinauskämen, allen Missionaren volle Freizügigkeit zu gewähren und sich auf den christlichen Takt und Anstand der einzelnen Missionare zu verlassen (!), im übrigen aber den Beschluß der Konferenz zu Bombay sich zu eigen machte.

Möchten Warnecks besonnene und umfassende Vorschläge in dem eingangs angeführten Vortrag diesseit und jenseit des Meeres immer mehr Berücksichtigung finden! (Ev. Miss. Mag. 1885, 184 ff.; 1887, 347; 1888, 42. 220; 1889, 66 f.; Ev. luth. Miss.-Blatt 1890, 19; 1893, 193. 260; 1894, 178 f.; A. M. Z. 1888, 305 ff.; 1892, 66. 69. 216; 1893, 297 ff. 306. 553 ff.; 1894, 64 ff.; Allg. ev. luth. K. Z. 1893, 690. 1195 ff., 1894, 746f. 779f.; Grundemann, Miss. Stud. u. Krit. S. 5. 77 ff.; Goßners Miss. unter den Kols 1895, 37. 46).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Mission auf der Berliner Gewerbeausstellung.

In der Kolonialabteilung der Berliner Gewerbeausstellung findet der Besucher auch eine Abteilung für die Mission. Die Anordnung derselben ist vom Miss.-Sup. Merensky getroffen worden und verdient die größte Anerkennung. Allen unseren Freunden sei hiermit der Besuch dieser Missionsausstellung aufs wärmste empfohlen.

Nur die in unseren Kolonien arbeitenden Missionsgesellschaften haben ausstellen dürfen, und nur diejenigen ihrer Gebiete sind zur Darstellung gebracht worden, die in unseren Kolonien liegen. Von den Arbeiten unseres Vereins wird man also vergeblich etwas suchen. Dennoch müssen wir uns wundern, daß unsere Vereinsleitung von dem Unternehmen überhaupt nicht in Kenntnis gesetzt wurde, und daß nicht einmal unsere Zeitschrift, die doch auch in Berlin erscheint, mit ausgelegt wurde, während D. Warnecks Allgemeine Missionszeitschrift ausgestellt ist.

Die Anordnung ist nun so getroffen, daß jede Gesellschaft ihren besonderen Raum hat, über dem sich ihr Name befindet; eine Wandkarte

orientiert über die Lage der Stationen in unseren Kolonien. Unter jeder Karte sind gute Photographien der Missionare, Eingeborenen, Stationsgebäude ꝛc. angebracht. Auch Götzenbilder werden gezeigt. Einen Einblick in die Geistesarbeit der Missionare giebt die in der Sprache der Eingeborenen unserer Kolonien herausgegebene Litteratur, Übersetzungen des Alten und Neuen Testaments, Lexika, Grammatiken, Lieder ꝛc. Wir sahen da z. B. auch die Werke Christallers, Schwarz' u. a. Auch Schreibhefte von Missionszöglingen des Togolandes in deutscher Sprache und sauberer Schrift wurden uns gezeigt. Den Mittelraum der Abteilung nimmt Basel ein. In einem Glasschrank sind auch die Geräte zu sehen, die Dr. Krapf, der Entdecker des Kilimandscharo, bei seiner Reise benutzt hat. Ferner ist das Modell des Missionsdampfers „Paulus", der die Verbindung zwischen den am Njassa-See gelegenen Stationen von Berlin I vermittelt, ausgestellt; ebenso hat die Norddeutsche Missionsgesellschaft ein sehr schönes Modell ihrer Station Amedschovhe gesandt. Eine Dame von Berlin I erteilte sachkundige Auskunft und zeigte uns in der liebenswürdigsten Weise alles, was wir zu sehen wünschten.

Beim Weggange erhielten wir ein sehr nett geschriebenes Büchlein, Die evangelischen Missionen in den Deutschen Kolonien und Schutzgebieten, herausgegeben vom Ausschuß der deutschen evang. Missionen. 88 S. mit 7 Illustrationen und 3 Karten. Verlag der Buchhandlung der Berliner evgl. Miss.-Ges., Berlin, Friedenstr. 9. 0,80 Mk. Wer sich über die evangelische Missionsarbeit in unseren überseeischen Besitzungen orientieren will, wird hier einen zuverlässigen Führer finden. Gegenwärtig arbeiten in den deutschen Schutzgebieten 9 deutsche evangelische Missionsgesellschaften mit 92 Missionaren. Die Gesamtzahl der Heidenchristen beträgt gegen 11 000. Im Ganzen giebt es 16 deutsche evangelische Missionsgesellschaften, die im Jahre 1894 auf ihren Missionsfeldern 705 Missionare und 293 142 Heidenchristen zählten. An Missionsbeiträgen brachte Deutschland im gleichen Jahre 3 438 087 Mk. auf.

Wir freuen uns aufrichtig über den Gedanken, auch eine Missionsausstellung zu veranstalten. Jedenfalls werden viele, die bisher die Mission nur als eine Sache für Phantasten angesehen haben, wenn sie sich die Mühe geben, einmal diese Abteilung der Kolonialausstellung in Augenschein zu nehmen, ein anderes Bild von der Arbeit evangelischer Missionare und der Bedeutung der Mission überhaupt bekommen. H. Lehmpfuhl.

Litteratur.

Max Müller. Theosophie oder psychologische Religion. Gifford-Vorlesungen, gehalten vor der Universität Glasgow im Jahre 1892. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Moritz Winternitz. Leipzig, Engelmann 1895.

Mit diesem vierten Band beschloß der Verfasser seinen vierfachen Kurs von Gifford-Vorlesungen. Der erste Kurs (mit dem Titel: „Natürliche Religion") hatte einen einleitenden Überblick über die verschiedenen Auffassungen der Religion und über die wichtigsten Religionsurkunden gegeben. Der zweite handelte von der „physischen Religion" oder vom Glauben der Völker an das Unendliche in der Natur; der dritte von der „anthropologischen Religion" oder dem Glauben an das Göttliche in der menschlichen Seele;

der vierte unter obigem Titel behandelt das Verhältnis dieser beiden Arten des Unendlichen oder die Vorstellung der Völker von der Verwandtschaft und Einigung der Seele mit Gott. Es werden zuerst die Vorstellungen der Inder, Iranier und Platos über die Rückkehr der Seele zu Gott nach dem Tod dargestellt, am ausführlichsten die indische Eschatologie, in welcher drei Phasen unterschieden werden, die älteste mythologische von der Wanderung der Ahnenseelen zum Mond, dann die ältere brahmanische vom Hingang der Seelen zum Throne Brahmas, endlich die der Vedanta-Spekulation, nach welcher die Erkenntnis von der Einheit der Seele mit Brahma alle weitere Wanderung aufhebt und die Seele von der kosmischen Existenz überhaupt befreit. Als Zwischenstufe vor diesem höchsten Endziel erscheint die Seelenwanderung durch verschiedene Daseinsformen hindurch — ein Glaube, der nach dem Verfasser aus einem Gefühl moralischer Gerechtigkeit hervorgegangen sein soll. Ich halte die Erklärung Oldenbergs doch für wahrscheinlicher, der („Religion des Veda", S. 563) den Seelenwanderungsglauben mit dem uralten Animismus in Zusammenhang setzt, was doch nicht ausschließt, daß die Brahmanen diesem alten Rudiment durch ethische Verwertung desselben eine neue Bedeutung gegeben haben können. — In der Darstellung der Vedanta-Philosophie verdient die Charakteristik der zwei Schulen besonderes Interesse: Sankara ist der konsequente Monist, nach ihm ist Brahman oder das höchste Selbst unveränderlich ein und dasselbe, das Ein und Alles, daher die mannigfaltige Welt der Erscheinung bloßer Schein, Resultat der Avidya, des unerklärlichen Nichtwissens; Ramanuga hingegen ist evolutionistischer Monist; nach ihm entfaltet sich Brahman in die Welt des Vielen, diese hat also mitsamt den individuellen Seelen ihre in Brahman begründete Realität. So unbedeutend, wie der Verf. (S. 313) den Unterschied beider Schulen darstellt, will er mir doch nicht erscheinen, und noch weniger kann ich ihm darin zustimmen, daß er jenen Akosmismus oder Illusionismus als im Grunde gleichbedeutend mit der Kantischen Lehre von der Relativität unserer Erkenntnis hinstellt (S. 316 f.). Auch gegen die öfters wiederkehrende Gleichstellung dieses brahmanischen Akosmismus, der alles Einzelleben und so auch das der menschlichen Persönlichkeit direkt in Schein auflöst, mit der christlichen Mystik möchte ich Einspruch erheben; ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der gelehrte Indologe die ob auch großartige, so doch sehr einseitige Denkart dieser indischen Philosophen zu günstig beurteile. — Die elfte Vorlesung handelt vom persischen Sufismus, der auf indische und christliche Einflüsse zurückgeführt wird. — Der interessanteste Teil dieses Buches aber dürfte in den vier letzten Vorlesungen bestehen, in welchen die christliche Mystik von ihren Anfängen bis auf das Ende des Mittelalters besprochen wird. Viel richtiger, als es jetzt vielfach von theologischer Seite geschieht, urteilt der Verf. über den Ursprung der christlichen Logos-Lehre. „Ausdrücke wie Logos und Monogenes sind historische Thatsachen, sie existieren einmal und nur einmal. Wer immer den Anfang des 4. Evangeliums geschrieben hat, der muß mit der griechischen und jüdisch-alexandrinischen Philosophie Fühlung gehabt und sich seine Anschauungen von Gott und Welt unter diesem Einfluß gebildet haben. In den Augen des Historikers und noch mehr des Sprachforschers ist das wohl über allen Zweifel erhaben, geradeso wie, daß jeder, der vom „kategorischen Imperativ" spricht, mittelbar oder unmittelbar mit Kant in Berührung gestanden hat" (S. 408 f.) Indem die christlichen Väter diesen in der griechischen Philosophie geprägten Begriff zum Ausdruck ihres Christusglaubens gebrauchten, „wurden drei wichtige Punkte gewonnen: das Gefühl der engsten Verwandtschaft zwischen der menschlichen und der göttlichen Natur, die hervorragende Stellung Christi als des Sohnes Gottes im wahrsten Sinn, und zugleich die der

Möglichkeit nach vorhandene Brüderschaft zwischen Christus und der ganzen Menschheit" (S. 415). Mit Recht wird vom Verf. die Bedeutung des alexandr. Clemens für die christliche Theologie sehr hoch geschätzt, aber es geht doch wohl zu weit, wenn er ihn (S. 428) noch über Paulus stellt. Gegenüber der unter uns heute beliebten Abweisung alles Philosophischen aus der Theologie verdient der Satz alle Beachtung: „Wir sind sowenig daran gewöhnt, im Neuen Testament Philosophie zu suchen, daß wir uns bei dem Gedanken jener höchst verwerflichen Scheidung zwischen Religion und Philosophie beinahe beruhigt haben; ja es gibt Leute, die es geradezu als einen Vorzug unserer Religion ansehen, daß sie nicht wie andere mit metaphysischen Spekulationen überladen sei: Dennoch liegt eine Masse metaphysischer Spekulationen der christlichen Religion zu Grunde, wenn wir nur, wie die frühesten Kirchenväter, darnach suchen. Diese Religion, wo wir ihr zum erstenmal als einem vollständigen theologischen System zu Alexandrien begegnen, stellt eine Verbindung griechischen d. h. arischen Denkens mit jüdischem d. h. semitischem Denken dar, und diese zwei uralten Ströme sind seither, nachdem sie sich zu Alexandria vereinigt, mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Weltgeschichte dahingeflossen. Ohne diese arischen und semitischen Antecedentien wäre das Christentum nie die Religion der Welt geworden" (S. 440). Daß die Logos-Christologie freilich auch eine schlimme Kehrseite hatte, wodurch sie aus einem Bindeglied zu einer Scheidewand zwischen Gott und der übrigen Menschheit wurde, das wird vom Verf., der überall mehr auf die rationale als auf die mythische Seite des Dogmas reflektiert, nur kurz gestreift (S. 448 f.). Übrigens ist ihm zuzugestehen, daß bei den älteren Vätern, besonders Clemens und Origenes, die rationale Seite noch überwog, sofern sie die Gottesgemeinschaft Christi mit der der Christen noch wesentlich auf gleiche Linie stellten. — Die 14. Vorlesung handelt von Dionysius d. Areopagiten; sein großes Ansehen im Mittelalter beruht nach dem Verf. doch nicht bloß darauf, daß er durch die Parallele der himmlischen und irdischen Hierarchie dem kirchlichen Selbstgefühl schmeichelte, sondern „sein wahrer Zauber bestand in der Befriedigung, welche Dionysius jener angeborenen Sehnsucht der menschlichen Seele nach Vereinigung mit Gott gewährte, einer Sehnsucht, die um so stärker war, je mehr die bloßen Äußerlichkeiten der Religion und des Kultus zu jener Zeit den Geist der Priester und Laien beschäftigten" (S. 471). Die Verteidigung der Mystik eines St. Bernhard, Hugo, Meister Eckhart, Tauler, der deutschen Theologie enthält viele gute Gedanken, denen die Beachtung der heutigen antimystischen Theologen und Laien zu wünschen wäre; nur hätte dem Lob auch einiges kritische Salz beigemischt werden dürfen. Das ist doch wohl nicht zu verkennen, daß diese mittelalterliche Mystik bei aller ihrer religiösen Innigkeit, deren Wert nicht verkannt werden soll, doch noch in einer weltabgezogenen Innerlichkeit befangen war, die sie an unbefangenem wissenschaftlichem Erkennen und weltlichem Handeln hinderte; das war die Schranke, die sie von dem sonst ihr nahverwandten Protestantismus trennte. Die sittliche Persönlichkeit geht zwar in der christlichen Mystik nicht mehr so ganz, wie im indischen Pantheismus, in dem All-Einen unter, denn sie behauptet sich in der Gottesliebe eben als liebendes und sich selig fühlendes Ich; aber sie hat den Mut noch nicht gefunden, in ihre fromme Liebe auch die Welt Gottes mitaufzunehmen und in der Arbeit an Gottes Reich ihre Gottesliebe zu bethätigen. Die Mystik des Mittelalters war also noch abstrakte Frömmigkeit, die sich nicht mit dem konkreten Inhalt des Sittlichen erfüllt hatte; sie war zwar keineswegs, wie die brahmanische, sittlich indifferent, aber sie war nur asketisch-sittlich, nicht positiv produktiv. Und darin verrät sich, daß auch die religiöse Überzeugung dieser mittelalterlichen Frommen den antiken Dualismus

zwischen Gott und Welt noch nicht so gründlich überwunden hatte, wie dies durch die Idee des Christentums gefordert war. Noch viel weiter aber, als sie, waren die indischen Pantheisten von dieser Überwindung entfernt; denn durch einen Gewaltstreich der abstrakten Reflexion die Welt des Vielen zu einem nichtigen Schein zu machen, ihre Realität in dem All-Einen aufzuheben, das ist doch gewiß etwas ganz anderes als sie mit Gott zu versöhnen!

Bei aller Dankbarkeit für diese neue Gabe aus dem Füllhorn der Gelehrsamkeit des berühmten Verfassers haben wir doch etliche Fragezeichen zu seinen Ausführungen machen müssen. Die Korrekturen der von uns beanstandeten Punkte finden sich, wie wir glauben, in den Gifford-Lectures des jetzigen Kollegen des Verfassers, Eduard Caird, über Evolution of Religion, auf die hiermit aufmerksam gemacht werden mag.

O. Pfleiderer.

Ritter, H. Ob Gott ist? Beiträge eines Suchenden auf die wichtigste Frage der Menschheit. Berlin, Georg Reimer. 1895. 241 S. Preis 2,40 M.

Es sind wehmütige Gefühle, die uns beschleichen, wenn wir einem, den wir aufrichtig verehrt und lieb gehabt haben, den letzten Liebesdienst erweisen, um so wehmütiger, wenn wir uns nur kurze Zeit seines Verkehrs erfreuen durften. Wir schicken uns hier an, das letzte Werk unseres verstorbenen Freundes Ritter anzuzeigen, an dem er noch auf dem Sterbebette gearbeitet hat, dessen Schlußkapitel über die Unsterblichkeit er, als seine Hand die Feder nicht mehr zu führen vermochte, seiner treuen Gattin diktiert hat. Das vorliegende Werk ist sein theologisches Vermächtnis. Und was kann wohl jemand der Nachwelt Besseres und Schöneres hinterlassen als eine klare Antwort auf die tiefste Frage jedes Menschenherzens: Ob Gott ist? Gott suchen alle Menschen. Wohin wir blicken, bei den Völkern des fernen Ostens und des fernen Westens, seien es die Söhne der Steppen Amerikas oder die Negerstämme Afrikas, die Weisen Indiens, Japans und Chinas oder die unkultivierten Hottentotten und Kaffern, überall tönt uns die Frage entgegen, ob Gott ist? Auch in unserem christlichen Europa, auch in unserem deutschen Vaterlande giebt es viele Herzen, die heute ängstlicher denn je sich diese Frage vorlegen. Was kann es daher Anziehenderes und zugleich Erbaulicheres geben, als den Ausführungen eines Mannes zu folgen, der dieses Thema nicht bloß mit einem scharfen Verstande, sondern auch mit der ganzen Glut eines für alles Hohe und Schöne begeisterten Herzens behandelt hat?

H. Ritter hat sein Werk in erster Linie für die Gebildeten unseres Volkes berechnet; es ist nicht allein für Theologen geschrieben. Die Termini der theologischen und philosophischen Zunftsprache sind nach Möglichkeit vermieden. Die Diktion ist glatt und fließend. Das Ganze ist in edler Popularität gehalten. Der rechte Ton ist meisterhaft getroffen. Es spricht mit einem Worte ein Mann, der auf der Höhe der modernen Bildung steht, zu den Menschen der Gegenwart in ihrer Sprache, und wir können zu unserer großen Freude sagen, seine Worte haben das Herz unseres Volkes getroffen; nach kaum Jahresfrist muß schon die 2. Auflage seines Werkes vorbereitet werden.

Doch gehen wir näher auf den Inhalt desselben ein. Der Glanzpunkt ist unstreitig die Darstellung der sog. Evolutionstheorie, die zuerst von Darwin wissenschaftlich begründet wurde, und ihre Beleuchtung. Ritter erkennt unumwunden die wissenschaftliche Berechtigung dieser Lehre an, zeigt aber zugleich mir einer Evidenz, deren Gründen sich niemand wird entziehen können,

daß die natürliche Schöpfungslehre gerade durch die einheitliche Weltauffassung, die sie lehrt, nicht ein Zeuge wider, sondern für das Dasein Gottes ist. Denn so viel sie auch erklären mag, den Ursprung des geistigen und leiblichen Lebens kann sie nicht darlegen; hier führt sie uns auf den Einen, von dem alles Leben stammt, ohne den die Welt auch nicht einen Augenblick bestehen könnte. Wie fein sind doch die Probleme klargelegt und mit welchem Ernst hat unser Freund gesucht und gefragt! Vor keiner Konsequenz scheut er zurück und durch nichts ist seine Wahrheitsliebe zu bestechen! Ich fühlte mich beim Studium dieser Kapitel lebhaft an die gleichen Paragraphen in R. Rothes Ethik erinnert. Man hat wohl viel über dessen Spekulationen gespottet, durch die er die Entstehung der Welt zu erklären suchte, und uns Jüngere, die wir durch die Schule der exakten Wissenschaften gegangen sind, befremdet in der That vieles daran. Aber das muß man doch zugeben und mag bei dieser Gelegenheit einmal aufs schärfste betont werden, es liegt doch eine unvergängliche Wahrheit in Rich. Rothes Spekulationen über die Weltschöpfung: Er war einer der ersten Theologen, der mit Darwin die Entstehung sämtlicher Lebewesen aus einer gemeinsamen Urform lehrte, dabei aber doch für eine schöpferische Thätigkeit Gottes Raum behielt. Auch der § 17 des Ritterschen Buches, der vom Einheitsbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit handelt, dem „Ich“, hat Anklänge an Rich. Rothe. — Es würde nun zu weit führen, wollte ich den ganzen Gedankengang des Werkes darlegen. Ich kann nur dringend sein Studium empfehlen. Niemand wird es unbefriedigt aus der Hand legen. Wer einmal Ritter näher getreten ist, weiß, daß er in den Problemen der Theologie und Philosophie zu Hause war; und wenn auch in seinem Buche jeder gelehrte Anstrich vermieden ist, so zeigt sich doch überall die solide wissenschaftliche Basis, auf der das Ganze ruht. Zu bedauern ist nur, daß ihn der Tod verhinderte, auch den 2. Teil, der über die rechte Verehrung Gottes handeln sollte, zu bearbeiten. Doch ist das, was das vorliegende Werk uns bietet, auch so ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

Heinrich Ritter ist tot. Sein Geist aber lebt fort. Möge sein Werk recht viele Leser finden. Möge es auch den Japanern, in deren Sprache es gegenwärtig durch unsere Missionare übersetzt wird, ein Führer sein, zu dem einen ewigen allmächtigen Gott. H. Lehmpfuhl.

The China Mission Hand-Book. American Presbyterian Mission Press. Shanghai 1896. 427 S.

Dieses Werk, das von Th. Richard, dem Sekretär der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese, und Rev. Fitch, Bonnell, Bentley und Herrn Intosh herausgegeben worden ist, erfüllt in jeder Beziehung, was sein Titel verspricht, es ist ein wirkliches Handbuch der Mission in China. Sein Erscheinen wird von allen Missionsfreunden aufs lebhafteste begrüßt werden. Die Lektüre desselben ist jedem, der sich über chinesische Mission orientieren will, dringend zu empfehlen. Die hervorragendsten Missionare in China haben die einzelnen Kapitel behandelt, und man darf deshalb gewiß sein, überall Zuverlässiges und Gediegene zu erhalten. Auch unsere beiden Missionare in China haben daran mitgearbeitet. Dr. Faber hat das Kapitel über den Konfuzianismus mit der ihm eigenen Gründlichkeit geschrieben; ebenso hat er einen Aufsatz über den Taoismus geliefert. Wir werden in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift eine Übersetzung dieser Arbeiten unseres Freundes bringen, wie wir überhaupt eine Übertragung des ganzen Werkes ins Deutsche dringend befürworten möchten. Pfarrer Kranz hat die Arbeiten und Ziele unseres Missionsvereins

in China in knapper und anziehender Sprache behandelt. Auf die Einzelheiten des bedeutsamen Buches, das einzig in seiner Art dasteht, an dieser Stelle einzugehen, ist leider nicht möglich; doch werden wir Gelegenheit haben, in unserer Missionsrundschau über China, die im nächsten Jahrgang unserer Zeitschrift gebracht werden soll, des öfteren darauf zurückzukommen. Wir begnügen uns daher heute, unsere Leser über den Inhalt zu orientieren. Das ganze Werk zerfällt in 2 Teile. Die ersten 92 Seiten behandeln den Konfuzianismus, den Buddhismus, den Taoismus, den Mohammedanismus, die geheimen Sekten in China; es folgen dann Aufsätze über die verschiedenen fremden Sprachen in China und über die chinesischen Dialekte, über die Verbreitung der großen Religionen auf der Erde, die Verbreitung des Christentums in der Welt und in China, über die christlichen Missionen in Asien, die Not Chinas, die Notwendigkeit von Reformen und die immerwiederkehrenden Aufstände und Niedermetzelungen der Missionare. Der 2. Teil des Buches, der 335 Seiten umfaßt, giebt ein Bild über die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der einzelnen in China arbeitenden Missionsgesellschaften. Viele Tabellen erhöhen den Wert dieser Kapitel. Wir erhalten einen Einblick in alle Zweige der missionarischen Thätigkeit, und es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle wertvollen und gesichteten Materials hier geboten wird. Dem ganzen Werk ist eine große Karte von China in Farbendruck und 12 kleinere Karten von Provinzen mit genauen Angaben der einzelnen Missionsstationen beigefügt. Hervorzuheben ist schließlich der schöne Druck und die vornehme Ausstattung.

H. Lehmpfuhl.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Würz, Die Basler Mission auf ihren Arbeitsfeldern (A. M. Z. 96, 4). Buchner, Der gegenwärtige Stand der Mission der evangelischen Brüdergemeine (ebenda, 5). Warneck, Zur jüngsten Kolonialdebatte (ebenda). Von Schwarz, Die Leipziger Mission (ebenda, 6). Richter, Reginald Heber, Bischof von Kalkutta (ebenda). Jahresbericht für das Jahr 1895 (Ostafr. M. N. 96, 4). Jahresbericht der deutschen Kolonialgesellschaft. Troeltsch, Die Selbständigkeit der Religion (Zeitschr. f. Theol. u. Kirche V, 5 u. 6, VI, 1 u. 2). Shawe, Nine centuries of Buddhism. I—III. (Miss. Rev. of the World 96, 4—6). Alexander, the present position of the Anti-opium-movement (ebenda, 4). Schodde, Gospel work in Israel (ebenda). Edwards, Hinduism and Romanism (ebenda). Smith, A missionary romance II. (ebenda, 5). Bertrand, A missionary heroine, Madame Coillard (ebenda, 6). The evangelization of the World in this generation (Church Miss. Int. 96, 4). The clergy and the three year's enterprise (ebenda, 6). Ukita, Christendom versus Heathendom (The Far East 96, 1). J. Vahl, Om nogle evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 96, 1). J. Vahl, Tabeller til Hedningemissionen 1893 til 1894 (ebenda). Landegren, Missionärskallets härlighet (Meddeland. från Stud. Miss. föreningarna 96, 1). Hylander, Några ordom gallaernas nuvarande religion och religiösa bruk (ebenda).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 4 u. 5). Moskitoküste (ebenda 5). E. Eaton, Why a mission in Mexico? (The Miss. Her. 96, 5). Jubilee year fund of the American Miss. Association (The Americ. Miss. 96, 4). Woodbury, A home Mission work little understood (ebenda). Pond, The Chinese. The Los Angeles Mission (ebenda, 5). Spencer Snell, History of a Church in Alabama (ebenda, 6).

B. Afrika.

G. Kurze, Die Lage in Madagaskar I—III. (A. M. Z. 96, 4—6). Feuer und Schwert im Sudan (B. M. M. 96, 4 u. 5). Eine Kundschaftsreise im Hinterland von Deutsch-Togo (ebenda, 5 u. 6). Gareis, Kolonisationsversuche in Madagaskar von 1643—1814 (ebenda, 6). Deutsch-Ostafrika (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 4 u. 5). Hereroland (Rhein. Miss. 96, 4 u. 5). Namaland (ebenda, 5 u. 6.). Richter, Die Bluttaufe der christlichen Kirche auf Madagaskar (D. evang. Miss. 96, 4). Richter, Der Sieg des Christentums auf Madagaskar (ebenda, 5). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Süd-Transvaal (Berl. M. B. 96, 3). Ephoralkreis Nord-Transvaal (ebenda, 3 u. 4). Nachrichten aus dem Ephoralkreis Natal (ebenda, 5). Nachrichten aus Maschonaland (ebenda). Nachrichten aus Kondeland (ebenda). R. Zihmann, Bilder aus Madagaskar (Miss.-Freund 96, 4). West-Afrika. Die Mission in der Kirche von England I—III (Nordd. Miss.-Bl. 96, 3—5). Döring, In einer Waschambaahütte (Ostafr. M. N. 96, 3). Grundemann, Noch einmal: Islam oder Christentum? (D. Kol. Ztg. 96, 12). Der Wert Afrikas (ebenda, 20 u. 22). Laffin, Recent progress in Central Africa (Miss. Rev. of the World 96, 6). Cousins, The recent war in Madagascar and some of its consequences (ebenda). Schodde, The Abyssinians and their church (ebenda). Johnston, Further overthrows of African slave-traders (ebenda). Bishop Tucker in Uganda (Church Min. Int. 96, 4). L. Pilkington, A three year's entreprise for Uganda (ebenda, 5). L. H. Bates, The American Boards work in Africa (The Miss. Her. 96, 4).

C. Asien.

J. Vahl, Die skandinavische Santhalmission (A. M. Z. 96, 5 u. 6). Bilder aus Japan (B. M. M. 96, 4). Ein falscher Messias unter den Kols (ebenda, 6). A. Hoffmann, Christenverfolgung in Armenien (Miss.-Freund 96, 3). Die armenischen Greuel (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 4). Indisches Frauenelend (Calw. Miss.-Bl. 96, 6). Die Ureinwohner Indiens (Beibl. z. Hermbg. Miss.-Bl. 96, 5). Drei bedeutsame Versammlungen (Biene a. d. Missionsf. 96, 5 u. 6). Chamberlain, The change of front in India (Miss. Rev. of the World 96, 4). Gray, The atrocities in Armenia (ebenda). Ellinwood, Missions in Siam and Laos (ebenda, 5). Baldwin, Missionary work in Malaysia (ebenda). Neve, Unevangelized Central Asia (ebenda). Jones, The new Program of missions in Japan (ebenda). Hamlin, The martyrdom of Armenia (ebenda, 6). The old church Calcutta: Its past ministers and its present work (Church Miss. Int. 96, 4). Ed. Sell, The Bábis (ebenda, 5). St. Clair Tisdall, Christianity in the Persian empire — present and past (ebenda, 6). H. N. Barnum, The outlook in Turkey

(The Miss. Her. 96, 4). Forest, How matters look on returning to Japan (ebenda, 5). The effect of reductions (ebenda). Curtis, Prison reform in Japan (ebenda, 6). C. Greene, The christian movement in Japan (The Far East 96, 1). T. Yeijiro, The recent war and christian activity (ebenda, 2). W. J. Wanless, The national congress in India and Caste (The Church at Home and Abr. 96, 5). J. A. Eakin, Extension of the work in Siam (ebenda). E. P. Dunlap, Needs of the Malayan peninsula (ebenda). Joustra, Nit de Aantee, Keningen van den Minahassischen onderwijzer R. Tampenawas; te Pernangenen, van Augustus tot ult. Dez. 94 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg 39, 4). Verslagen van den Predikant van Menado etc. over hun dienstwerk ged. 1893 (ebenda). Uit het Malangsche (Maandber. van het Nederl. Zendelingg, 96, 4). Deli. Zending onder de Karo-Bataks (ebenda, 5). Kediri (ebenda, 6). H. Thomson, Arabien (Nordisk M. T. 96, 1). Hörberg, Reformationsförsök i Indien (Meddelanden från Stud. Miss. föreningarna 96, 1).

Vereinsnachrichten.

Zwölfter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1895/96

erstattet auf der Generalversammlung in Kiel

am 24. Juni 1896 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin.

I. Unsere Arbeit in der Heimat.

> Wer da kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen.
>
> 2. Korinther 9, 6.

Unser 12. Jahresbericht erstreckt sich über einen Zeitraum von kaum neun Monaten. Das will gar wenig in der Missionsgeschichte bedeuten, deren Perioden mit dem größten Maßstabe der Weltgeschichte gemessen werden müssen. Wenn wir dennoch von kleinen Fortschritten draußen auf unseren Arbeitsfeldern und hier in der Heimat erzählen können, so thun wir dies mit aufrichtigem Danke gegen Gott, der überall zum redlichen Wollen auch das Vollbringen giebt.

Missionsgemeinde und Missionsfeld stehen in engster Verbindung miteinander. Jede Zunahme der Liebe und des Eifers in der Heimat fördert das Werk unserer Sendboten. Und jeder Erfolg in der Heidenwelt wirkt anregend und segenspendend auf die heimatliche Christengemeinde zurück. Aber jedes Erschlaffen des Missionssinnes bei uns bewirkt auch einen Stillstand draußen, und jeder Mißerfolg unter den Heiden wirkt abkühlend auf die Herzen in der Heimat. Nur daß man in der Mission Erfolge und Wirkungen nicht im Äußerlichen suchen darf. Summen und Zahlen thun es noch nicht. Hauptsache ist, daß in der Heimat der Sinn für die

Mission wächst, daß die Herzen weit und bereit zur Hülfe an unseren heidnischen Brüdern werden. Und von den Missionaren, „den Haushaltern über Gottes Geheimnisse“ draußen, erwartet man „nicht mehr, denn daß sie treu erfunden werden.“ Treue Arbeit unserer Sendboten entzündet den Eifer der Missionsfreunde. Und warme Liebe zur Mission in der Heimat beflügelt den Mut und stärkt die Ausdauer der Missionare.

Auch in den letzten Monaten ist in unserer Missionsgemeinde manches Saatkorn „unter Segnungen“ ausgestreut worden, die Liebe ist stärker und darum auch die Aussaat reichlicher geworden. „Wer säet im Segen, wird auch ernten im Segen.“ Es kann nicht ausbleiben, daß eine Gemeinde auch innerlich wächst durch rege Bethätigung ihres Missionssinnes. Von ganzem Herzen wünschen wir, daß sich allerorts der Missionseifer immer reger entwickele, daß niemand mehr „kärglich“ säe, damit niemand mehr „kärglich“ ernte!

1. Der Bestand unseres Vereins.

Die Zahl unserer Mitglieder ist gegen das Vorjahr wiederum gewachsen. Die von uns im Februar d. J. ausgesandten Fragebogen sind zum größten Teil mit vollständigen und sorgfältigen Antworten zurückgekommen, und wir danken unseren Freunden auch an dieser Stelle für die Mühe, die sie auf diesen nicht unwichtigen Teil unserer Arbeit, auf die Vereinsstatistik, verwandt haben. Bei den wenigen Vereinen, die uns keinen Bericht eingesandt haben, wiederholen wir die Notizen des vorigen Jahresberichts und setzen ein eingeklammertes Fragezeichen hinzu.

Unser Verein gliedert sich in Zweigvereine, unter denen die größeren sich wieder in Ortsvereine spalten oder solche sich angeschlossen haben. Einzelne zerstreute Mitglieder haben sich unter der Leitung von Vertrauensmännern zu Gruppen vereinigt. Einige Mitglieder haben sich unmittelbar beim Centralvorstande gemeldet.

Zweigvereine.

a) Königreich Preußen:

1. Berliner Hauptverein, 465 Mitgl., 1 Ortsverein, Vors. Prof. Dr. Pfleiderer.
2. Berliner Missions-Frauenverein, 211 Mitgl., Vors. Frau Beate von Simson.
3. Breslau, 219 Mitgl., Vors. Diakonus Just.
4. Brieg (Schlesien), 344 Mitgl., Vors. P. prim. Lorenz.
5. Eberswalde, 48 Mitgl., Vors. Oberprediger Jonas. (?)
6. Frankfurt a. M., 239 Mitgl., Vors. Kons.-R. Dr. Ehlers.
7. Görlitz, 33 Mitgl., Vors. Archidiak. Schönwälder.
8. Königsberg i. Pr., ca. 100 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Liedtke. (?)
9. Liegnitz, 185 Mitgl., Vors. P. prim. Ziegler.
10. Osnabrück, 60 Mitgl., 1. Vors. Direktor Dr. Heuermann, 2. Vors. Schulrat Diercke.
11. Potsdam, 2 Ortsvereine, Potsdamer Frauenverein und Ortsverein in Luckenwalde, 255 Mitgl., Vors. Landsgerichtsrat a. D. Häckel.
12. Rochau in der Altmark, 52 Mitgl., Vors. P. Wildberg.

13. Schleswig-Holsteiner Landesverein. 19 Ortsvereine in Barlt (34), Büsum (33), Brunsbüttel (39), Flensburg (34), Friedrichstadt (22), Hemmingstedt (140), Herzhorn (45), Husum (100), Kiel (241), Marne (28), Meldorf (47), Neumünster (34), Oldenswort (50), Osterhever (46), St. Peter (35), Rödemis (57), Tetenbüll (138), Tondern (26), Wesselburen (41), außerdem 12 Ortsgruppen in St. Annen-Österfeld (13), Bramstedt (9), Delve (15), Garding (17), Heide (9), Leck (9), Niebüll (10), Pahlen (6), Rosthusen (5), Tönning (8), Ülvesbüll (7), Vors. Pf. Dieckmann in Wesselburen.
14. Stettin, 60 Mitgl., Vors. Pred. Steinmetz.
15. Thorn, 60 Mitgl., Vors. Pf. Stachowitz.
16. Wiesbaden, ca. 90 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickel.
17. Wiesbaden, Frauen-Verein, 70 Mitgl., Vors. Frau Stadtpf. Bickel.

b) Königreich Bayern.

18. Pfälzischer Hauptverein, etwa 100 Ortsvereine in den Dekanaten Bergzabern, Dürkheim, Frankenthal, Germersheim, Homburg, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Kusel, Landau, Lauterecken, Neustadt a. H., Obermoschel, Pirmasens, Speyer, Winnweiler, Zweibrücken, darunter 2 Frauenvereine in Kusel und Landau, ca. 8000 Mitgl., Vors. Stadtpf. Bickes in Ludwigshafen a. Rh.

c) Königreich Sachsen.

19. Chemnitz, 153 Mitgl., Vors. Privatier Planich, Schriftführer Oberpf. Dr. Graue.

d) Großherzogtum Baden.

20. Baden, 10 Mitgl., Vors. (?)
21. Freiburg, 34 Mitgl., Vors. Stadtpf. Dr. Hasenclever.
22. Heidelberg, 300 Mitgl., Vors. Stadtpf. Schück.
23. Karlsruhe, 135 Mitgl., Vors. Prof. Thoma.
24. Mannheim, 126 Mitgl., Vors. Stadtpf. Ahles. (?)
25. Mannheim, Frauen- und Jungfrauen-Verein, 75 Mitgl., Vors. Frau Stadtpf. Hitzig.
26. Pforzheim, 300 Mitgl., Vors. Gymnasialprof. Dr. Reuß; Schriftf. Stadtpf. Klein.

Diese Zweigvereine bilden mit 26 Ortsgruppen in Allemühl, Auggen, Buggingen, Dühren, Ehrstädt, Eppelheim, Hagsfeld, Handschuhsheim, Hausen, Hertingen, Konstanz, Lörrach, Maulburg, Mengen, Moosbrunn, Neckargemünd, Oberbaldingen, Philippburg, Rintheim, Ruchsen, Schollbrunn, Schönbrunn, Thiengen, Vögisheim, Waldshut, Weisweil den Badischen Hauptverein und zählen im ganzen ca. 2110 Mitglieder.

e) Großherzogtum Sachsen-Weimar.

27. Apolda, 20 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Hering in Oberroßla.
28. Blankenhain, 37 Mitgl., Vors. Kirchenrat Bogenhard.
29. Dermbach, 80 Mitgl., Vors. Sup. Bach.
30. Dornburg, 24 Mitgl., Vors. Pf. Floß in Beutnitz b. Dornburg.
31. Eisenach, 201 Mitgl., Vors. Archidiak. Dr. Kieser.
32. Jena, 151 Mitgl., Vors. Sup. Dr. Braasch, Schriftf. Archidiak. Dr. Auffarth.

33. Ilmenau, 48 Mitgl., Vors. Sup. Dr. Spinner.
34. Weimar, 525 Mitgl., Vors. Pf. Ernst.

Diese Vereine bilden den Weimarischen Landesverein, dem sich noch einige kleinere Ortsgruppen angeschlossen haben. Außerdem besteht in Weimar eine Frauengruppe.

f) Großherzogtum Oldenburg.

35. Landesverein, 6 Mitgl., Vors. Pf. Gramberg in Abbehausen.

g) Herzogtum Braunschweig.

36. Braunschweig, 199 Mitgl., Vors. Oberlandesgerichtsrat Häberlin; Schriftf. Pf. Dr. Pini.

h) Herzogtum Sachsen-Gotha.

37. Landesverein, mehrere Ortsvereine, 450 Mitgl. (außerdem ca. 2000 Wohlthäter), Vors. Sup. Haupt in Uelleben.

i) Herzogtum Sachsen-Meiningen.

38. Landesverein, ca. 450 Mitgl., Vors. Oberkirchenrat Dr. Dreyer.

Ortsgruppen sind in den Diözesen Meiningen (Vertrauensm. Gymnasialoberlehrer Pfeiffer), Wasungen (Pf. E. Horn), Salzungen (Pf. Köhler), Römhild (Oberpf. Meisner), Themar (?), Hildburghausen (Kirchenrat Sauerteig), Heldburg (Superint. Heyl), Eisfeld (Archidiak. Dr. Kost), Schalkau (Pf. Rix), Sonneberg (Pf. Rich. Erk), Gräfenthal, Pößneck (Oberpf. Keiser), Saalfeld (Pf. Rolle), Kranichfeld (Pf. Hoßfeldt), Camburg (Pf. Kaufmann).

k) Freie Stadt Bremen.

39. Bremen, 1 Ortsverein in Bremerhaven, 828 Mitgl., Vors. P. Burggraf.

l) Freie Stadt Hamburg.

40. Hauptverein, 175 Mitgl., Vors. P. Dr. Manchot, Schriftf. P. Dr. Meincke.
41. Missions-Frauenverein, 72 Mitgl., Vors. Frau Illies.

m) Großherzogtum Luxemburg.

42. Luxemburg, 60 Mitgl., Vors. (?)

n) Schweiz.

43. Deutsch-Schweizerischer Landesverein, 11 Kantonalvereine oder Gruppen in Zürich, Appenzell, Aargau, Basel, Bern, St. Gallen, Glarus, Graubünden, Luzern, Thurgau, Schaffhausen; 1164 Mitgl., Vors. Pf. Dr. Buß-Glarus; Schriftf. Pf. Weber, Zürich 8.

44. Zweigverein der französ. Schweiz, 56 Mitgl., Vors. Pf. Röhrich in Genf. (?)

Demnach verfügen wir über einen Stamm von 44 Zweigvereinen, denen sich 123 Ortsvereine und 15 Ortsgruppen angegliedert haben. Im Gothaischen Landesverein wirken 75 Vertrauensmänner. Die Zahl unserer Mitglieder beträgt weit über 20 000, soweit sie sich überhaupt feststellen läßt.

Neugegründet im letzten Jahre wurden der Zweigverein in Osnabrück und der Wiesbadener Frauenverein, ersterer durch die Bemühungen des

Pastors Schmidt, letzterer durch unsere frühere Missionarin Frau Stadtpfarrer Bickel geb. Diercks, die nach wie vor unserer Sache das wärmste Interesse entgegenbringt. Zu unserem lebhaften Bedauern haben sich dagegen die Zweigvereine in Stralsund und Danzig, die erst wenige Mitglieder zählten, aufgelöst. Wir bedauern dies umsomehr, als im Osten unseres Vaterlandes bisher nur an sehr wenigen Orten die Teilnahme an unserem Werke sich gezeigt hat.

Wir bitten alle Freunde der Mission, für unsere Sache überall thatkräftig einzutreten und durch persönliches Werben uns neue Mitglieder zuzuführen. Wünschenswert wäre es namentlich, daß sich die Frauenwelt in noch höherem Maße, als es bisher geschieht, unserem Werke widmete, so daß wir neben den 5 bestehenden Frauenvereinen bald eine stattlichere Zahl aufzählen könnten. Mit Dank sei hier die Thätigkeit des Berliner Frauenvereins hervorgehoben, der in Verbindung mit dem Berliner Hauptverein im verflossenen Winter ein Konzert veranstaltete, das 1898,32 Mark Reingewinn brachte. Der Mannheimer Frauenverein überreichte beim 11. Jahresfeste in Pforzheim eine Festgabe von 100 Mark, der Potsdamer Frauenverein stiftete als Extragabe im März d. J., auch um das Andenken unseres entschlafenen Freundes Prediger Ritter zu ehren, die Summe von 350 Mark.

In den meisten Zweigvereinen herrscht reges Leben. Fast überall haben Missions-Gottesdienste und -Jahresfeste, auch Vortrags-Versammlungen und Familienabende stattgefunden. Auch ist unsere Vereinslitteratur, insbesondere unsere Flugschriften, fleißig verbreitet worden. Nur 7 Zweigvereine melden, daß weder Gottesdienste noch Versammlungen abgehalten wurden. Ein trefflich gelungenes Missionsfest veranstaltete der Brandenburger Provinzialausschuß am 11. Juni 1895 in Eberswalde. Eine Wiederholung dieses Festes hat im laufenden Jahre in Guben stattgefunden (vgl. S. 185). Solche Missionsfeste, die einen weiteren Kreis von Freunden unseres Werkes in einer Provinz oder einem Land umfassen, sind nur zu empfehlen. Wir bitten wiederholt, überhaupt kein Mittel unversucht zu lassen, um allerorts die Teilnahme an unserem Werke durch persönliche Anregung zu fördern.

Durch den unerwarteten frühen Tod (10. Mai) des Superintendenten D. Horn in Gräfenthal (früher in Marisfeld) hat der Meininger Landesverein ein äußerst rühriges Mitglied verloren. Wir alle aber betrauern in D. Horn einen treuen Freund unserer Sache, für die er bis zuletzt mit großem Eifer gewirkt hat. Er hat unseren Missionsverein mitbegründet, war lange Zeit hindurch der erste Schriftführer und bis 1892 Mitglied des Centralvorstandes. Unser aufrichtiger Dank folgt ihm in die Ewigkeit nach!

Vertrauensmänner.

In Gegenden, wo noch keine Zweigvereine vorhanden sind, sich aber dennoch Interesse für unsere Mission zeigt, sind Vertrauensmänner bemüht, dies Interesse auf jede Weise namentlich durch Verbreitung unserer Vereinslitteratur zu fördern. Sie sind außerdem vom Centralvorstand ermächtigt, Anmeldungen von Vereinsmitgliedern anzunehmen, deren Beiträge zu sammeln und an die Centralkasse abzuführen. Gedruckte, von den

Vertrauensmännern auszugebende Mitgliedskarten können vom Centralvorstand unentgeltlich bezogen werden.

Unser Verein hat folgende Vertrauensmänner gewonnen:

a) Preußen:

Pf. Andrießen in Frankfurt a. O., Pf. Dr. Bahlow in Friedeberg a. Qu., Pf. Becker in Linnep (Bez. Düsseldorf), Past. em. Bleek in Bonn, Prof. Dr. Dieterici in Charlottenburg b. Berlin, Pf. Diethold in Vesta (Prov. Sachsen), Pred. Eltester in Hohenlandin (Kr. Angermünde), Pred. Habicht in Luckau, Pf. Handtmann in Seedorf b. Lenzen a. d. Elbe, Prof. Dr. Herm in Züllichau, Pf. Horn in Halberstadt, Pred. Kottig in Pritzwalk, Oberpf. Dr. Luther in Cremmen, Pf. Müller in Seelbach (Hessen-Nassau), Pred. Neumann in Staffelde b. Cremmen, Past. prim. Roth in Köslin, Pred. Stein in Güstebiese (Neumark), Pred. Sylvester in Blankenburg b. Seehausen (Uckermark), Pred. Thaer in Charlottenburg b. Berlin, Oberpf. Dr. Werner in Guben, Pf. Dr. Woltersdorf in Greifswald.

b) Bayern: Pf. J. Hans in Augsburg.

c) Sachsen: Past. Dr. Mehlhorn in Leipzig, Pf. Dr. Apfelstedt in Leubnitz bei Dresden.

d) Württemberg: Dekan Dr. Baur in Münsingen, Oberbibliothekar Dr. Geiger in Tübingen, Stadtpfarrer G. Gerok in Stuttgart, Pfarrer Dr. Gmelin in Großaltdorf, Prof. Dr. Hieber in Stuttgart, Pf. List in Bieberach, Pf. Vischer in Baumerlenbach.

e) Hessen: Dr. jur. Schroeder in Darmstadt, Pf. Happel in Heubach.

f) Sachsen-Altenburg: Pf. Schminke in Tautendorf b. Ottendorf.

g) Sachsen-Koburg: Pf. Eberhard in Scheuerfeld.

h) Elsaß-Lothringen: Studiendirektor Erichson in Straßburg i. E.

i) Waldeck: Pf. Lau in Wildungen.

k) Reuß j. L.: Pf. Lic. Zuppke in Gera.

l) Sachsen-Weimar: Oberpf. Geußenhainer in Berga a/Elster, Pf. Hohl in Helmershausen i/Rh., Pf. Koch in Sondheim i/Rh. Adjunkt Löle in Eichelborn, Pf. Niese in Dorndorf a. W., Pf. Pühn in Dankmarshausen, Diak. Schillbach in Buttstädt, Pf. Schmidt in Schloßvippach, Oberl. Schmidt in Sachsa, Pf. Winter in Nohra, Pf. Wünscher in Neustadt a/Orla.

m) Bremen: Pf. Holthoff in Oberneuland b. Bremen.

n) Fürstentum Birkenfeld: Pf. Wolff in Niederbrombach.

o) Niederlande: Pf. Wiesinger in Amsterdam, Leidschekade.

p) Belgien: Pf. Seitz in Antwerpen.

Diese 54 Vertrauensmänner haben etwa 400 Mitglieder gesammelt und unsere Vereinslitteratur verbreitet, auch haben sie meistens Missionsgottesdienste oder -Versammlungen veranstaltet.

Direkte Mitglieder.

Dem Centralvorstand unmittelbar haben sich nur 29 Mitglieder angemeldet. Da es unser Bestreben ist, zu decentralisieren, so empfehlen wir, wo es nur irgend möglich ist, den zerstreut wohnenden Mitgliedern, sich dem nächsten Zweigvereine oder Vertrauensmanne anzuschließen.

2. Die Leitung des Vereins.

Centralvorstand und Geschäftsausschuß.

Der Centralvorstand besteht gemäß unseren Statuten: 1. aus 15 von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern, von denen jedes Jahr 1/3 zum Austritt kommt, 2. aus 6 Vertretern der nach §. 12 der Statuten berechtigten Zweigvereine (Pfalz, Baden, Schleswig-Holstein, Bremen, Berlin und die Schweiz). Außerdem gehören unserem Centralvorstande noch 5 Ehrenmitglieder mit Stimmrecht an.

In der letzten Generalversammlung am 2. Oktober zu Pforzheim wurden die statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Konf.-Rat Dr. Ehlers, Prof. Dr. Gerland, Prof. Dr. Holtzmann und Prof. Dr. Pfleiderer einstimmig auf 3 Jahre (1895—1898) wiedergewählt. Neu ist durch Wahl derselben Generalversammlung unser früherer Missionar Gymnasiallehrer O. Schmiedel in Eisenach an Stelle des uns durch den Tod entrissenen Predigers Ritter in den Centralvorstand auf 3 Jahre (1895—1898) eingetreten. — Der Schweizerische Landesverein deputierte auf Grund des alten § 12 der Statuten den Bankdirektor Saxer in St. Gallen in den Centralvorstand. Und als das in Pforzheim am 2. Oktober revidierte Statut in Kraft getreten war (vgl. S. 184), wählte im März d. J. der Berliner Hauptverein den Generalschatzmeister für Deutschland Standesbeamten Ernst Stolze in den Centralvorstand. Gleichzeitig wurde Ernst Stolze vom Centralvorstand einstimmig zum Mitglied des Geschäftsausschusses ernannt.

Zu unserer großen Freude wurde unser früherer Missionar und langjähriges Mitglied des Centralvorstandes Superint. Dr. Spinner in Ilmenau von Sr. Kgl. Hoheit, dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen, unserem hohen Protektor, zum Oberhofprediger in Weimar und Mitglied der obersten Kirchenbehörde des Großherzogtums ausersehen.

Der Centralvorstand ist außer seiner am 1. Oktober 1895 in Verbindung mit dem Jahresfeste zu Pforzheim abgehaltenen Konferenz im verflossenen Geschäftsjahre wegen der frühen Feier des 12. Jahresfestes zu Kiel nicht wieder vollzählig zusammengetreten.

Dagegen ist der Geschäftsausschuß des Centralvorstandes, bestehend aus Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Kind, Pred. Lic. Kirmß, Prof. Dr. Pfleiderer, Superint. Dr. Spinner, Standesbeamter Ernst Stolze, Konsul Weber und Senator Wessels, zu einer Plenarkonferenz am 22. Januar d. J. in Berlin vereinigt gewesen. Die Berliner Mitglieder des Geschäftsausschusses haben außerdem noch 7 Konferenzen abgehalten.

Die Arbeiten des Geschäftsausschusses waren ziemlich umfangreich. Wir teilen nur das Wichtigste davon mit.

An Stelle des aus unsern Diensten geschiedenen (vgl. S. 191) Missionars Pf. Munzinger hatte der Centralvorstand die Aufgabe, einen neuen Missionar zu gewinnen. Er übertrug diese Aufgabe dem Geschäftsausschusse, der in den gelesensten kirchlichen Blättern zur Meldung um die vakante Missionarsstelle aufforderte. Unter den Bewerbern wurde einstimmig am 19. Mai d. J. Adolf Wendt, geb. 1870 in Neu-Ruppin, Pfarrvikar in Deetz a. Havel, ein Schüler und Konfirmand unseres verstorbenen Freundes Pred. Ritter in Potsdam, gewählt. Vikar Wendt widmet sich seit dem 1. Juni in Potsdam und Berlin der Vorbereitung auf sein neues Amt,

so daß er voraussichtlich im nächsten Frühjahr ausgesandt werden kann, nachdem er zuvor auch in England noch Studien getrieben haben wird.

An der Ausschmückung der neuen Kirche in Tokyo haben auch wir uns beteiligt.

Am 1. Oktober 1895 beschloß der Centralvorstand auf Vorschlag unserer Missionare, eine theologische und besonders auch apologetische Litteratur in japanischer Sprache zu schaffen. Wir haben dies weit angelegte Unternehmen in den verflossenen Monaten nach Kräften zu fördern gesucht. Das hinterlassene Werk unseres Freundes Ritter: „Ob Gott ist?" wird den Anfang unsrer japanischen Publikationen machen. — Ihm wird eine Sammlung von Zeugnissen berühmter Staatsmänner, Naturforscher, Philosophen u. s. w. für den Wert des Christentums folgen. Der Japaner giebt viel auf das Urteil großer Männer, und wir versprechen uns auch von diesem Werk Erfolg. Die deutsche Bearbeitung hat in zuvorkommendster Weise Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla b. Apolda übernommen. Wir bitten alle unsere Freunde, die über geeignetes Material verfügen oder bei ihrer Lektüre passende Citate finden, es Herrn Pf. Dr. Hering mitzuteilen. Über die weiteren litterarischen Arbeiten unserer Missionare vgl. II. Teil.

Am 6. März d. J. sandten wir an mehrere Professoren und Pfarrer in Deutschland und in der Schweiz ein Anschreiben mit der Bitte um Beiträge für unsere japanische Zeitschrift Shinri. Wir hoffen recht viele Artikel zu erhalten und verweisen bezüglich der Themata über die Aufsätze — selbstverständlich deutsch, die Übersetzung erfolgt in Japan — welche gewünscht werden, auf die unten im II. Teile folgende Notiz.

Für unsere Schulen in Tokyo haben wir eine Sammlung deutscher Bibeln und Neuer Testamente veranstaltet, die im Herbst nach Japan gesandt werden sollen. Leider sind bisher nur wenige Exemplare eingegangen, und wir bitten dringend um weitere Zusendungen an die Adresse des Herrn Pf. Burggraf in Bremen, Papenstr. 8, der gütigst die Sammelstelle übernommen hat. Ebenso ersuchen wir unsre Freunde herzlich, Herrn Pf. Dr. Christlieb in Tokyo Zeitungsausschnitte religiösen, philosophischen und politischen Inhalts zur Verwendung im Shinri zuzusenden.

Der Firma F. A. Perthes in Gotha sagen wir auch an dieser Stelle unseren herzlichsten Dank für die unentgeltliche Überlassung zweier Wandkarten, einer Weltkarte in Merkators Projektion und einer Karte des Imperium Romanum, für unsere Schulen in Tokyo. Der Firma Bernhard Tauchnitz in Leipzig danken wir herzlich für das Geschenk von 10 Textausgaben des Griechischen Neuen Testaments zum Gebrauch in unserer Theologischen Schule in Tokyo. Ebenso danken wir den Verlegern der Protest. Kirchenzeitung (Georg Reimer), der Christlichen Welt und Chronik (F. W. Grunow), der Theologischen Litteraturzeitung (J. C. Hinrichs), der Zeitschrift „Die Frau" (W. Moeser) für die unentgeltliche oder wesentlich verbilligte Überlassung ihrer Publikationen.

Wiederholt haben wir sowohl in unserer Zeitschrift als auch im Missionsblatt um Gaben zur Verbreitung der chinesischen Schriften Dr. Fabers, die jetzt bis nach Korea gehen, aufgefordert, leider mit geringem Erfolge. Es gingen bisher aus Deutschland nur 125 M. ein, die wir im April nach Shanghai gesandt haben, aus der Schweiz 18 Fr. Wir bitten alle unsere Freunde um kräftige Unerstützung dieser unserer litterarischen Mission in China.

Für die Beschaffung von Inventar für das Seemannsheim unserer deutschen Matrosen, die in Shanghai an Land gehen, haben wir Herrn Pf. Lic. Hackmann eine größere Geldsumme beim Centralausschuß für innere Mission erwirkt. Derselbe Centralausschuß hat auch auf unser Ersuchen in der entgegenkommendsten Weise eine Kiste mit Büchern für die Seeleute nach Shanghai gesandt. Auch wir haben unsere Missionsgemeinde um Zusendung geeigneter Lektüre gebeten und wiederholen diese Bitte.

Für die deutsche Schule in Shanghai hat das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches für das Etatsjahr 1895/96 3000 M. gewährt.

Die auf der Generalversammlung in Pforzheim am 2. Oktober v. J. beschlossene Änderung der §§. 8 und 12 der Statuten, wonach die Zahl der Stimmen der einzelnen Vereine in der Generalversammlung nicht mehr nach der Zahl der Mitglieder, sondern nach der Höhe der Beiträge berechnet werden soll, und Zweigvereine mit einem Jahresbeitrage von 2000 M. oder mehr einen Vertreter in den Centralvorstand wählen können, ist vom Großherzoglich Sächsischen Staatsministerium am 28. Dezember 1895 genehmigt und damit rechtskräftig geworden. Wir haben darauf den Neudruck der Statuten veranlaßt und jedem Zweigverein eine beliebige Anzahl von Exemplaren der Statuten zur Verfügung gestellt.

Die schon im Jahre 1893 entworfene Dienstordnung für die Missionare und Missionarinnen ist fertiggestellt und nicht nur unseren Missionaren, sondern auch sämtlichen Zweigvereinsvorständen und Vertrauensmännern zugesandt worden, damit sie auf etwaige Anfragen sofort Auskunft geben können.

Die Angriffe Dr. Daltons auf unseren Missionsverein haben in den letzten Monaten noch manche Erwiderung auf unserer Seite hervorgerufen. In einer Broschüre, die zur 12. Generalversammlung am 24. Juni d. J. in Kiel herausgegeben wird, haben wir die Widerlegungen der Daltonschen Angriffe übersichtlich zusammengestellt und beleuchtet. Mit Dank gegen Gott dürfen wir berichten, daß diese ungerechten Angriffe Dr. Daltons der Ausbreitung unseres Vereins eher förderlich als hinderlich gewesen sind, wie sie denn bei allen Vertretern und Freunden unseres Werkes den Eifer vermehrt haben, zu zeigen, daß wir eine große, ernste Aufgabe sowohl in der Heimat als auch draußen auf dem Missionsfelde zu erfüllen haben.

Konfirmandenflugblätter und Sammelbücher sind auch im letzten Jahre in großer Zahl verbreitet worden.

Auf die Arbeiten des Geschäfts-Ausschusses, soweit sie sich auf unsere Missionsfelder beziehen, kommen wir im II. Teile unseres Berichts ausführlicher zurück.

Unsere angefügte Jahresrechnung giebt außer der Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben auch ein getreues Bild über den Stand unseres Vereinsvermögens. Drückende Schulden, von denen unser vorjähriger Bericht meldete, haben wir zum größten Teil tilgen können. Aber noch immer harrt die mit 3% verzinsliche Anleihe vom Jahre 1889 der Rückzahlung, auch treten durch die dringend erforderliche Vermehrung unserer Arbeitskräfte auf den Missionsfeldern neue Anforderungen an unsere Centralkasse heran, so daß wir einer fortgesetzten Vermehrung unserer Einnahmen bedürfen.

Unsere Einnahme beträgt 50233 M. gegen 41579 M. im Vorjahre, so daß wir dank der Opferwilligkeit unserer Mitglieder eine Zunahme zu verzeichnen haben. Die Ausgaben belaufen sich auf 40454 M. gegen 35887 M. im Vorjahre.

Geschäftsstellen.

Die Geschäftsstellen sind berufen, den Centralvorstand in allen Arbeiten zur Ausbreitung des Vereins zu unterstützen und für dieselbe durch Veranstaltung von Gottesdiensten, Versammlungen mit Vorträgen, Vertrieb der Vereinslitteratur und die Tagespresse zu wirken.

1. Die norddeutsche Geschäftsstelle, unter Leitung des Predigers M. Fischer in Berlin, dem Pred. Haupt und Pred. Lic. Dr. Kind zur Seite stehen, ist verschiedentlich zu Besprechungen zusammengetreten. In Schlesien hat Pred. Fischer persönlich anzuregen versucht. Eine sehr erfreuliche Thätigkeit hat der Brandenburger Provinzial-Ausschuß unter Leitung des Landgerichtsrates a. D. Häckel im Gebiete dieser Geschäftsstelle entwickelt. Es ist ihm gelungen, 9 neue Vertrauensmänner zu berufen, und überhaupt das Werk unseres Vereins in Kreisen bekannt zu machen, in denen man von ihm bisher wenig oder nichts wußte. Sein diesjähriges Wandermissionsfest feierte der Brandenburger Provinzial-Ausschuß am 31. Mai unter großer Beteiligung und mit bestem Erfolge in Guben. Außerdem fanden noch 2 Konferenzen im Oktober und Februar statt, die recht erfreuliche Teilnahme fanden und bei denen über verschiedene unseren Verein betreffenden Fragen verhandelt wurde. Außer Landgerichtsrat a. D. Häckel und Pred. Fischer, als Vertreter der norddeutschen Geschäftsstelle, gehören dem Provinzial-Ausschuß noch Pf. Andrießen in Frankfurt a. O., Pf. Handtmann in Seedorf bei Lenzen a. d. Elbe, Prof. Herm in Züllichau, Oberpfarrer Jonas in Eberswalde und Oberpfarrer Dr. Luther in Cremmen an.

2. Die süddeutsche Geschäftsstelle, geleitet von Stadtpf. Schück in Gemeinschaft mit Stadtrat Ammon, Prof. Dr. Bassermann, Dr. Lobstein, Bankdir. Schenkel, Stadtpf. Schmitthenner, Dir. Prof. Dr. Uhlig in Heidelberg.

3. Die Geschäftsstelle für Mitteldeutschland, geleitet von Pf. Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda in Gemeinschaft mit Pf. Ernst in Weimar und Gymnasiallehrer O. Schmiedel in Eisenach, hat sich sehr rührig gezeigt. In Hildburghausen, Hammerstedt, Mellingen wurden Versammlungen veranstaltet, in den größeren Zeitungen wurden Mitteilungen über unseren Verein gebracht, ein Rundschreiben über die Thätigkeit der Zweigvereine und Vertrauensmänner wurde verbreitet; außerdem wurden 9 neue Vertrauensmänner gewonnen, die z. T. recht erfreuliche Berichte über ihre Thätigkeit senden konnten.

4. Die Geschäftsstelle für Westdeutschland, geleitet von Pf. Dr. Pini in Gemeinschaft mit Pf. Gerlich und Schuldir. Schaarschmidt in Braunschweig.

5. Die Geschäftsstelle für Norddeutschland in Hamburg. Die Leitung hat Pastor Dr. Meincke in Gemeinschaft mit Hauptpastor Dr. Grimm und Pastor Jensen übernommen.

In der Schweiz ist der Vorstand des deutsch-schweizerischen Landesvereins mit bestem Erfolg aufs eifrigste für unser gemeinsames Werk bemüht

gewesen. An der Spitze stehen Pf. Dr. Buß, Prof. Dr. Kesselring, Kaufmann Hintermeister-Boßhardt, Konsul Schöller, Pf. Schönholzer und Pf. Weber.

Vereins-Litteratur.

Unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft (Berlin, A. Haack, jährlich 4 M.) ist durch Beschluß der Generalversammlung zum Vereinsorgan auch in dem Sinne erhoben, daß alle Mitteilungen des Centralvorstandes an die Zweigvereine und Vertrauensmänner durch dieselbe erfolgen sollen. Sie bedarf auch jetzt noch eines größeren Leserkreises in den Reihen unserer Mitglieder.

Das vom Stadtpf. Schück in Heidelberg herausgegebene Missionsblatt des Allg. ev.-prot. Missionsvereins (jährlich 60 Pf., bei direktem Partiebezug von mindestens 5 Exemplaren 20 Pf.) erfreut sich einer großen Verbreitung (20000 Ex.). Vom Centralvorstand wird es regelmäßig mit allgemein verständlichen populären Mitteilungen über unsere Missionsfelder versorgt.

Eine nicht unwesentliche Stelle in unserer Vereins-Litteratur nehmen die Flugschriften ein, die sich z. T. eines recht bedeutenden Absatzes erfreuen. Bisher sind erschienen:

I. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Eine Woche in der japanischen Christengemeinde zu Tokyo. Mit 2 Tafeln: Abbildungen von Kirche und Pfarrhaus. 4. Aufl.
II. Schmiedel, Otto, Pfarrer und Missionar. Kultur- und Missionsbilder aus Japan.
III. Munzinger, Karl, Pfarrer und Missionar. Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. 2. Aufl.
IV. Lipsius, D. Richard Adelbert, Geh. Kirchenrat Prof. Unsere Aufgabe in Ostasien. Mit einem Lebensbilde des Verfassers von Pred. Lic. Dr. Paul Kirmß. Mit 1 Abbildung: Richard Adelbert Lipsius.
V. Kranz, Paul, Pfarrer und Missionar. Eine Missionsreise auf dem Yang tze kiang in China im Mai 1894. Mit einer Abbildung und einer Kartenskizze. 2. Aufl.
VI. Faber, Ernst, Missionar Dr. theol. China in historischer Beleuchtung. Eine Denkschrift zu seinem 30 jährigen Dienstjubiläum als Missionar in China. Mit zwei Abbildungen und einer Karte. (Doppelflugschrift.)

Sämtliche Flugschriften sind im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen und kosten einzeln im Buchhandel je 50 Pf., bei direktem Bezug von 50 Exemplaren einer oder verschiedener Flugschriften an je 20 Pf., die Flugschrift Nr. 6 als Doppelflugschrift kostet einzeln 1 Mk., in Partien von 50 Exemplaren an je 40 Pf.

Als Separat-Broschüre ist ebenfalls im Verlage von A. Haack in Berlin erschienen:

Zur Verteidigung gegen D. Dalton. Eine Widerlegung des Dalton'schen Angriffs. Herausgegeben vom Centralvorstande des Allgem. ev.-prot. Missionsvereins. Preis 50 Pf., in Partien von 50 Exemplaren an je 20 Pf.

Ritters Buch: „Dreißig Jahre protestantischer Mission in Japan" (Berlin, A. Haack 1890) erfreut sich einer steigenden Anerkennung

auch in englischen und amerikanischen Missionskreisen. Wir haben daher beschlossen, eine englische Ausgabe dieses Werkes zu veranstalten. Rev. Albrecht, Lehrer an der Doshisha in Kyoto, hat die englische Übersetzung, Rev. Dr. Greene in Tokyo die Fortführung des Buches bis auf die Gegenwart übernommen, da Pred. Ritter mit dem Jahre 1889 seine Darstellung abgeschlossen hatte.

Unsere allgemeine mit der Kais. Landes- und Universitäts-Bibliothek in Straßburg i. E. verbundene Missionsbibliothek hat durch Einlieferung neuer Jahrgänge verschiedener Missionsblätter und -Zeitschriften eine kleine Vermehrung erfahren.

II. Unsere Missionsfelder.

> Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächst, daß er es nicht weiß. Marc. 4, 26. 27.

Mission ist Säemannsarbeit. Der Missionar kann nichts thun, als Samen ausstreuen. Das Aufgehen und Wachsen der Aussaat steht bei Gott. Aber welch wunderbares Geheimnis! Oft muß der Missionar lange vergeblich auf eine Ernte warten, wo er doch meinte, reichlich ausgesäet zu haben, und oft steht er gerade dort vor frisch aufsprießenden Halmen, wo er noch längst nicht auf ein Wurzelschlagen des Samenkorns gerechnet hatte. Auch im verflossenen Jahre haben unsere Missionare diese Erfahrung gemacht. Ostasien ist gewiß das schwierigste Saatfeld des Evangeliums, — dort treffen alle Verheißungen und Regeln zu, die der Herr und Meister der Säeleute der Säemannsarbeit erteilt hat.

Wir können dies Mal nur über die Thätigkeit eines Zeitraumes von etwa neun Monaten berichten, da unser letzter Jahresbericht mit dem September 1895 abschloß. Es sind Anfänge und Ansätze, die wir zu verzeichnen haben. Die volle Frucht haben wir erst noch mit unseren Missionaren in aller Bescheidenheit und Demut zu erwarten.

Wir teilen den Jahresbericht unserer Missionare mit, fügen aber an den betreffenden Stellen ein, was sie uns außerdem im Laufe der letzten Monate gemeldet haben.

1. Japan.

Die allgemeine Lage der Mission.

Noch immer steht Japan unter dem Zeichen des großen japanisch-chinesischen Krieges, dessen Wirkungen auf lange Zeit hinaus dem japanischen Volksleben Gestalt und Richtung geben werden. „Man muß sich wundern", so schrieb unser Missionar Pf. Schiller am 24. Januar d. J., „daß die Erfolge das japanische Volk nicht übermütig gemacht haben; es ist das für mich ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in diesem Volke steckt, sonst könnte es nicht so objektiv seinen eigenen Erfolgen gegenüberstehen." Diese ruhige Objektivität ist dem Missionswerk günstig, das nach dem Kriege entschieden in aufsteigender Linie sich bewegt. „Während wir in unserem

letzten Jahresbericht" so schreibt unser Missionar Pf. Dr. Christlieb, „über die voraussichtlichen Folgen des Krieges für das Missionswerk unser Urteil unausgesprochen lassen mußten, glaube ich heute sagen zu dürfen, daß der Erfolg des Krieges ein direkt günstiger war. Ich setze die charakteristischen Worte aus dem Berichte unseres japanischen Mitarbeiters Minami hieher: „„Der japanisch-chinesische Krieg hat in mancher Beziehung guten Einfluß auf die Missionsarbeit ausgeübt. Vor allem ist die nationale Engherzigkeit sehr viel milder geworden. Die Prediger auf dem Lande (d. h. außerhalb Tokyos) spüren dies am meisten. Der Missionseifer fängt in allen christlichen Kreisen wieder an lebhafter zu werden."" — Mir scheint es, daß man die Lage so beschreiben könnte: In der Reaktionszeit seit 1891 trat bei den Japanern das Bestreben, als den Völkern des abendländischen Kulturkreises ebenbürtig angesehen zu werden, oft in einer Weise hervor, die man nicht anders als nervös nennen kann. Die Anerkennung der japanischen Kulturfortschritte und der damit erreichten Ebenbürtigkeit wurde mit so einseitigem Eifer erstrebt, daß sie förmlich zum Selbstzweck geworden schien und wir Fremden manchmal den Eindruck empfingen, als wenn alle Mittel gut geheißen würden, die diesen doch rein äußerlichen Erfolg herbeizuführen geeignet waren. Beispiele dessen, was Minami „nationale Engherzigkeit" nennt, fanden sich in Fülle. Nun kam der Krieg, der alle Gedanken auf den einzigen und in der That realen Erfolg mit den Waffen hinlenkte. Als dieser Erfolg zweifellos und glänzend errungen war, gewann man, so scheint mir, die Überzeugung, daß die Ebenbürtigkeit Japans auf dem Gebiet des Kriegswesens nicht länger bestritten werden könne, und der Abschluß der neuen Handelsverträge machte die so lang und heiß ersehnte Anerkennung durch die Mächte äußerlich sichtbar und greifbar. Und so scheint es, daß nunmehr eine Art Ruhepunkt in der Entwicklung eingetreten ist und man mit mehr Unbefangenheit als früher das Verhältnis zur abendländischen Kultur ins Auge faßt. Die Intervention der drei Mächte zu Ungunsten Japans hat auch die Japaner vielleicht gelehrt, daß man ihnen kein Haarbreit Recht mehr zuerkennen wird, als sie Macht zu behaupten haben; es ist aber merkwürdig wenig Aufregung dadurch hervorgerufen worden, und wir haben nicht die geringsten unangenehmen Folgen davon gehabt. — Auch der Aufschwung im Handel und Gewerbe, der deutlich sichtbar ist, scheint zu zeigen, daß die Politik nicht mehr so ausschließlich das Interesse in Anspruch nimmt, und das bedeutet viel hier zu Lande, wo die Schicksale der Mission mehr als irgendwo bisher von politischen Strömungen abhängig sind.

Über eine andere Seite dieses materiellen Aufschwungs schreibt Minami: „„Es ist nicht zu leugnen, daß mit der Erweiterung des Landes und des Handels auch die materielle Besserung in hohem Grade erstarkt ist. Leider sehen manche Pastoren und Theologiestudierende sich danach um, ob sie nicht eine Stelle in kaufmännischen Geschäften bekommen können. Beispiele sind zwei Professoren an der Doshisha: Einer trat in die japanische Reichsbank ein, der andere gründete eine Fabrik"". (Dieser Übergang, unerhört bei uns, ist hier gar nichts Ungewöhnliches: darin haben die hiesigen Zustände wirklich Ähnlichkeit mit Amerika. Weitere Beispiele sind ein Prediger der Unitarier und unser Schüler Fujita, die beide in dem gleichen Geschäft in Osaka [Versicherung] angestellt sind.) „„Dennoch ist die jetzige Zeit"",

so fährt Minami fort, „„des Aufstrebens der Nation viel günstiger für die Mission als die Zeit der Schlaffheit. In den gebildeten Kreisen werden religiöse Fragen wieder mit lebhaftem Interesse besprochen"".

Auch bei andern Missionen ist die Ansicht allgemein, daß eine bessere Zeit für unsere Sache gekommen ist. Vielleicht sollte man vorsichtiger sagen: „augenblicklich scheint eine bessere Zeit zu sein", aber dies ist unstreitig der Fall. Freilich hatte auch der Rückgang der Mission im letzten Jahre einen bedenklichen Grad erreicht. Die Zunahme der Zahl der evangelischen Christen, die von 1887 bis 1891 stetig kleiner geworden war (um 33, 29, 22% 1887—89, um 3,8% und 3,1% 1890/91), von da ab wieder etwas stieg (6% in 1892), dann wieder auf 5,2% und 4,9% fiel (1893 und 94), hat diesmal einer Abnahme Platz gemacht: von 39 240 (1894) auf 38 710 (1895) d. i. um 1,3%; und während im letzten Jahre auf jede Station 2, auf jeden Missionar 2,8, auf jeden Missionsarbeiter wenigstens noch 1 neugewonnener Christ kam, ist diesmal trotz 2516 getaufter Erwachsener (3,8 auf jeden Missionar, 11 auf jeden männlichen Missionar) die Zahl der Christen zurückgegangen, ebenso die Zahl der von Japanern geleisteten Beiträge (um 8,7%). Im Vergleich mit den Zuständen des letzten Jahres erscheint natürlich auch die kleinste Besserung bedeutend; allein es ist doch offenbar, daß mehr Leute sich für die Botschaft der Missionare interessieren, daß der Missionar häufiger aufgesucht, Gottesdienste und Vorträge auch von Außenstehenden häufiger besucht werden u. s. w.

Diese Besserung der Zustände ist auch bei uns fühlbar. Wir haben ja leider keine Tradition und keine eingehende Statistik für die ersten Zeiten unserer Arbeit in Japan, aber für mein Empfinden war überhaupt die Zeit noch nie so günstig als jetzt, seit ich hier bin. Pf. Schiller hat mit seiner Thätigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit eine Anzahl von jungen Leuten (von der Universität, dem Gymnasium und der Handelsschule) an sich gezogen, wie ich sie weder bei mir, noch bei Pf. Munzinger je gesehen habe. Als ich hierher kam, blieben meine zahlreichen Besuche bei Japanern, auch da, wo sie oft wiederholt wurden, im wesentlichen unerwidert und eine damals von Munzinger, Minami und mir weit verbreitete Anzeige für Taufunterricht &c. zog keinen einzigen Zuhörer herbei, während Schiller einen festen Bestand von 12 deutschen und 5 englischen Schülern gewonnen hat, denen es zum größeren Teil wirklicher Ernst mit ihren Bestrebungen zu sein scheint.

Auch in Hongo ist seit Ende 1895 und besonders seit Frühjahr 1896 ein ganz bedeutend besserer Kirchenbesuch zu verzeichnen, als seit lange vorher; so wie jetzt war es noch nie seit Oktober 1892 (und vermutlich auch seit längerer Zeit vorher nicht).

Auch in der Stellung der fremden Missionare scheint eine Besserung eingetreten zu sein; während vor 3½ Jahren und seither die Ansicht herrschte, daß den fremden Missionaren wenig mehr als der theologische Unterricht übrig bliebe, scheint man jetzt überall wieder mehr auf direkte missionarische Thätigkeit der Fremden zu hoffen. Um so unbegreiflicher erscheint uns der Rat, den die Kommission der Kongregationalisten[1]), die zur Untersuchung der Zustände einige Wochen hier war, ihrer Mission

[1]) Vgl. Z. M. R. 1896, S. 21.

gegeben hat: keine neuen Missionare mehr herüberzusenden; denn das bedeutet die Aufgabe der Mission mit fremden Arbeitern im Laufe der nächsten zwanzig Jahre. Ob diese Besserung anhaltend sein wird, vermögen wir nicht zu sagen; im allgemeinen sind die Missionare, mit denen ich darüber gesprochen habe, geneigt, die Frage zu bejahen.

Über die theologische Entwicklung des japanischen Christentums berichtete neulich dieselbe Kommission, „daß die Berichte über die Verbreitung heterodoxer Anschauungen stark übertrieben sind. Die Zahl der Pastoren und Lehrer, die vom orthodoxen Glauben abgewichen sind, kann man an den Fingern einer Hand abzählen, und alle diese sind solche, die ihre Erziehung zum Teil in Europa oder Amerika genossen haben". Wenn dies richtig wäre, so wäre damit die böswillige Behauptung Daltons, daß die Heterodoxie durch uns hiehergebracht sei, doppelt widerlegt. Allein ich kann durch diese Meinung der Kommission nur bestätigt finden, wovon jeder hier Ansässige längst überzeugt ist, daß alle derartigen Angaben, gemacht auf Grund von Erfahrungen weniger Wochen, absolut wertlos sind. Das Wort Orthodoxie in irgend einem Sinne des heimatlichen Sprachgebrauchs ist überhaupt auf keinen hiesigen Christen anwendbar.

Wie auf der andern Seite unsere Bestrebungen von einem uns offenbar wohlwollenden (unbekannten) Zeitungskorrespondenten verstanden werden, möge folgende Übersetzung aus der sehr verbreiteten Monatsschrift »The Sun«, (Taiyo V, 2, 5. März 1896) zeigen:

„„Mancher wird den Namen der Fukyu Fukuin Kyokwai nicht kennen, aber diese F. F. K. hat in allen Ländern, wo sie Mission treibt, sich mehr mit der Herausgabe von Büchern als mit Predigen, mehr mit dem Studium der Sprachen und Verhältnisse der betreffenden Länder als mit Beten (sic!) beschäftigt. Neulich las man in vielen Blättern von Dr. Faber. Dieser gehört zur F. F. K. Auch Schmiedel und Munzinger, zwei gründliche Kenner der japanischen Sprache und Japans im allgemeinen, gehörten zu ihr. Diese F. F. K. giebt den Leuten keine Glaubensformel (kyōchō), sondern wirklich (makotoni) Licht und Wahrheit (kōmyō to shinri). Jeder Angehörige einer Religion hält (sonst) die seinige ausschließlich für die beste; solchen könnte die F. F. K. zum Beispiel dienen.""

Man sieht auch hieraus wieder, wie schwer ein solcher, im besten Sinn des Wortes „vermittelnder" Standpunkt, wie wir ihn einnehmen, Verständnis findet. Wo wir zwischen den religiösen Postulaten und den Forderungen des Verstandes zu vermitteln suchen, erblickt der Korrespondent offenbar entweder eine Preisgabe der Religion oder gar eine Vermittlung zwischen Christentum und irgend welchen heidnischen Theorien, und er würde voraussichtlich nicht begreifen, daß auch wir unser Christentum ohne alle fremde Zuthaten für die beste Religion halten."

Wie günstig auch Pf. Schiller die gegenwärtige Lage in Japan für die Mission beurteilt, geht aus seinem Berichte vom 27. Februar d. J. hervor, in dem er schreibt:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Strom der Entwicklung des japanischen Volkes über kurz oder lang ins Christentum einmünden wird. Die Japaner fühlen das auch selbst, ohne daß darum nun auch der einzelne, der dies zugiebt, die Gewissenspflicht anerkennt, selber ein Christ zu werden". Andererseits warnt Schiller vor überspannten Hoffnungen und fährt fort:

„Das religiöse Interesse im heutigen Japan ist erschrecklich gering, geringer bei den gebildeten Ständen, als bei der Masse des Volkes, die wenigstens noch durch das Halten an den alten religiösen Sitten ein religiöses Bedürfen offenbart. Die Gebildeten sind ja in der Regel von der herrschenden Tagesströmung abhängiger als das Volk. Die Zeit, wo das Christentum Mode war und man es als den unentbehrlichen Aufputz der europäischen Kultur betrachtete, ist aber in Japan vorüber; die Scharen der Gebildeten, die früher einmal die christlichen Gotteshäuser gefüllt haben sollen, haben sich verlaufen, die theologischen Zeitschriften finden kaum noch Leser. Die Mission wird gut thun, zielbewußt den Weg einzuschlagen, der in dem Heilandsworte gekennzeichnet ist: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret" (Matth. 11, 25). Sind erst die Volksscharen fürs Christentum gewonnen, so folgen die Führer schon von selber nach, wie es die Missionsgeschichte an zahlreichen Beispielen zeigt".

Daß wir aber vorläufig gerade in unserer Mission keine überraschenden Fortschritte zu erwarten haben, ist durch das definitive Ausscheiden unseres Missionars Pf. Munzinger verursacht, der am längsten von unseren gegenwärtigen Sendboten in Japan gearbeitet und am gründlichsten sich in die Eigenart des japanischen Volkes vertieft hatte. Erst in einigen Monaten werden wir einen Ersatz für Pf. Munzinger aussenden können. Es ist aber zugleich im Werke, die Zahl unserer missionarischen Kräfte auf dem japanischen Arbeitsfelde überhaupt zu vermehren, um den steigenden Anforderungen, die in der nächsten Zeit auf Grund der oben geschilderten günstigen Verhältnisse sich auch an unsere Mission erheben werden, gerecht zu werden.

Unsere Missionare und ihre Helfer.

Die Hoffnung, die wir in unserem letzten Jahresberichte aussprachen, daß Pf. Munzinger nach Wiederherstellung seiner Gesundheit auf sein Arbeitsfeld zurückkehren werde, hat sich leider nicht erfüllt. Im Dezember 1895 verbot ihm sein Arzt Dr. Schröer in Glan-Münchweiler in einem amtlichen ärztlichen Attest die Rückkehr nach Japan. So mußte denn Pf. Munzinger aus unseren Diensten auf seinen Antrag mit dem 31. Dezember 1895 entlassen werden. Auch an dieser Stelle geben wir dem tiefsten Bedauern der gesamten Missionsgemeinde und unserer Missionare über den Rücktritt Munzingers Ausdruck, — knüpften sich doch gerade an sein Wirken die besten Erwartungen, da er sich gründlich in die Sprache und den Charakter des japanischen Volkes eingearbeitet hatte, und hatte er doch noch vor Jahresfrist mit frischer, fröhlicher Zuversicht sich bereit erklärt, auch ferner seine Kräfte unserer Mission zu widmen. Unsere Missionare schreiben: „Der Eindruck von Munzingers Abgang nach außen und innen ist zweifellos ein ungünstiger, doch sind uns üble Folgen noch nicht entgegengetreten". Wir hoffen zu Gott, daß mit seiner Hilfe auch dieser schwere Verlust, der unser Werk getroffen hat, in seinen Folgen bald überwunden werden wird. Unserem lieben Freunde und Mitarbeiter, der inzwischen in einer kleinen Landgemeinde zu Sausenheim in der Pfalz eine pfarramtliche Thätigkeit gefunden hat, danken wir für seine treuen Dienste, die er unserem Werke

geleistet hat, und wünschen ihm von ganzem Herzen die beste Erholung. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß es ihm, wenn sich seine Gesundheit wieder kräftigen sollte, möglich sein wird, noch einmal in sein altes Arbeitsfeld wieder einzutreten.

Pfarrer Dr. Max Christlieb (seit Oktober 1892 in Japan), dem nunmehr der Vorsitz in unserem japanischen Missionarskollegium zugefallen ist, arbeitet in der alten Weise mit unverdrossenem Eifer weiter. Ihm liegt die Pastorierung der deutschen evangelischen Gemeinden in Tokyo und Yokohama, der Unterricht in unserer Theologischen Schule und die Leitung aller äußeren Angelegenheiten unserer Station Tokyo ob. Er bemüht sich namentlich auch um Schaffung einer japanisch-theologischen Litteratur, der auch wir unser volles Augenmerk zugewandt haben. Ihm steht seine Gattin Frau Pfarrer Dr. Käthe Christlieb zur Seite, die sich ganz besonders um die Einrichtung und Leitung unserer Armen- (Volks-) Schule ein dauerndes Verdienst erworben hat und nach wie vor in der Frauenmission arbeitet. Mit unseren Frauenvereinen steht Frau Käthe Christlieb im regsten Verkehre, wie sie denn auch bei allen ihren Unternehmungen, namentlich auch bei dem am 16. und 17. Oktober in Tokyo veranstalteten Bazare die freudigste Unterstützung seitens unserer Missionsfreundinnen in der Heimat gefunden hat.

Pfarrer Emil Schiller (seit April 1895 in Japan), unser 2. Missionar, ist seit Oktober 1895 in die volle Missionsarbeit eingetreten. Er hat einen Teil des Unterrichts in der Theologischen Schule übernommen, ferner versorgt er die Yotsuya-Gemeinde und ist durch vielfache Veranstaltungen, Vorträge, Versammlungen, Unterricht, Besuche u. s. w. bemüht, direkt zur Ausbreitung des Evangeliums beizutragen und die Herzen der Japaner für das Reich Gottes zu gewinnen. Er findet in seiner missionarischen Thätigkeit volle Befriedigung. Am 24. November 1895 schrieb er: „Ich habe noch keine Minute den Augenblick bereut, in welchem ich den Mut fand, mich für das Missionswerk in Japan zur Verfügung zu stellen". Und am 24. Januar d. J. fügte er hinzu: „Wenn ich rückwärts schaue, so kann ich es mir gar nicht anders denken, als daß mein Lebensgang einmünden mußte in den Missionsberuf". Schillers japanische Sprachstudien, die im vorigen Sommer durch seinen Aufenthalt im Innern Japans außerordentlich gefördert waren, haben durch seine infolge des Abganges Munzingers vermehrte Arbeit an der Theologischen Schule eine Unterbrechung erlitten und können erst nach Eintreffen des neuen 3. Missionars fortgesetzt werden.

Die japanischen Hilfsarbeiter sind noch dieselben, wie im Vorjahre. Prediger Minami leitet die Hongo-Gemeinde und besorgt seit Januar d. J. wieder die Redaktion der Zeitschrift Shinri. Prediger Maruyama arbeitet auf der Station Osaka. Die Japanerinnen Fräulein Inasawa und Tomioka sowie der japanische Lehrer Fujimoto unterrichten an unserer Armen- und Sonntagsschule; an der letzteren ist auch Ogawa als Lehrer thätig.

Im ganzen sind demnach auf unserem japanischen Missionsfelde 9 Arbeitskräfte thätig, zwei Missionare, die Gattin eines Missionars, zwei japanische Prediger, zwei japanische Lehrerinnen und zwei japanische Lehrer. Möge ihre Arbeit auch ferner vom Segen Gottes begleitet sein!

(Fortsetzung folgt.)

Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.

Predigt über Matth. 28, 20 bei der 12. Jahresversammlung des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins am 23. Juni 1896 zu Kiel, gehalten von Pred. Lic. Dr. **Kirmß** in Berlin.

Das ist ein königliches Wort, wie es nie wieder auf Erden gesprochen worden ist. Das Kleid der Niedrigkeit, das Jesus getragen hat, ist gefallen; unser König steht vor uns, zwar immer noch unser Bruder, an Gebärden als ein Mensch erfunden, unser Schicksalsgenosse, der alles auf Erden mit uns geteilt hat, und dennoch ein König, der das Bewußtsein hat, eine Macht zu besitzen, mit welcher sich keine Macht der Erde vergleichen läßt. Deshalb ist auch dieses sein Wort ein Wort für die Mission. Denn die Mission ist ein Werk des Christus, der unser König ist und der König der ganzen Welt.

Wir wollen unsere Jahresversammlung mit diesem Worte beginnen und versuchen, uns den Inhalt desselben in Beziehung auf unser Werk klar zu machen.

1. Also zuerst: Ich bin bei euch. Das ist die unauflösliche Gemeinschaft zwischen Jesus und seinen Jüngern. Er läßt sie nicht los; denn er hat durch sein Leben und Sterben ihre Seelen erkauft und an sich gebunden für ewig. Seine Geistesmacht ist so groß, daß sie auch die Schranken von Raum und Zeit durchbricht und überall und immer mit den Seinen ist. Zu Hause wie in der Fremde, wenn sie wandern oder ruhen, zu Lande und zu Wasser, auf den Höhen menschlichen Wirkens wie in den Tiefen der Todesnot wird er sie geleiten. Er gehört mit seinem Reich und seiner Herrlichkeit ihnen und sie gehören ihm. „Ich bin bei euch. Wenn ihr schwach seid, ich bin euere Kraft; wenn ihr verzweifelt, ich bin euer Mut; wenn ihr reden sollt, ich bin der Geist, der euch das rechte Wort auf die Lippen legt; wenn ihr dem Tode entgegengeht, ich bin euer Leben."

Dieses Wort müssen auch wir ergreifen und uns daran festhalten mit aller Gewalt, gegen alle Zweifel und Bedenken, gegen alle Angriffe der Sünde und des Todes. Er selbst ist bei uns. Er ist nicht wie ein Staatsmann, der ein Reich aufgerichtet hat, welches nun auch ohne ihn weiter besteht, sondern das Reich Jesu kann nur dadurch bestehen, daß Jesus der ewige König desselben ist und es mit seiner geistigen Macht fortwährend durchdringt. Jesus ist nicht wie ein Philosoph, dessen Lehre nun fortbesteht ohne ihn, sondern die Lehre und der Geist Jesu gehen für jedes neue Zeitalter aus von seiner Persönlichkeit, die in der Gemeinde lebt. Wir haben nicht nur die Lehre, die Grundsätze und Gedanken Jesu, sondern ihn selbst, seine verklärte Persönlichkeit, die über unsere Seelen herrscht mit der Gewalt, die ihm gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er selbst steht jetzt noch als unser ewiger Mittler zwischen uns und Gott. Wo die Augen eines Menschen sich aufthun und den Vater im Himmel erkennen, wo ein Mensch sich aufmacht, um zu seinem Vater zu gehen, aus der Enge der Erde hin-

auf zum weiten Himmel, aus dem Gefängnis seiner Schuld zur Versöhnung mit Gott, wo ein Mensch den Ruf Gottes vernimmt: Gehe hin, deine Sünden sind dir vergeben, wo Trauernde aus der Finsternis der Todesschatten empordringen zum ewigen Leben, da ist er selbst bei uns. Er ist nicht gealtert. Die Jahrhunderte haben ihm nichts von seiner Macht genommen. Auch wenn die neue Zeit mit ihrer neuen Weltanschauung, mit ihren scharfen neuen Denkbegriffen ihm die goldenen Königsgewänder genommen hat, an denen der Blick vergangener Geschlechter bewundernd hing, so haben wir doch noch den König selbst, ebenso wie jene. Und je schlichter, menschlicher uns seine Erscheinung ist, um so klarer strahlt durch die niedere Hülle die ewige Herrlichkeit seines inneren Wesens durch. Ich bin bei euch.

Jedes Missionsfest muß darin seinen eigentlichen Inhalt finden. Hören wir hier von Erfolgen, so mahnt uns jenes Wort zur Demut. Hören wir von Mißerfolgen, so giebt es uns Mut. Zwei scharfe Gegensätze verbinden sich hier miteinander: Unsere Schwachheit und die Macht Jesu. Jesus spricht zu uns: Verzagt nicht, ihr schwachen Menschen, denn ich bin bei euch. Meine Freunde, was wollen wir schwache Menschen unternehmen? Wir wollen diese ganze Welt für unseren Glauben gewinnen, ihn über die ganze Erde forttragen; wir wollen, daß die Neger Afrikas und die Bewohner der japanischen Inseln und Indiens und Chinas alle mit uns denselben Glauben haben sollen. Was für eine Kühnheit gehört dazu, um das auch nur zu wollen! Es wäre Tollkühnheit, wenn sich nicht mit unserer Schwachheit die Macht Jesu verbände: Ich bin bei euch. Er, der einst die Sünde überwunden und den Tod zertreten, der die römischen Legionen besiegt und sein Kreuz als Siegeszeichen auf den heidnischen Tempeln aufgepflanzt hat, der auch heute noch auf dem Meere wandelt und dem Sturm und den Wellen gebietet, er ist mächtig in unserer Schwachheit.

Hier in der Mission weist alles hin auf Jesus. Hier gilt es vor allem: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Von ihm ist das Evangelium, das hinausgetragen wird; ihm gehören die Völker, zu denen es getragen wird; ihm gehören auch die Boten an, die es hinaustragen.

Das Evangelium, das hinausgetragen wird. In ihm lebt er selbst. Wir wollen nicht nur die Wirkungen des christlichen Geistes, christlicher Bildung und Kultur zu den Heiden bringen, sondern Jesum Christum selbst, der in seinem Evangelium lebt, damit er unter den Heiden von neuem Gestalt gewinne, vielleicht ganz andere, als bei uns. Christus hat alles, was er von Gott empfangen hat, hineingelegt in sein Evangelium, die Liebe Gottes, welche den Menschen zur Erkenntnis seiner Schuld führt und aus der Tiefe der Buße wieder emporführt zum Frieden, welche ihre Kinder nicht im Tode läßt, sondern ihnen das ewige Leben giebt, die uns stärker machen will, als die ganze Welt ist, die in allen Menschenseelen die schlummernden Gotteskinder erwecken will, daß sie rufen: Abba, lieber Vater! welche die Menschen verbinden will als Brüder und Schwestern, alle heiligen Bedürfnisse der Menschenseele stillt, alle Wunden heilt, alle Lasten leicht macht, alle Thränen trocknet, die Menschen vollkommen machen will, wie sie selbst ist, und so die Welt umgestalten will in ein Reich Gottes. In dem Evangelium ist Jesus selbst als der vollkommene Offenbarer Gottes. Wo dieses Evangelium wirkt unter den Heiden, da wirkt er selbst; wo sich

unter den Heiden eine christliche Gemeinde bildet, da ist er selbst. Ich bin bei euch.

Ihm gehört das Evangelium, das hinausgetragen wird, und ihm gehören die Völker, zu denen es gebracht wird. „Ich bin bei euch", das ist die königliche Macht Jesu, der alle Völker der Erde gehören. Als er in die Welt kam, da kam er in sein Eigentum; er ist für sie, und sie ist für ihn. Alle Völker sind geschaffen zu ihm hin. Alles Elend, von dem sie erlöst werden müssen, die Sünde, deren Joch zerbrochen werden muß, der Tod, dessen Raub sie nicht auf ewig sein sollen, alles weist hin auf den Menschensohn, der ihnen Hilfe bringen soll. Sie träumen von ihm, sie sehnen sich nach ihm. Sie suchen in ihrer Finsternis nach seinem Licht, an ihren Gräbern nach seinem Leben, in ihren Wüsten nach seinem lebendigen Wasser. Der Wilde, dessen Religion nichts als quälende Furcht vor bösen Geistern ist, gehört ihm; Jesus muß zu ihm kommen, den Geist der Furcht austreiben durch den Geist der Liebe. Der gebildete Japaner, dem die europäische Kultur in seiner väterlichen Religion alle Religion genommen hat, gehört ihm; Jesus muß zu ihm kommen und ihm sagen: Ihr sollt die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Alle Völker gehören ihm. Erst wo die Sandwüste oder die Eiswüste beginnt, da Menschen keine Hütten mehr bauen können, erst da sind die Grenzen seines Reiches. Der König der Völkerwelt sagt zu uns: Ich bin bei euch.

Ihm gehören auch die Boten, die sein Evangelium hinaustragen zu seinen Völkern. Meine Freunde, die Mission beruht nicht auf dem willkürlichen Einfall einiger schwärmerischer Menschen, die nur etwas Besonderes unternehmen wollen, sondern sie ist eine notwendige Lebensäußerung des Christentums. Ist Christus für die Welt und die Welt für ihn, so muß auch in seiner Gemeinde der Trieb der Mission aus der Enge in die Weite lebendig sein. Auch in dir. Du hast seine Liebe gespürt, am Charfreitag unter seinem Kreuz gestanden und dich der Gnade Gottes getröstet, zu Ostern an seinem Grabe und dich gefreut, daß auch für dich der Tod überwunden ist; du genießest auf Schritt und Tritt seine Segnungen, atmest in der Luft, die von seinem Geist erfüllt ist, schickst deine Kinder in eine christliche Schule und freust dich, daß sie dort dem großen Kinderfreund zugeführt werden. Welch eine Selbstsucht, welch ein Undank würde es sein, wenn du nichts dazu thun wolltest, daß alle Menschen den Frieden Christi finden! Sei stolz darauf, daß du an diesem weltumspannenden Werk teilnehmen kannst und darfst! Alles ist euer. Euere Herzen sollen so weit werden, daß die ganze Menschenwelt darin wohnen kann. Die Heiden werden unsere Brüder und Schwestern. Eure Gedanken ziehen hinaus wie die Apostel Jesu in alle Welt. Ihr fühlt die Not, die auf der Heidenwelt liegt, die Sehnsucht nach dem Heil, welche dort in den Seelen schlummert. Ihr tragt, wie Jesus, das Geschick der ganzen Welt auf eurer Seele. Ihr nehmt sein Kreuz auf euch und folgt ihm nach. Und hie und da wird in der heimatlichen Gemeinde einer von diesem Trieb in die Weite ergriffen, daß es ihm zu Hause keine Ruhe mehr läßt; Jesus reißt ihn los von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern, von dem teuren Boden der Heimat und führt ihn hinaus, den Unbekannten das Evangelium zu predigen. In diesem Drang der christlichen Gemeinde nach der Ferne,

in dieser Macht, welche die Glaubensboten zu den Heiden treibt, erfüllt sich immer wieder: Ich bin bei euch.

2. Wie aber alle Missionsarbeit von Jesus ausgeht, so ist er auch in ihr immer die treibende Kraft. Ich bin bei euch alle Tage. — Wie in einem Menschenleben die Tage sehr verschiedenen Inhalt haben, Arbeit oder Ruhe, Saat oder Ernte, Entsagung oder Erfüllung, so auch in der Missionsgeschichte. Aber ebenso wie in diesem Wechsel der Tage immer die eine Sonne ihr Licht leuchten läßt, so sind auch die wechselnden Tage in der Missionsgeschichte alle durchleuchtet von einem Licht, nämlich von Christus.

Laßt einige dieser Tage an euch vorüberziehen. Zuerst das Zeitalter der Apostel. Die Welt lag da wie im Morgengrauen, die Apostel Jesu sind wie die Sterne, welche ihre Bahnen ziehen, dieser Erde ihr Licht zusenden sollen. Aber ihr Licht ist nur schwach und klein, beschränkt sind die Kreise, welche sie beschreiben. Aber da geht die Sonne auf, und die Sterne erbleichen. Paulus kommt und die übrigen Jünger treten zurück. Als Paulus vor Damaskus Jesum als den Christus erkannte, als er dann in der Einsamkeit den gewaltigen Eindruck seiner Umwandlung in sich verarbeitete und sich in das Geheimnis des Todes Christi versenkte und er gerade den am Kreuz gestorbenen und vom Gesetz verfluchten Messias als den Welterlöser erkannte, als er dann mit nie rastendem Fuß die Länder durchwanderte, den Bauern Galatiens, den Hafenarbeitern Korinths, den Philosophen Athens das Evangelium predigte, als er im Gefängnis schmachtete, von der tobenden Volksmenge umbraust wurde, oder im Schiffbruch um sein armes Leben kämpfte, als ihm bange wurde und er doch nicht verzagte, weil er im Geiste schon die Welt überwunden sah — ja das war ein großer Tag der Missionsgeschichte. Aber von jenem Morgen an, als die Jünger Jesum über das Meer wandeln sahen und seinen Ruf hörten: „Fürchtet euch nicht, ich bin es", hindurch durch den heißen Mittag, wo die treuen Zeugen Jesu unter dem Schwerte der Welt dahin sanken, bis zu dem stillen Abend, als dem alten Johannes in Ephesus die Augen zufielen, vom Morgen bis zum Abend ein Tag des Menschensohnes: Siehe, ich bin bei euch alle Tage.

Es kam ein anderer Tag. Der christliche Geist verband sich mit den Denkformen der alten Philosophie. Große Kirchenlehrer versenkten sich in die Tiefen des christlichen Glaubens und die Tiefen der Gottheit suchten sie zu erforschen und die Kirchenversammlungen berieten die Sätze, in denen der christliche Glaube für die damalige Zeit allgemein verständlich zusammengefaßt wurde. Die Dogmen entstanden, welche den heutigen Menschen vielfach als eine harte ungenießbare Form erscheinen. Aber wie viel auch menschlich-beschränktes darin mit untergelaufen sein mag, — auch in diesem heißen Suchen nach Ausdrücken der christlichen Wahrheit, die jener Zeit verständlich wären, auch darin sehen wir die geistige Nähe Jesu. Ich bin bei euch alle Tage.

Über der Nacht der deutschen Wälder ging die Morgenröte auf. Angelsächsische Mönche drangen in die Wälder ein, rodeten die Bäume aus, bauten Klöster, schufen fruchtbares Ackerland, und wurden so arbeitend und predigend zu Trägern christlicher Gesittung und Kultur. Sie arbeiteten in der Weise, wie die damalige Zeit es ihnen an die Hand gab. Und als durch die Wipfel der deutschen Eichen der Geist Jesu wehte, und als die alten Germanen

zu Jesu emporschauten, als zu einem neuen großen himmlischen Herzog, der seine Streiter zu neuen ungeahnten Kämpfen führt, da erfüllte sich auch hier das Wort des Herrn: Ich bin bei euch alle Tage.

Aus den Fesseln des Mittelalters hat sich der evangelische Glaube losgerungen. Die Reformation hat auf dem Gebiete der Mission nicht unmittelbar eingegriffen, aber sie hat neue Kräfte geschaffen, durch welche auch der Mission neue Wege gebahnt wurden. An einem Herbstmorgen des Jahres 1732 zogen aus Herrnhut einige schlichte Handwerker aus, ohne gelehrte Bildung, wie die Fischer Galiläas, ja, fast könnte man sagen, auch wie jene ohne Tasche und ohne Stab. Sie hatten den Entschluß gefaßt, nach der fernen Insel St. Thomas zu ziehen, um dort den Negersklaven das Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes zu bringen. Und bald nachher zogen von ebenda einige Bäcker und Zimmerleute aus, um die Glut der Liebe Gottes in das eisige Grönland zu tragen. Damals war trotz aller Rechtgläubigkeit die Kirche tot und der Missionsbefehl Jesu vergessen. Da ging aus dem kleinen Herrnhut ein neuer Tag des Menschensohnes auf. Siehe, ich bin bei euch alle Tage.

Jetzt arbeiten Tausende draußen. Es giebt kaum eine Gemeinde in der heimatlichen Kirche, welche nichts von jener Arbeit wüßte und nicht mehr oder weniger Gaben dazu spendete. Neue Wege haben sich der Missionsarbeit erschlossen, Dampfwagen und Dampfschiffe müssen dazu helfen, die Himmelreichspredigt Jesu vom See Genezareth in alle Welt zu tragen. Wie viele Gaben und Kräfte haben sich in dieser Arbeit entfaltet! Die Gabe der Sprachen vom Pfingstfest her ist wieder erwacht, und die heilige Schrift ist jetzt in fast 400 Sprachen übersetzt. Krankenhäuser werden unter den Heiden gebaut, in denen die Liebe Christi den Kranken die Hände auf das Haupt legt, so daß es besser mit ihnen wird. Die Gelehrten arbeiten am Studium der heidnischen Religionen und zeigen den Missionaren die Punkte, an denen sie mit ihrer Arbeit anknüpfen können. Zwischen dem Christentum und anderen Religionen, wie z. B. dem Buddhismus, besteht ein reger Gedankenaustausch. Die heutigen Missionare sind nicht nur angewiesen auf ihre eigene Persönlichkeit und ihre religiöse Kraft, sondern fühlen sich als Glieder eines großen regelmäßig arbeitenden Organismus. Aber auch in der heutigen reich gegliederten Arbeit giebt Christus das Leben und das Feuer. Ich bleibe bei euch alle Tage.

Die Tage der Geschichte kommen und gehen, aber derselbe Christus, der einst mit Paulus durch Kleinasien und Griechenland zog, ist in unserem Jahrhundert mit Livingstone durch Afrika gezogen. Ich bin bei euch alle Tage.

Auch wir haben während unserer kurzen zwölfjährigen Arbeitszeit den Wechsel der Tage erfahren. Als wir anfingen, schien ein großer Tag über Japan heraufzusteigen. Bald aber kam eine Zeit des Stillstandes und des Rückschrittes, in welcher manche Erfolge wieder verloren gingen. Jetzt dämmert wieder ein neuer Tag auf über jenem Lande; ein neues Suchen und Fragen nach Gott macht sich auf unserem Missionsfelde bemerklich. Aber wie auch die Tage kommen und gehen: Ich bin bei euch alle Tage — das ist unsere Zuversicht.

3. Aber es kommen noch ganz andere Tage. Wir stehen erst am Anfang einer großen Entwicklung. Die jetzt noch schlafenden Völker

werden erwachen. Es werden Wege gebahnt werden, wo noch keines Menschen Fuß hingekommen ist. Berge werden erniedrigt werden und die Thäler erhöht und Wege bereitet werden dem Herrn, unserm Gott. Die Inseln der Heiden werden zu uns herüberblicken, nach unserem Heil, damit von uns ihnen Hilfe komme. Und dieses Rufen aus der Ferne wird bei uns einen Widerhall finden; die jetzt noch vielfach schlafenden Gemeinden werden aufgeweckt werden durch den Ruf unseres Königs: Gehet hin in alle Welt! Viele Zeugen werden ausziehen mit der Liebe Jesu im Herzen, mit dem Feuer des heiligen Geistes auf den Lippen. Die „Löwen" werden sich wiederfinden, wie im alten Christentum. Neue Gaben und Kräfte werden sich offenbaren. Und dann werden die Sehnsucht der Heiden nach unserem Glauben und die Sehnsucht der Heimatkirche nach den Heiden aufeinander treffen wie zwei Ströme. Das ist dann das „Ende der Welt", von dem Jesus spricht, d. h. nicht Aufhören, Vernichtung, Untergang, sondern Vollendung, der große Tag des Menschensohnes, wenn aller Gottessame, der in der Erde schlummert, wird aufgegangen sein, und die Welt weiß zur Ernte sein wird und die Schnitter Gottes kommen werden, um die Garben heimzubringen in die ewigen Scheuern, ohne Bild: Der Geist Christi wird eingehen in die Welt; die ganze Welt wird christlich werden; aber nicht etwa die ganze Menschheit eine einförmige Masse, sondern jedes Volk als eine eigenartige christliche Persönlichkeit ausgebildet, mit eigenartigen kirchlichen Formen, auch mit eigenartigen Auffassungen der Glaubenslehre, und so alle Völker in der Mannigfaltigkeit der Gaben und Kräfte den Reichtum Jesu Christi in sich darstellend. Das ist das Ende der Welt, d. h. die Vollendung. Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Ist Christus bei uns, so muß auch unsere Arbeit dazu mithelfen, daß diese Vollendung immer mehr kommt. Wir wissen selbst, daß unsere Arbeit noch sehr bescheiden ist. Aber wir thun sie auf unsere Weise, mit unseren Gaben; wir wollen den heidnischen Völkern das Christentum in seiner einfachsten, reinsten Form bringen und ihnen die Anstöße des Denkens, den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen möglichst ersparen; wir wollen ihnen nicht das ausgeprägte Dogma, sondern die lebensvolle Persönlichkeit Jesu bringen, damit sie dann den christlichen Glauben in ihrer Weise verarbeiten und ausprägen. — Auch diese unsere eigenartige Arbeit, so bescheiden sie ist, wird verklärt von dem hellen Schein, welcher ausgeht von der großen Zukunft Jesu, von der Vollendung, die er herbeiführen wird. Hier hat auch das Kleinste, das Geringste seinen Wert. Auch der kleine Bach speist den breit dahinfließenden Strom; auch der einzelne Stein ist notwendig in dem hochragenden Dom. Was an unserer Arbeit aus Christus ist, das kann nicht untergehen, sondern unter der Pflege des großen Königs, der bei uns ist bis an der Welt Ende, wirkt es fort durch die Jahrhunderte, und es wird um so mehr wachsen, je mehr die Macht Jesu wachsen wird, und es wird einst vollendet zu Tage kommen bei dem Ende, d. h. der Vollendung der Welt. „Was gesät wird in Schwachheit, das wird auferstehn in Kraft."

Ist Christus bei uns, dann muß alles der Vollendung entgegenführen. Angriffe schließen uns um so fester zusammen. Werden wir getadelt, so prüfen wir unsere Arbeit um so sorgfältiger. Schwierigkeiten lehren uns, uns um so mehr zu vertiefen in den Glauben, der die Welt überwunden

hat. Fehlgriffe, Niederlagen lehren uns erkennen: Mit unserer Macht ist nichts gethan. So werden Niederlagen zuletzt zu Siegen, Rückschritte zu Fortschritten. Denn unser ewiger König führt unsere Sache. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Meine Freunde! Er kann nicht von der Welt lassen, bis daß alles vollendet ist. Er hat mit seiner Liebe, die aus Gott und deshalb ewig ist, diese Welt umfaßt und hat sie geweiht durch sein Blut. Deshalb kann er nun nicht von ihr lassen, bis daß alles vollendet ist. Das laßt uns gewiß glauben. So steht auch unser Werk unter dem Segen seiner Verheißung. Es beruht nicht auf dieser oder jener Persönlichkeit; die Arbeiter müssen heimziehen, wenn es Feierabend wird. Christus aber bleibt. Wenn wir unser Werk niederlegen müssen, so werden andere kommen und es wieder aufnehmen und ausführen, was wir gewollt haben. Wenn wir bei unseren ersten tastenden Schritten schwach gewesen sind, so werden andere nach uns kommen, die stark sein werden. Wenn der Missionar am Abend seines letzten Arbeitstages seine Augen schließt zur ewigen Ruhe, so blickt er friedlich auf sein Arbeitsfeld; sein inneres Auge thut sich auf; die Zukunft liegt vor ihm, und er sieht, wie die schweren Ähren sich im Wind wiegen werden, und er freut sich, daß da, wo er manchmal mit Seufzen allein gepflügt und gesät hat, zehn stehen werden, um mit Freuden zu ernten.

Darum werdet nicht müde! Haltet aus! Die Sonne steigt, die Erntezeit kommt. „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende." Amen.

Chinesen und Japaner;
ihre Besonderheiten und die Nutzanwendungen für die Mission.

Vortrag auf der 12. Jahresversammlung des Allg. ev.-prot. Missionsvereins zu Kiel am 24. Juni 1896, gehalten von Pfarrer **Dr. Hering** in Oberroßla.

Der Krieg zwischen Japan und China und sein Verlauf hat auch weiteren Kreisen den auffallenden Gegensatz zum Bewußtsein gebracht, der zwischen diesen beiden Hauptvölkern Ostasiens besteht. Dieser Gegensatz ist nicht von heute und gestern. Er ist nicht bloß ein politischer. Er ist auch nicht erst hervorgerufen durch die jüngste, in neuen Bahnen sich vollziehende Kulturentwicklung Japans. Er liegt in der grundverschiedenen Eigenart der beiden Völker. Man hat sich in Europa zu sehr daran gewöhnt, Chinesen und Japaner in einem Atem zu nennen. Aber der Unterschied zwischen beiden Völkern ist größer, als der zwischen irgend welchen europäischen Völkern, die man zur Vergleichung neben einander stellen könnte. Der Reisende zumal fühlt es, sobald er, aus dem einen Lande kommend, den Fuß in das andere setzt: China und Japan sind zwei ganz verschiedene Welten.

Ich will es versuchen — soweit die mir zur Verfügung stehende kurze Spanne Zeit es verstattet — Ihnen nach den Eindrücken, die ich selbst in

Ostasien empfangen habe, die so auffallend von einander abweichenden Eigentümlichkeiten dieser beiden Pflegekinder unseres Vereins aufzuzeigen und einige Nutzanwendungen für die Mission daraus zu ziehen.

Gemeinsam ist allerdings beiden Völkern bis in die neueste Zeit die alte chinesische Kultur gewesen. Es war ungefähr ums Jahr 200 unserer Zeitrechnung, als die japanische Kaiserin Jingu Kogo in männlicher Rüstung einen Kriegszug nach Korea unternahm und das Land eroberte. Wenn auch den Berichten über diesen Kriegszug sagenhafte Elemente anhaften, so ist er doch zweifellos historisch. Durch ihn wurde die Brücke geschlagen, auf der in den nächsten drei bis vier Jahrhunderten die gesamte hochentwickelte Kultur Chinas nach Japan hinübergeführt wurde: Buddhismus und Konfuzianismus, chinesische Litteratur und Gesetze, mathematische Instrumente und Kalender, Industrie und Kunstgewerbe, Haustiere und Kulturpflanzen.

Im Banne chinesischer Kultur hat Japan bis in die Gegenwart gestanden, merkwürdigerweise ohne sie wesentlich umgewandelt oder fortgebildet zu haben, wenn auch in einzelnen Zweigen, z. B. in der Kunst, die japanische Eigenart sich ausprägt.

Trotz dieser kulturellen Abhängigkeit sind beide Völker durchaus verschieden.

Verschieden ist ihre Abstammung. Während man weiß, daß die Chinesen von Norden in das heutige China eingewandert sind und sich mit den dort wohnenden mittel- und ostasiatischen Völkern vermischt haben, steht es bei den Japanern noch nicht fest, woher sie stammen. Die meisten Vertreter haben neuerdings die Ansicht, daß die heutigen Japaner ein Mischvolk aus Malayen, Mongolen und den Ureinwohnern Japans darstellen. Daß man sie auch mit den Indern, mit den Persern, ja sogar mit den zehn verlorenen Stämmen Israels hat zusammenbringen wollen, will ich hier nur nebenbei anführen.

Verschieden ist die Sprache. Das Chinesische ist eine isolierende Sprache, während das Japanische als eine agglutinierende Sprache zu derselben Klasse gehört, wie die finnisch-tartarischen Sprachen, z. B. das Ungarische und das Türkische.

Wie verschieden ist auch die Gestalt! Die Chinesen, namentlich die Nordchinesen groß und ungeschlacht, die Japaner klein und zierlich gebaut.

Verschieden die Nahrung: Die Chinesen sind Fleischesser und besonders fettliebend, während die Japaner fast reine Vegetarianer sind. Nur neuerdings verbreitet sich in den größeren Städten der Fleischgenuß.

Verschieden ebenso Kleidung und Wohnung. Die Chinesen haben einen auffallenden Trieb zum dichten Zusammenwohnen, während die Japaner bei Anlegung ihrer Wohnsitze, selbst in großen Städten, behagliche Ausdehnung lieben.

Und welcher Unterschied in Bezug auf die Reinlichkeit! Der Reisende, der zum ersten Male eine chinesische Straße betritt, ist entsetzt über all das Schreckliche, was dort sein Auge und seine Geruchsnerven belästigt. Die Lebensweise der Chinesen in engen dichtgefüllten Ortschaften, inmitten eines entsetzlichen Unrats, ohne gesunde Körperpflege spricht aller Hygiene Hohn. Die Japaner hingegen sind selbst in den untersten Klassen geradezu Muster an Reinlichkeit, so daß sie entschieden in diesem Punkte den Durchschnitts-

europäer übertreffen. Dies zeigt sich in ihren Wohnungen, auf ihren Straßen, in ihren Gewohnheiten, an ihrer sorgsamen Körperpflege.

Wie verschieden sind auch beide Völker, wenn wir ihren Charakter ins Auge fassen: Die Chinesen bedächtig, phlegmatisch, die Japaner beweglich, von ausgesprochen sanguinischem Temperamente; die Chinesen neues schwer aufnehmend, auch wenn die Vorzüge des Neuen noch so klar sein sollten, das einmal Aufgenommene aber auch zähe festhaltend; die Japaner mit auffallend praktischem Blick begabt, alles Neue mit großem Geschick aufnehmend, wenn auch oft nur oberflächlich, so daß es ohne Mißerfolge nicht abgeht, dabei aber dem, der ihnen das Neue bringt, immer voller Mißtrauen gegenüberstehend und auf eigene Prüfung bedacht, auch dem Verkündiger des Evangeliums gegenüber.

Die Chinesen sind der Spekulation zugeneigt. Davon zeugen die philosophisch-moralischen Systeme eines Konfu-tse, Lao-tse, Meng-tse, davon zeugt die immense chinesische Litteratur, die namentlich auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie reiche, noch ungehobene Schätze birgt. Die Japaner sind auf dem Gebiete der Philosophie unproduktiv geblieben, auch sonst vermag ihre Litteratur einen Vergleich mit der chinesischen nicht auszuhalten. Nur auf dem Gebiete des Märchens haben sie Hervorragendes geleistet.

Die Chinesen sind nicht eben kriegerisch gesinnt. Seine gewaltigen Ländermassen hat China weniger durch Eroberung, als vielmehr durch Kolonisation erlangt. Den Japanern dagegen ist eine große Vorliebe für die Waffe und das Waffenhandwerk eigen. Sie sind geborene Soldaten, schneidig, aufopferungsfähig, von alters her an Disziplin gewöhnt, an Waffenruhm sich förmlich berauschend.

Der Chinese neigt mehr den Werken des Friedens zu. In diesen ist er fleißig, sparsam, nüchtern und durchaus zuverlässig. Der chinesische Handwerker hat neben seiner Geschicklichkeit die Tugend absoluter Pünktlichkeit, was man vom japanischen Handwerker trotz ebenbürtiger Geschicklichkeit nicht sagen kann. Als Diener des Europäers ist der Chinese vorzüglich, geräuschlos und mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks arbeitend, treu und ehrlich, wenn ihn auch nie das Bewußtsein himmelweiter Überlegenheit dem fremden Barbaren gegenüber verläßt. Befragt man die europäischen Kaufleute in Ostasien über ihre chinesischen und japanischen Handelsfreunde, so sind sie einstimmig in ihrem Lobe des chinesischen Kaufmanns und Kommis und ebenso einstimmig in ihren Klagen über die Japaner. Thatsache ist, daß in allen europäischen Bankhäusern in China und in Japan Chinesen angestellt sind, und daß Unterschleife so gut wie gar nicht vorkommen. Der langjährige Leiter der Hongkong und Shanghai-Bank in Shanghai hat gesagt: „Ich kenne niemanden in der ganzen Welt, dem ich leichter vertrauen möchte, als dem chinesischen Kaufmanne oder Banquier . . . In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat die Bank sehr große Geschäfte mit Chinesen in Shanghai gemacht, Geschäfte, die sich auf hunderte von Millionen belaufen, aber wir sind nie auf einen betrügerischen Chinesen gestoßen [1])."

---

[1]) Chamberlain, Things Japanese. London u. Tokyo. 1890. S. 183f.

Bei der großen Ausdehnung des chinesischen Reiches, der Verschiedenheit der Stämme und Dialekte und der großen Selbständigkeit der einzelnen Provinzen wird man in China kaum von Patriotismus sprechen können, sondern höchstens von einem Rassebewußtsein, während die Japaner von einem glühenden Patriotismus beseelt sind. Wollte es je eine auswärtige Macht versuchen, japanischen Boden zu erobern und in Besitz zu nehmen, sie würde einen Widerstand finden, gegen den die Hartnäckigkeit der Polen, die blutigen Kämpfe im Kaukasus oder der indische Aufstand nichts wären.

Zu allen diesen Gegensätzen in der Art der beiden Völker kommt nun noch der neueste: China im Besitze einer uralten Kultur, von deren Vollkommenheit und Überlegenheit es vollständig überzeugt ist, so daß es von ihr nicht abgehen will, und Japan als Vertreter moderner europäischer Civilisation und mit dem Fanatismus des Konvertiten bestrebt, diese Kultur auch weiter zu verbreiten.

In welchem Maße es Japan gelungen ist, sich diese neue Kultur anzueignen, das ist bekannt. Die Erfolge Japans liegen dabei nicht bloß auf dem Gebiete der äußeren Kultur. Es hat auch Fortschritte auf sittlichem Gebiete gemacht. Auch hierin zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen beiden Völkern.

Dem chinesischen Volke fehlt es trotz seiner hochentwickelten Kultur an einem Zuge menschlichen Erbarmens. An diesem Urteile können auch einzelne Beispiele von Wohlthätigkeitsanstalten, wie Findelhäuser und dergl. nichts ändern. Man kann ruhig sagen, daß die Chinesen an Grausamkeit gegen Mensch und Tier von keinem anderen Volke der Erde überboten werden. Das haben sie erst wieder im Kriege gegen Japan gezeigt. Das haben auch die Missionen oft genug erfahren müssen. Neben gewissen Tugenden finden sich entsetzliche heidnische Laster. Faber[1]) weist darauf hin, daß auch der Buddhismus nicht so sittenmildernd gewirkt habe, wie man gewöhnlich annehme. Er urteilt über die chinesischen Verhältnisse: „Die Mandschu sind verweichlicht, die Mandarine verrottet, die Gelehrten versteinert, die Soldaten feige, das Volk unwissend, der Pöbel versumpft und frech“[2]).

In Japan hat sich — abgesehen von den abnormen Verhältnissen der Hafenstädte — zweifellos seit Einführung der neuen Civilisation die Sittlichkeit gehoben. Wir haben es hier mit einem Einflusse des Christentums zu thun, der weit über die Kreise seiner Bekenner hinausreicht, bis tief ins japanische Volk, ja bis in die Reihen seiner ausgesprochenen Feinde hinein. Wenn zweifellos mit der europäischen Kultur viele religionsfeindliche, atheistische und materialistische Elemente nach Japan gekommen sind, so läßt sich auf der anderen Seite auch eine stille Wirksamkeit des Evangeliums erkennen, die es unkontrollierbar und doch deutlich wahrnehmbar durch das Mittel europäischer Bildung ausübt. So trifft man — um einiges anzuführen — nicht mehr, wie früher, mit jedem Schritt auf obscöne Bilder. Die noch vorhandenen Spuren von Phallusdienst werden sorgfältig entfernt. Die Unsitte des Konkubinats nimmt ab; eine Art öffentliches Gewissen spricht dagegen. In weiten Kreisen besteht eine auf Abschaffung der staatlich geduldeten und privilegierten Prostitution gerichtete Bewegung. Wenn

---

[1]) China in historischer Beleuchtung S. 49.
[2]) a. a. O. S. 53.

zu dieser auch in christlichen Kreisen der Anstoß gegeben worden ist, so sind doch schon durchaus heidnische Provinziallandtage dazu gekommen, die Abschaffung der öffentlichen Häuser zu beschließen. Eine Wirkung der mit der europäischen Civilisation verbundenen christlichen Elemente sind die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten, die in Japan entstanden sind. Ich will hier aus der großen Zahl nur eine nennen, den Verein vom roten Kreuz, der sich im letzten Kriege so trefflich bewährt hat und zwar zu Gunsten von Freund und Feind. Und wenn der Kriegsminister Oyama in dem bekannten Erlaß an sein Heer die japanischen Soldaten dazu anhält, daß sie des verwundeten und wehrlosen Feindes schonen sollen, so zeigt er, daß er unter dem Banne eines neuen, vorher in Japan unbekannten Geistes steht.

Pflicht der Mission ist es nun selbstverständlich, bei ihrer Arbeit auf die besonderen Eigentümlichkeiten der Völker Rücksicht zu nehmen. Der Missionar wird sich in die Eigenart des Volkes, unter dem er steht, vertiefen müssen. Er wird dann anknüpfen an Vorhandenes, er wird gegebene Anlagen fortzubilden, Fehler und Laster zu unterdrücken, heidnische Tugenden zu erhalten und mit christlichem Geiste zu erfüllen suchen.

Gestatten Sie mir, einige Beispiele anzuführen. Mustergiltig ist bei beiden Völkern das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, besonders zwischen Vater und Sohn. Das alte böse Sprichwort, daß ein Vater wohl zehn Kinder, zehn Kinder aber keinen Vater ernähren können, ist in Ostasien unerhört und wird immer und immer wieder angeführt, wenn ein Japaner die Überlegenheit seiner Kultur der unsrigen gegenüber beweisen will. Hier gilt es zu erhalten, aber auch fortzubilden. Das gegebene treffliche Verhältnis, das, wie die bittren Klagen der alten Japaner zeigen, in neuerer Zeit infolge der Selbstüberhebung und des Dünkels der modern gebildeten Jugend in Japan zweifellos gelitten hat, ist zu pflegen. Daneben ist aber auch darauf hinzuarbeiten, daß es unter Ausscheidung abergläubischer Momente mit christlichem Geiste veredelt werde, und dafür zu sorgen, daß auch nach anderer Seite hin das heidnische Familienleben dem christlichen Ideale näher gebracht werde, daß namentlich auch der Frau die ihr im Hause gebührende Stellung eingeräumt werde.

Daß das musterhafte Verhältnis der Kinder zum Vater dem Missionar eine treffliche Handhabe bietet, um seinen heidnischen Hörern den Mittelpunkt der Lehre Jesu, die Lehre von der Gotteskindschaft, nahe zu bringen, sei hier nur angedeutet. Wo wird es dem Menschen leichter werden, Gott als den himmlischen Vater kennen zu lernen und anzubeten, als da, wo die Kinder schon dem irdischen Vater in Ehrfurcht gegenüberstehen?

Ein anderes Beispiel. Durch das Vordringen der europäischen Kultur, durch Abschaffung des Feudalismus, durch die Einführung der modernen Verkehrsmittel und durch den neuerdings immer mehr entbrennenden Kampf ums Dasein sind in Japan die alten, starren Ordnungen aufgelöst. Damit zerfiel auch der enge Verband, in dem die verwandten Familien untereinander standen, und der sich im gegenseitigen Beraten, in Hilfeleistungen, in gegenseitiger Beaufsichtigung bethätigte. Das wird nun anders, und zahlreiche, auffallende Schäden für den einzelnen, wie für die Gesamtheit sind die Folge der veränderten Verhältnisse. Die Japaner fühlen das selbst schmerzlich. Durch das ganze Volk geht ein starkes, wenn auch oft noch dunkles Verlangen nach gesellschaftlicher Einigung. Hier hat die Mission

einzusetzen. Denn das, wonach die japanische Volksseele verlangt, bietet ihr in vollkommenster Weise das Christentum in seinem Gemeindeleben. Dieses erscheint daher nicht bloß dem japanischen Prediger Yokoi, sondern auch heidnischen Japanern als die wichtigste Seite des Christentums. Dafür spricht das Leben in den japanischen Christengemeinden selbst. Denn gerade im Gemeindeleben finden die Neugetauften ihre größte Befriedigung, auf dem Boden der Gemeinde zeitigt ihr warmes Glaubensleben die schönsten Früchte.

Ferner wird die Mission immer Rücksicht nehmen müssen auf die stark ausgeprägte Abneigung der Japaner vor allem religiösen, im besonderen dogmatischen Hader. Man hat diese Eigentümlichkeit zurückführen wollen auf die schlimmen Erfahrungen, die Japan mit der Ausbreitung des Christentums durch die Jesuiten im 16. Jahrhundert gemacht habe. Sie ist ganz gewiß älter. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß Schintoismus und Buddhismus von jeher in so friedlichem Neben- und Durcheinander hätten bestehen können. Diejenige Mission, die vor den Japanern die andere verketzern wollte, würde ihr eigenes Ansehen schädigen und nicht einmal bei ihren entschiedensten Anhängern Beifall zu erwarten haben. Angriffe, wie der Dalton'sche auf unseren Missionsverein, können in den Augen der Japaner nur dazu dienen, das Ansehen des Vereins zu erhöhen und seinen Einfluß zu vergrößern.

Hiermit hängt zusammen das unter den evangelischen Christen Japans immer stärker hervortretende Verlangen nach einer Einigung aller japanischen Christen über die Unterschiede der im Lande missionierenden zahlreichen Sekten und Richtungen hinweg. Unser Verein wird auch weiterhin alle derartigen Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern haben, da sie einem gesunden Drange entstammen.

Das empfindliche Nationalbewußtsein der Japaner hat sich oft auch in der Besorgnis geäußert, daß die Anhänger des Christentums ihrem Vaterlande und ihrem Kaiser entfremdet werden könnten. Das Verhalten der japanischen Christen von jeher, besonders auch während des Krieges ist immer dazu angethan gewesen, diese Besorgnisse zu widerlegen. Gleichwohl wird die Mission immer wieder darauf hinzuweisen haben, daß das Christentum die Vaterlandsliebe und die Kaisertreue nicht schwächt, sondern im Gegenteil festigt und veredelt.

Bekannt ist das Mißtrauen des Japaners. Es äußert sich sogar dem eigenen Landsmanne gegenüber und ist dem Volke durch das lange ausgeübte, weitverzweigte Spioniersystem der früheren Regierung zur zweiten Natur geworden. Auch der Missionar hat darunter zu leiden. Er wird immer zum mindesten als Parteimann angesehen, der pro domo redet, während man dem gedruckten Wort einen auffallenden Autoritätsglauben entgegenbringt. Hier giebt es natürlich kein besseres Hilfsmittel, als das, die Japaner selbst suchen und prüfen zu lassen, dadurch daß wir ihnen immer mehr die Schätze unserer christlichen und theologischen Litteratur zugänglich machen. Dasselbe gilt gegenüber der bekannten Zweifelsucht der Japaner auf religiösem Gebiete. Man bringt doch dem Zweifler die beste Hilfe, wenn man ihn anleitet, seine Zweifel selbst zu lösen. Hierbei soll die Mission auch eine gesunde Bibelkritik nicht scheuen. Ich habe es in Japan immer beobachtet, wie gerade aus unkritischer Betrachtung der Bibel

die meisten Zweifel entspringen. Das gilt besonders vom Alten Testamente. Wir — und in diesem „wir“ glaube ich unsere Orthodoxen ruhig einschließen zu können — haben uns schon viel zu sehr daran gewöhnt, göttliche und menschliche Seite der heiligen Schrift zu unterscheiden. Wir ahnen es gar nicht, wie viel Anstoß das Alte Testament einem jungen Christen oder einem suchenden Heiden und wie viel Angriffspunkte für die Feinde des christlichen Glaubens es bietet. Einen in seinem Glauben noch nicht ganz festen Heidenchristen auf die strenge Inspirationslehre einschwören, heißt, ihn seinen eigenen Zweifeln und den Angriffen der Buddhisten und Materialisten wehrlos gegenüber stellen. Dasselbe gilt von der grobsinnlichen Auffassung des Wunders. Und welche Verwirrung vermag die Apokalypse in den Köpfen anzurichten, wenn niemand Anleitung giebt, das edle, lautere Gold des Gotteswortes von den Schlacken menschlicher Zuthat zu unterscheiden! Dem Bestreben, hier den rechten Weg zu zeigen, verdanken die Arbeiten unseres Schmiedel über die Inspiration, über die Apokalypse u. a., wegen deren er so heftig angefeindet worden ist, ihre Entstehung, nicht aber — wie man ihm hat vorwerfen wollen — der Eitelkeit, koste es was es wolle, die Resultate modernster Kritik nach Japan zu verpflanzen. Selbstverständlich wird solche Belehrung immer nur Mittel zum Zweck sein dürfen. Der Missionar wird sich immer vergegenwärtigen, daß die dem Evangelium zugänglichen Seelen dies geworden sind infolge des in ihnen vorhandenen inneren Bedürfnisses, und daß es daher in erster Linie seine Pflicht ist, nicht etwa irgend welche neue Aufklärungen zu bringen, sondern zu stillen den Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit. Daß er dabei auch an sich selbst ein reges und warmes Glaubensleben zeigen muß, ist ebenso selbstverständlich. Denn die Heiden wollen die Verkündigung nicht bloß hören, sondern sie wollen sie auch sehen. Freilich wird dabei immer die Schwierigkeit bestehen bleiben, daß der Missionar in seiner Erscheinung, mit seinen Sitten, in der Art seiner Sprache dem heidnischen Volke — nur etwa von seiner nächsten Umgebung, seinen Schülern u. s. w. abgesehen — ein Fremder ist und bleibt. Man sage nicht, er könne ja den Japanern ein Japaner, den Chinesen ein Chinese werden — das ist eben in diesem Sinne unmöglich. Er muß sich zweifellos bemühen, dem Volke näher zu treten, er wird seinen Sitten sich anpassen, seine Sprache gründlich erlernen müssen, aber er wird nicht über gewisse Grenzen hinauskommen. Und wenn er, wie die katholischen deutschen Missionare in China chinesische Gewänder trägt und sich den Zopf wachsen läßt bis auf die Hacken, er wird doch nie ein Chinese werden. Und wenn in Japan ein Missionar äußerlich ganz zum Japaner würde und die Sprache virtuos zu handhaben verstände, er wird doch immer die Kluft, die ihn vom Volke trennt, schmerzlich empfinden. Es werden daher, besonders in Japan, die Missionen immer mehr darauf hinarbeiten, tüchtige einheimische Gehilfen und Prediger heranzuziehen, um so mehr, als auch aus anderen Gründen leicht die Zeit kommen könnte, wo dies für die Missionen der einzige Weg bleibt, um auf das japanische Volk zu wirken. Es zeigt sich schon jetzt, wird sich aber immer mehr zeigen, welch glücklicher Griff die Einrichtung unserer theologischen Schule in Tokyo gewesen ist.

Wenn es aber von der Mission in Japan gilt, daß sie sich den verschiedenen gegebenen Verhältnissen anpassen muß, um wie viel mehr wird dies

in China nötig sein, wo die Mission unter so gewaltigen Schwierigkeiten arbeitet. Finsterer Aberglaube und unbeschreiblicher Hochmut gegenüber allem Nichtchinesischen hält das Volk gefangen und hindert die Ausbreitung des Evangeliums. Hohn und Spott, Verfolgungen und Grausamkeiten, ja der Tod droht seinen Verkündigern. Und doch heißt es hier ausharren am Werke und nicht müde werden; säen in der Hoffnung, einst zu ernten ohne Aufhören.

Gegenüber den ungeheuren Schwierigkeiten gilt es besonders auf dem Wege fortzufahren, der trotz aller Ablehnung doch ins Volk hineinführt, das ist der Weg der litterarischen Mission. Unser Verein ist in der glücklichen Lage, in Dr. Faber einen Missionar zu besitzen, der durch langjährigen Aufenthalt im Lande, durch eine gründliche Kenntnis der Verhältnisse und durch seine anerkannte, für einen Ausländer ungewöhnliche Kenntnis chinesischer Sprache und Litteratur gerade für diesen Zweig missionarischer Thätigkeit so hervorragend geeignet ist.

Dies ist um so wertvoller, als unser Verein mit seinen beschränkten Mitteln nicht imstande ist, in China durch direkte Mission eine Propaganda im großen Stile zu entfalten. Und was heißt in China Propanganda im großen Stile? Was wären selbst 100 deutsche Missionare gegenüber den 400 Millionen Chinesen? Aber durch das gedruckte Wort sind wir imstande, mit verhältnismäßig geringen Mitteln ins Große zu wirken.

Man hat sich oft gegen die Verbreitung christlicher Schriften im Großen erklärt. Weil mit solchen Schriften mancherlei Mißbrauch und Unfug getrieben werden kann und sicher getrieben wird, hat man an das Wort erinnert, daß man die Perlen nicht vor die Säue werfen soll.

Es mag ja allerdings ein frommes Christengemüt leicht schmerzlich berühren, wenn religiöse Schriften zum Gegenstande des Hohnes und Spottes werden. Aber dem Evangelium kann heidnischer Spott nichts schaden. Es hat dessen von seiner ersten Verkündigung an genug erfahren müssen. Und was will das heißen gegenüber den zahlreichen Beispielen, welche die Missionsgeschichte dafür bietet, daß solche Schriften oft nach langen, wunderbaren Wegen ein Herz zum Glauben erweckten, einem Funken vergleichbar, der, vom Winde weit fortgeführt, endlich niederfällt und Flammen hervorbringt.

Es ist ja bekannt, welch hervorragende Bedeutung in der Geschichte der Christianisierung Japans einst ein chinesisches Neues Testament gewonnen hat, das vom Bord eines der Schiffe der Perryschen Expedition i. J. 1854 in ein japanisches Bot hinabfiel. Es gelangte auf unbekannten Wegen in das Innere und zuletzt in die Hände Wakasas, des ersten Ministers des Daimios von Hizen. Er liest, er zieht seinen Bruder hinzu, und da ihnen vieles unverständlich bleibt und sie durch ihren Dienst an den Ort gebunden sind, so kommen sie auf den Ausweg, zweimal wöchentlich nach dem zwei Tagereisen entfernten Nagasaki einen Boten zu senden und von einem Missionar Auskunft zu erbitten. Nachdem dieser Verkehr einige Jahre gedauert hat, kommen die beiden selbst nach Nagasaki, um sich taufen zu lassen. Es waren nach Yano Riu die ersten Japaner, die sich taufen ließen. So stehen wir vor der wunderbaren Thatsache, daß zwei der ersten Japaner, die getauft wurden, nicht durch den Mund eines Missionars, sondern durch ein Neues Testament gewonnen worden sind und zwar 12 Jahre, nachdem das Buch

seinen Weg angetreten hatte. Darum möchte ich, daß die Bitten unserer Missionare in China, doch gerade für diesen Zweig der Mission die Herzen in der Heimat zu erwärmen, auf fruchtbaren Boden fielen.

Wir haben darin auch ein Mittel, für die Zukunft zu wirken. Das gedruckte Wort bleibt. Mit Recht sagt unser Missionar Kranz: „Anstalten können leer stehen, Gemeinden können verfallen, Missionare können sterben oder nach Hause gehen, Reden werden vergessen, aber Bücher bleiben“ [1]). Ich möchte die litterarische Mission in China als einen Accumulator bezeichnen, um Kraft zu sammeln und aufzuspeichern für die Zeit, wo auch dort in China sich das Feld weiß färben wird zur Ernte und wo sich nach menschlicher Voraussicht die Zahl der Arbeiter sicher als zu gering herausstellen wird.

Zum Schlusse muß ich aber doch auf eins hinweisen, das Chinesen und Japanern bei allen Verschiedenheiten und Gegensätzen gemeinsam ist, das ist die Sehnsucht nach einem Frieden, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, diese Sehnsucht, die in jeder Menschenbrust lebt und die auch dort trotz aller scheinbaren Abneigung und Feindseligkeit gegenüber dem Evangelium sich in der mannigfaltigsten Weise kund thut. Was haben wir in dem finsteren Aberglauben der Chinesen anderes vor uns, als den Drang, das arme Menschenleben anzuschließen an eine höhere Macht? Und wenn wir im japanischen Buddhistentempel die Beter beobachten, da können wir gar viel heidnisches Plappern vernehmen, da sehen wir aber auch Gestalten in einer Haltung, mit einem Gebärdenspiel, daß wir unwillkürlich ausrufen: „Hier dürstet eine Menschenseele nach dem lebendigen Gott, den sie wohl ahnt und den sie doch nicht kennt!“ Dies Sehnen zu stillen giebt es nur eins, das alte schlichte Evangelium Jesu Christi, das wir den Völkern dort im fernen Osten predigen sollen, als die Gotteskraft, die da selig macht alle, die daran glauben. Und auf der andern Seite ist es auch für die Mission nur eins, was sie gegenüber den verschiedenartigsten Aufgaben, welche die besonderen Eigentümlichkeiten der Völker ihr stellen und auf den verschiedensten Wegen, auf denen sie ihr Ziel zu erreichen sucht, leiten soll, das ist die Liebe Christi. Diese soll die Kraft sein, die auf allen Wegen die Mission leitet, die zu allen Zeiten sie stark macht, zu den Zeiten frischer, fröhlicher Arbeit und schöner Erfolge, wie zu den Zeiten der Unfruchtbarkeit und der Entmutigung. Die Liebe Christi soll die Mission befähigen, auch mit Rücksicht auf ihre Arbeit sich das Bekenntnis des Apostels zu eigen zu machen: „Ich kann niedrig sein, ich kann hoch sein, ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, beides übrig haben und Mangel leiden, ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus!“

---

[1]) Z. M. R. XI.[2] S. 122.

Der Apostel Paulus in Europa.

(Die Einführung des Evangeliums in Europa.)

Vorträge des Missionars Dr. Ernst Faber, aus dem Englischen übersetzt

von Thekla Scipio in Arolsen.

Schluß.

101. Da Paulus sich sieben Tage in Puteoli aufgehalten hatte, waren die Christen in Rom von seiner Ankunft benachrichtigt worden, und die Brüder gingen ihm entgegen und bewiesen dem Apostel dadurch ihre Ehrfurcht und brüderliche Liebe. „Da die Paulus sahe, dankte er Gott und gewann eine Zuversicht" (28. 15). Es war dies dem Apostel ein Beweis, daß sein Brief wohl aufgenommen war und daß er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, Personen zu finden, die ihm Sympathie entgegenbrachten. „Paulus ward erlaubet, zu bleiben, wo er wollte, mit einem Kriegsknechte, der sein hütete" (16). Das heißt, er wurde nicht ins Gefängnis gelegt, sondern durfte, wenn auch unter Aufsicht, in einem Privathause wohnen. Da er nicht seiner Gewohnheit gemäß in die Synagoge gehen konnte, „rief er zusammen die Vornehmsten der Juden" (17). Diese erste Zusammenkunft war nur ein vorläufiger Versuch. Die Juden hatten noch nichts von Paulus gehört. „Doch wollen wir von dir hören, was du hältst; denn von dieser Sekte ist uns kund, daß ihr wird an allen Enden widersprochen" (22). Das klang nicht gerade ermutigend; immerhin aber drückten sie ihre Bereitschaft aus zu hören, was der Apostel zu sagen hatte. „Und da sie ihm einen Tag bestimmten, kamen viele zu ihm in die Herberge, welchen er auslegte und bezeugte das Reich Gottes, und predigte ihnen von Jesu aus dem Gesetze Moses und aus den Propheten von früh morgens an bis an den Abend" (23). Das „Reich Gottes" war eine sehr gute Basis für die Rede des Apostels, denn die Juden waren ziemlich bekannt mit dieser Lehre und lebten in der Erwartung auf eine glänzende Erscheinung desselben in dieser Welt. Der Stein des Anstoßes war für sie das demütige Auftreten Jesu, der, ohne königlichen Glanz, sogar wie ein Verbrecher gelitten hatte und gestorben war, von allen Autoritäten des auserwählten Volkes verurteilt. Den Juden war es mit ihren Überzeugungen ebenso ernst, wie es jetzt vielen Bekennern des Christentums ist: sie machten sich nichts aus Theorien, sondern wollten Resultate und Erfolge sehen. Jesus war von dem jüdischen Volke verworfen worden; seine Anhänger waren eine Sekte, der überall widersprochen ward, kein Erfolg, sondern nur starke Mißerfolge waren bisher zu ersehen. Das Christentum konnte nach der Ansicht der ungläubigen Juden keinen Anspruch auf Anerkennung ihrerseits machen. Auch heutzutage kann die Welt nicht anders über die Missionsarbeit urteilen. Das Reich Gottes kommt nicht unter Pomp und Gepränge in ein Land, sondern nur dadurch, daß der Geist Gottes Eingang in die Herzen der Gläubigen findet. Die aber in dieser lebendigen Verbindung mit ihm stehen, die verstehen alles, was mit dem Reich Gottes zusammenhängt.

Von den Zuhörern des Apostels „fielen etliche zu dem, das er sagte; etliche aber glaubten nicht". Seine Erfahrungen in Jerusalem hatten Paulus

in den Ansichten bestärkt, denen er in seinem Brief an die Römer Ausdruck giebt und auf die er sich Vers 26—27 bezieht. Das Schlußwort an die Juden war: „So sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes, und sie werden's hören" (28).

102. „Paulus aber blieb zwei Jahre in seinem eigenen Gedinge und nahm auf alle, die zu ihm einkamen; predigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu mit aller Freudigkeit unverboten" (Apostelgesch. 28. 30—31).

Dieser Schluß der Apostelgeschichte ist bemerkenswert. Er scheint anzudeuten, daß Paulus während dieser zwei Jahre als Gefangener behandelt wurde. Ob er nach seiner Freilassung noch eine Zeit lang in Rom blieb, wird nicht einmal angedeutet. Es war demnach nicht die Absicht des Verfassers, eine Biographie des Paulus zu schreiben, er wollte vielmehr einen Umriß des Fortschritts des Evangeliums von Jerusalem bis Rom geben. Damals war Rom die Hauptstadt der bekannten Welt und für fünfzehn Jahrhunderte sollte es der Mittelpunkt des Christentums werden. Der gewöhnliche Menschenverstand konnte den Lauf der Geschichte nicht vorhersehen; der jüdische konnte es sicherlich nicht, oder die Empörung der Juden, die zu ihrer Vernichtung führte, würde nicht stattgefunden haben. Unzweifelhaft war es der Plan Gottes, daß Rom für das Christentum werden sollte, was Jerusalem für Israel gewesen war. Aber ebenso wie Gott sich und seine Gnade nicht an Jerusalem band, so zeigte er zur Zeit der Reformation, daß er auch nicht an Rom gebunden war.

Die Arbeit des Apostels in Rom wird durch zwei Worte charakterisiert: er predigte, und zwar nicht bestimmte Lehren, sondern „das Reich Gottes". Das ist immer das beste Thema aller Missionspredigt. Es kann niemals durch noch so vieles Predigen erschöpft, wohl aber kann es in Hunderten von Ansprachen immer neu behandelt werden. Das andere Wort ist: er lehrte, und auch das wird genau beschränkt auf „von dem Herrn Jesu". Da wir vom Predigen und Lehren des Paulus schon gesprochen haben (§§. 29, 55, 60), machen wir hier auf eine andere Eigentümlichkeit aufmerksam. „Er nahm auf alle, die zu ihm einkamen". Dies geschah natürlich, weil er als Gefangener nicht nach Belieben umhergehen konnte und wahrscheinlich weder die Synagoge noch eine christliche Versammlung besuchen durfte. Es stand in der Macht Gottes, den Apostel Christi früher zu befreien; es war noch so viel Arbeit zu thun und der Prediger gab es zu jener Zeit so wenige; Millionen von Seelen gingen damals wie heute verloren, dennoch zeigte der Herr keine Eile. Paulus war zu Jerusalem, zu Cäsarea, auf seiner langen Reise und zu Rom, im ganzen fünf Jahre in Gefangenschaft. Obgleich er auch so Gelegenheit zum Predigen hatte, sollte es uns doch dünken, als hätte er noch mehr Gelegenheit finden und auch besser arbeiten können, wenn er als freier Mann von Ort zu Ort gereist wäre. Wir vergessen oft, daß geistige Erfolge nicht im Verhältnis zur physischen Arbeit stehen. Wie viele ehrliche Arbeit geht in China verloren, weil es an tieferem Verständnis für chinesische Eigentümlichkeiten fehlt, oder weil es falsch angefangen wird, oder weil Reibungen zwischen den Mitarbeitern entstehen oder aus mancher andern Ursache! Das Evangelium wurde nicht gehindert durch die Gefangenschaft des Paulus und auch nicht durch seine persönlichen Gebrechen, aber es wurde gehindert durch viele falsche Brüder, die statt des Evangeliums von Christus

mit großem Eifer ihre eigenen Ansichten predigten. Manchmal ruft Gott Personen ab, die wir für unentbehrlich halten, und macht andre durch Krankheit oder durch andre Ursachen arbeitsunfähig, wenn uns die Arbeit so dringend scheint, daß wir keine Stunde verlieren zu können glauben. Nicht durch unsere Macht, sondern durch die Gnade Gottes aber werden die Menschen gerettet. Sind wir Werkzeuge der Gnade Gottes, aber verhindert, andern Leuten die frohe Botschaft zu bringen, so wird Gott Mittel und Wege finden, uns Personen zuzuführen, die das, was wir zu geben haben, aufnehmen können, und die werden dann für weitere Ausbreitung Sorge tragen.

103. „Und betet zugleich auch für uns, auf daß Gott uns die Thür des Worts aufthue, zu reden das Geheimnis Christi, darum ich auch gebunden bin; auf daß ich dasselbige offenbare, wie ich soll reden" (Kol. 4. 3—4). „Und betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist und wachet dazu mit allem Anhalten und Flehen für alle Heiligen und für mich, auf daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß ich möge kund machen das Geheimnis des Evangeliums, welches Bote ich bin in der Kette, auf daß ich darinnen freudig handeln möge und reden, wie sich's gebührt" (Ephes. 6. 18—20). Die Frage inbetreff des fürsprechenden Gebets ist schon in §§ 44 und 86 behandelt worden. Aus diesen beiden Stellen, die Paulus als Gefangener in Rom schrieb, tritt uns dieselbe apostolische Demut und Ruhe entgegen, die er zehn Jahre früher in seinen Briefen an die Thessalonicher ausdrückt. Er verlangt kein Gebet für seine Befreiung, wenn er auch erwartet, daß seine Freunde darum bitten (Philem. 22), ebensowenig für sein persönliches Wohlergehn oder für die Bekehrung des römischen Reiches, der Stadt Rom oder einer gewissen Zahl der Einwohner von Rom. Er bittet nur um ein Fürgebet zur wirksamen Erfüllung seiner Pflichten. Die Brüder sollen ihm ihr Fürgebet nicht nur schenken, daß ihm Gelegenheit zum Predigen werde, sondern „zum freudigen Aufthun meines Mundes", damit ihn seine Ketten nicht entmutigten, als ob er einer verlorenen Sache diente, damit er, ohne übertriebene Kühnheit, „reden möge, wie sich's gebührt". Wenn Paulus so die Notwendigkeit solchen Beistandes empfand, wie viel mehr sollten wir sie fühlen, wenn wir in Gefahr sind, daß unser Zeugnis für Jesus Christus durch persönliche Rücksichten geschwächt wird! Als Antwort auf diese Fürgebete lesen wir Apostelgesch. 28. 30—31: „Paulus blieb zwei Jahre . . . predigte . . . und lehrte . . . mit aller Freudigkeit" (siehe § 102). Beiläufig wird auch hier und da ein Erfolg erwähnt: „Die von des Kaisers Hause" (Phil. 4. 22), „Onesimus, mein Sohn, den ich gezeuget habe in meinen Banden" (Philemon 10).

. . . . . . An Briefen schrieb Paulus von Rom aus den an die Epheser, Kolosser, Philemon, an die Philipper, den ersten an Timotheus, den an Titus und später den zweiten an Timotheus. Obgleich er verhältnismäßig ruhig lebte, übte er doch einen guten Einfluß auf viele Prediger des Evangeliums und auf die christlichen Gemeinden in Rom und in den Provinzen aus. Sein Kerker war seine Kanzel. Das mag uns Trost gewähren, wenn wir auf unsere Studierstube, oder auf das Krankenzimmer, oder auf eine Arbeit angewiesen sind, die uns unwichtig scheint. Der Herr führt uns, wenn wir nur bereit sind, ihm zu folgen. Seine Gegenwart ist der beste Erfolg.

104. „Aber ohne deinen Willen wollte ich nichts thun, auf daß dein Gutes nicht wäre genötiget, sondern freiwillig" (Philem. 14). Das ist ein wichtiger Grundsatz. Er bezieht sich zunächst auf Onesimus, der Philemons Sklave gewesen war; Philemon war durch die Predigt des Apostels Christ geworden und zwar nicht nur ein passiver Jünger, denn seine thätige Ergebenheit wird durch „die Gemeinde in seinem Hause" bewiesen (2). Ob Onesimus seinem Herrn entflohen war, ehe Philemon das Christentum angenommen hatte, oder erst nachher, weil ihm selbst der neue Glaube verhaßt war, wird nicht angegeben. Der Satz: „Welcher weiland dir unnütze", (11) deutet an, daß Onesimus seinem Herrn von keinem Nutzen gewesen war; aber Paulus spricht seine Überzeugung aus, daß er jetzt bessere Dienste leisten werde. Zunächst erkennt Paulus das Recht an, das Philemon auf Onesimus hatte, ein Recht, das ihm sowohl durch das Gesetz des Landes als durch die allgemeine Sitte zustand. Das Christentum hatte nicht die Aufgabe, bessere Gesetze zu erzwingen, die mit den im römischen Reiche herrschenden im Widerspruch standen. Der christliche Geist wird seinen Einfluß ausüben, wenn ihm nur Zugang zu den menschlichen Herzen gestattet wird; von innen heraus wird er das gesellschaftliche Leben bessern und die bösen Auswüchse desselben entfernen. Verbesserungen, die den Leuten aufgezwungen werden, wirken mehr Schaden als Gutes. Milde Gesetze werden Ungerechtigkeit und sogar Grausamkeit befördern, wenn nicht auch ein milder Geist im Volke selbst wohnt. Die Selbstsucht wird sich, zum Nachteil vieler ehrlicher Personen, die Umstände zu nutze machen. Paulus hätte das Gesetz geben können: Kein Christ darf sich Sklaven halten! Es würde das viele unchristliche Erörterungen unter Christen verhindert haben. Aber Paulus durchschneidet den Knoten nicht, sondern er löst ihn auf. „Nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder ... beides, nach dem Fleisch und in dem Herrn" (16). Das soziale Leben würde in christlichen Ländern anders aussehen, wenn dieser apostolische Grundsatz verwirklicht würde; wir Christen sollten ihn niemals vergessen, wenn wir mit uns Untergebenen zu thun haben. Menschliche Wesen dürften niemals dazu erniedrigt werden, wie Maschinen zu dienen. Wo Lohn gegeben wird, wird natürlich auch Arbeit und zwar aufmerksam und gut verrichtete Arbeit verlangt, aber niemals sollte das Geschäft jeder andern Rücksicht vorangehen. Die brüderliche Liebe kann sogar durch zu scharfes Vorgehen der christlichen Arbeit ertötet werden, und der Segen Gottes kann auf solcher Arbeit nicht ruhen.

Der Grundsatz, den Paulus in Bezug auf die Sklaverei aufstellt, sollte auch auf jede andere soziale Reform, die wir in China durchgeführt sehen möchten, Anwendung finden. Ich will nur einige davon erwähnen, wie die Stellung der Frauen, Wiederverheiratung der Witwen, das Binden der Füße, die christliche Erziehung, Reinlichkeit, barmherzige Institutionen u. s. w. Es ist nicht erforderlich, daß die Ausländer alles für die Chinesen thun, oder sie soviel wie möglich zur Ausführung ihrer Pläne zwingen, sondern sie sollen die Chinesen dahin bringen, daß sie selbst wirken, vom Geist Christi getrieben. „Darum, wiewohl ich habe große Freudigkeit in Christo, dir zu gebieten, was dir ziemt, so will ich doch um der Liebe willen nur vermahnen" (Vers 8, vergl. 2. Kor. 8. 8).

Japanisches.

XXVIII. Der Unterschied zwischen den Moralgrundsätzen des Orients und Occidents[1]).

Der nachfolgende Aufsatz erschien in der Dezember-Nr. 1895 des Tōyō Tetsugaku-zashi (philosophisches Magazin für Ostasien) als ein Glied einer Artikelserie, welche eine vollständige Vergleichung der moralischen, intellektuellen und sozialen Grundsätze des Orients und Occidents zum Gegenstande hat. Der Verfasser ist Dr. Kato Hirozuki, der frühere Rektor der Universität Tokyo. Der Aufsatz ist besonders darum interessant, weil er zeigt, wie sich Christentum und Welt in dem Kopfe eines gelehrten, von Nationalgefühl geschwellten Japaners widerspiegelt. Bezüglich seines Urteils über das Christentum wird unsere theologisch-philosophische Zeitschrift Shinri einen Aufsatz bringen. An dieser Stelle ist eine Kritik der Anschauungen Katos überflüssig.

Aus dem Japanischen übertragen lautet der Aufsatz Katos folgendermaßen:

„Es ist wohl bekannt, welch ein großer Unterschied in Bezug auf Temperament, Sitte, Religion zwischen den Völkern Asiens und Europas vorhanden ist. Diese Verschiedenheit ist bedingt durch den Unterschied der Rassen, der klimatischen und geographischen Bedingungen ꝛc. So ist es nur natürlich, daß sich auch eine Verschiedenheit der moralischen Anschauungen zwischen dem Orient und Occident herausgebildet hat. Die Hauptdifferenz in dieser Hinsicht ist die, daß der Osten den Grundsatz der Selbstverleugnung obenan stellt, dagegen der Westen den der Selbsterhaltung. Im Orient betrachtet man es als höchst verwerflich, wenn ein Mann seine Selbstsucht nicht zu unterdrücken versteht und vielmehr sein eigenes Interesse in der Welt verfolgt. In Europa dagegen strebt man vor allem darnach, das eigene Ich zu erhalten, zu behaupten, sein eigenes Glück zu erjagen. Selbstverleugnung ist aber ein altruistisches, Selbsterhaltung ein egoistisches Prinzip. So hat also die Moral des Orients einen altruistischen Charakter und betont mehr die Pflichten als die Rechte, die des Occidents dagegen hat einen egoistischen Charakter, denn sie betont mehr die Rechte, als die Pflichten.

In den Morallehren des alten Indiens und Chinas sind die herrschenden Gedanken die der Verpflichtung. Loyalität, kindliche Pietät, Gehorsam sind die Pflichten der Untergebenen, Wohlwollen, Gerechtigkeit, Unparteilichkeit die der Übergeordneten. Der Höhere soll den Niederen wohlwollend behandeln, der Niedere dem Höheren mit Treue und Hochachtung dienen. Durch solche Lehren haben Konfuzius und Menzius die Anschauung von den individuellen, persönlichen Rechten soviel als möglich erweicht und ein System der Pflichten an die Stelle gesetzt. Ähnlich geschah es in Indien. Schon vor der Entstehung des Buddhismus bestanden dort im Brahmanismus vier Kasten, und die Höheren unterdrückten die

[1]) Unter Orient ist vom japanischen Standpunkte aus die konfuzianisch-buddhistische Völkerwelt Ostasiens, unter Occident die christliche Völkerwelt Europas und Nordamerikas zu verstehen.

Niederen, und wenn es auch gelehrt wurde, die Niederen schonend zu behandeln, so war die Hauptsache doch die Lehre, daß die Niederen den Höheren gehorchen sollten. Daran wurde auch durch den Buddhismus nichts geändert, obgleich dieser in vielen Stücken sich wesentlich vom Brahmanismus unterscheidet. Auch er betont vorwiegend nur die Pflichten, nicht die persönlichen Rechte.

Im Gegensatz dazu entwickelte sich in Europa schon von den Zeiten der alten Griechen an die Lehre von den Menschenrechten. Zahlreiche Philosophen beschäftigten sich mit dieser Frage. Aber auch der Charakter der europäischen Völker war solchen Ideen zugeneigt. So kam es, daß diese Ideen, die bei den Griechen nur mehr keimhaft vorhanden waren, sich bei den Römern noch weiter entwickelten und endlich ihre höchste Entfaltung in der modernen Zeit erhalten haben. Und gerade dieses egoistische Prinzip der Selbsterhaltung, dieses Betonen der individuellen Rechte ist es gewesen, welches den großen Fortschritt der Civilisation in Europa bewirkt hat, während die chinesische und indische Civilisation auf dem Wege ihrer Entwicklung stehen geblieben ist.

Freilich wurde auch in Europa diese Entwicklung mehr oder weniger in Schach gehalten durch die Religion, nämlich durch das Christentum, namentlich während seiner Blütezeit im Mittelalter. Auch diese Religion betont ja die altruistischen Grundsätze der Selbstverleugnung und Menschenliebe mehr, denn die individuellen Rechte. Die Tendenz des Christentums geht hervor aus dem Worte Jesu: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar". Aber die Pflichtenlehre des Christentums ist sehr verschieden von derjenigen Chinas und Indiens. Alle die speziellen Beziehungen der orientalischen Pflichtenlehre zwischen König und Unterthan, Vater und Sohn &c. sind im Christentum erweicht durch die Lehre, daß alle Menschen gleich sind als Kinder Gottes und unter einander Brüder, und daß darum die Nächstenliebe die Hauptpflicht ist. Diese christliche Nächstenliebe hat aber einen ganz allgemeinen Charakter ohne besondere Abstufungen wie in Indien und China. Von einer besonderen Liebe will das Christentum nichts wissen. Das ist der Hauptunterschied zwischen der Philanthropie eines Konfuzius und Christus, daß die erstere verschieden ist je nach dem sozialen Rang, den die einzelnen Personen zu einander einnehmen, die letztere aber einen ganz vagen, allgemeinen Charakter hat. Die Pflichtenlehre des Orients wurzelt in dem Verhältnis der verschiedenen sozialen Rangklassen zu einander, die des Christentums in der Gleichheit aller Menschen. Der Grundsatz der Selbstverleugnung im Christentum ist weitgehender als im Konfuzianismus und Buddhismus, aber gerade darum hat er die Theorie der individuellen Rechte nicht beseitigt, sondern befördert. Jeder Mensch hat gleiche Menschenrechte vor Gott, und diese dürfen nicht von einem anderen verletzt werden. So verschmilzt die ursprüngliche Betonung der Menschenrechte in Europa mit der Lehre des Christentums. Natürlich ist die Lehre von den Menschenrechten falsch(!), aber das Christentum nahm diese Lehre auf, weil sie die im Westen herrschende war.

Vergleichen wir nun die Wirkungen dieser beiderseitigen Theorien, wie sie durch die moralischen Heroen Jesus und Buddha, Konfuzius und Menzius, die aus den beiderseitigen Entwicklungslinien die Konsequenzen

zogen, ausgesprochen worden sind, so müssen wir allerdings gestehen, daß die Theorie des Westens für die Entwicklung Europas im höchsten Grade förderlich gewesen ist, daß dieselbe den Occidentalen ihren thätigen und fortschrittlichen Geist verliehen hat. Andererseits hat sie aber doch auch schwere Schäden im Gefolge gehabt; denn sie hat das Extrem des Selbsterhaltungstriebes herbeigeführt, den Egoismus befördert, die Ausbildung einer Pflichtenlehre, insbesondere z. B. von den Kindes- und Unterthanenpflichten verhindert. Dem gegenüber hatte die Pflichtenlehre des Ostens, wenn sie auch in der Theorie genügend sein möchte, doch große praktische Nachteile. Zwar den Gehorsam hat sie gefördert und so vorzüglich den Interessen der herrschenden Klassen gedient, aber die Ausbildung einer Lehre von den individuellen Rechten hat sie verhindert und den Geist der Selbständigkeit und Unabhängigkeit, welcher zum Fortschritte nötig ist, nicht aufkommen lassen. Es ergiebt sich also, daß beide Theorien ihre Vorteile und Nachteile haben.

Als eine Nation des Orients haben wir Japaner bisher die Achtung vor den Rechten und Freiheiten des Individiums vermissen lassen, aber in der neuesten Zeit haben wir durch die Berührung mit dem Westen die Bedeutung derselben erkennen gelernt. So sind wir auf dem besten Wege, die Theorie des Occidents von den Menschenrechten anzunehmen und mit unserer ausgebildeten Pflichtenlehre zu verbinden, also die Vorzüge der occidentalischen mit denen der orientalischen Moral zu vereinigen. Für diese Aufgabe ist ja Japan allein geeignet. Die Völker des Occidents sind zufrieden mit ihrer mangelhaften und einseitigen Lehre von den Rechten und hegen nicht den Wunsch nach Verbesserung, auch China ist nicht in der Lage fortzuschreiten. Aber wir Japaner kennen sehr wohl unsere Mängel und haben den Wunsch und die Fähigkeit, sie zu verbessern durch die besten moralischen Ideen der anderen Völker. Thun wir dies, so wird sicherlich die vollkommene Moral das Resultat sein. Ist uns damit nicht ein großartiges und herrliches Problem zur Lösung vorgestellt?" E. Schiller.

Religionswissenschaftliche Rundschau.

Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern.

Von Lic. D. Paul Gloatz, Pfarrer in Dabrun bei Wittenberg.

XVI. (Schluß.)

Ahnenkult der westafrikanischen Bantustämme.

Ein dualistischer Ahnenkult wie am Nyassasee hat, vielleicht freilich unter Einfluß der nahen Portugiesen an der Küste, eine Wendung zum ethischen Dualismus bei den (s. Oberländer, Westafr. 1878 S. 435) vor 300 Jahren aus dem nordöstlichern Moropu (Moluwa S. 444)[1]) gekommenen

[1]) Molua nennen sich auch die (Ka)-Lunda in Mussumba, der Residenz des Muatayamwo, und Umgegend.

Kimbunda östlich von Benguela erhalten. Sie unterscheiden nach Magyar Kilulu-sande oder gute und Kilulu-yangolo apessere oder böse Geister (ebd. S. 442). Kilulu entspricht auch sprachlich dem Ahnennamen Balimo (S. 221), yangolo einem alten Volksnamen, der dem Namen der Küstengebiete Angola und Benguela zu Grunde liegt. (Serpa Pinto, leider die Religionen nur spärlich streifend, nennt die Stämme Ganguella, Ambuella; im Kongobecken ist der mächtige Stamm der Bangala, Hellw. S. 106, 111, 119 f., vgl. Pogge Beiträge III, 1880 S. 236.) Wenn das Wort yangolo auch nicht portugiesische Umdeutung auf böse Engel nahe legt, so fragt sich doch, ob der angegebene Grund der Unterscheidung, der eine ethisch höhere Stufe dieser Religion bezeichnen würde, in seiner Allgemeinheit zutrifft für die allgemeine Volksanschauung, wenn er auch beweist, daß es sich um die abgeschiedenen Seelen handelt: Je nachdem ein Lebender gehandelt, werde er unter die guten oder die bösen Geister versetzt; doch gelten letztere als zahlreicher und erhalten öfter Opfer. Wenn es heißt, daß die Seelen nach dem Tode in eine unterirdische Welt, Kalunga, kommen, wo es Tag ist, wenn es oben Nacht ist, so ist diese offenbar nicht in der Erde zu denken, sondern fließt mit dem Himmel zusammen, an den auch das Wort kilulu erinnert (ulu angolanisch-zulu Himmel, Adelung, Mithridates III 1 (1812) S. 223; z, l, r wechseln dialektisch in den Bantusprachen, Fr. Müller, Sprachwiss. I 2 S. 240). Freilich gilt das Leben in Kalunga dem irdischen ähnlich; es wird gejagt, geschmaust, aber nicht bloß Bier, sondern auch Wetter gebraut. Mit dem Geisterreich aber besteht ein Rapport durch die hölzernen oder thönernen Ahnenbilder, denen wir zuerst allenthalben in Westafrika[1]) begegnen; sie werden in der Hauptkapelle aufgestellt und mit Antilopenhörnern umpflanzt, die voll Kohle und Fett für Räucheropfer sind. Die guten Geister werden auch geehrt durch Herumtragen ihres Idols, einer lebensgroßen Zeugpuppe unter einem Baldachin in feierlicher Prozession zu Beginn der trocknen und der Regenzeit. Gewöhnlich opfert man Tiere, aber doch auch Menschen bei Regenmangel und bei Einsetzung der Fürsten, ich vermute, zugleich als Totenopfer für die Vorgänger. Ja, es schlossen sich an die Menschenopfer bei dieser Gelegenheit kannibalische Gastmähler (Oberländer S. 434), obgleich schon im 16. Jahrhundert ein Geheimbund der sog. Pakasseros (Büffeltöter) der durch die grausamen Westafrika überschwemmenden Djaggahorden veranlaßten Sittenverwilderung, namentlich der von den Zauberpriestern derselben beförderten Menschenfresserei des Volkes entgegenwirkte (ebd. S. 435). Eine Zusammenstellung von Begräbnisweisen verwandter Nachbarstämme bis in das weit nach Norden und Osten ausgedehnte Lundareich findet sich bei Hellwald S. 116 f.: „Bei den Minungo, Chinge, Kioko legt man die Fürstenleiche, während die Einwohner mit dem Nachfolger das Dorf verlassen, offen in ein Haus, in dem 3 Sklaven sie mehrere Jahre bedienen, bis sie, zum Skelett geworden, samt den aus ihr gesammelten Würmern in einen dichten Busch geworfen wird. Die Bondo begraben ihre Toten am Wege. In Kassandje sah Schütt mehrere Quibandas oder Begräbnisplätze, die um das gewölbt von Lehm gebaute Grab Buschwerk mit ordentlich angelegten Wegen hatten; um die Anpflanzung zog sich eine circa 20 m breite Straße, angelegt, die vielen Präriebrände abzuhalten. Im Grab wird der ganze Leichnam untergebracht,

---

[1]) Stuhlmann (S. 479) fand Ahnenbilder zuerst bei den Lendu westlich vom Albertsee und bemerkt dabei, daß in Ostafrika nur sehr selten solche Holzpuppen gefunden werden, bis jetzt nur bei den Wasaramo, Wabonde, Wakamba, Wadigo bis Mombas, Wagalla und Nyassastämmen.

nicht nur die Nägel u. s. w.[1]) wie bei den Lunda, die dann den Körper in den Fluß werfen, dem auch die Leichen der vom Muata Jamvo (Herrscher des Lundareichs) Gemordeten überliefert werden[2]). Ein solches Grab ist sehr luxuriös mit Fazenda ausgestattet; leider werden bei den Großen in Lunda 2 Sklaven, ein männlicher und ein weiblicher, mit gebrochenen Beinen und oft auch Armen lebend hineingesetzt und mit eingemauert, auf dem Grabe selbst aber werden dann 40 bis 50 Sklaven geschlachtet. Die tributären Fürsten[3]) anderer Länder, die zu Lunda gehören, werden auch mit Begleitung begraben, was aber die Bangala schon längst nicht mehr thun. Als Wächter des Grabes wird ein dem Verstorbenen verwandter Soba (Häuptling) hingesetzt". Nach Pogge (Beitr. S. 236) haben die (Ka-) Lunda vor den Geistern der Verstorbenen, die sie mahamba nennen, eine solche Furcht, daß sie, um dieselben bei guter Laune zu erhalten oder die bösen und gefährlichen unter ihnen zu besänftigen, große Mahambafeste veranstalten. Aus dem südwestlichen Urua, dem Reich Kasongos, berichtet Cameron (Quer durch Afr. 1877, II. 95) über Bestattung eines Häuptlings: Man leitet einen Fluß ab, gräbt eine breite tiefe Grube in sein Bett und bedeckt deren Boden mit lebenden Frauen; an dem einen Ende kauert eine Frau auf ihren Händen und Knieen; auf ihren Rücken wird der tote Häuptling gesetzt, mit seinen Perlen und anderen Schätzen geschmückt und auf jeder Seite von einer seiner Frauen gehalten, während die dem Rang nach zweite Frau zu seinen Füßen sitzt; diese wird getötet, ehe man Erde über das Grab schaufelt, die andern Frauen werden lebendig begraben, dann eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal 40 bis 50 geschlachtet und mit ihrem Blut das Grab besprengt, hierauf läßt man den Fluß in sein Bett zurückströmen. Die von Cameron (II 61) in den Dörfern der Warua erwähnten Teufelshütten und Götzen, vor die man Dankopfer, Korn und Fleisch stellt, bezeugen so gewiß Ahnenkult, wie der Hauptgötze Kungwé a Banza, der auch in einer Hütte im heiligen Hain Opfer erhält und Rat erteilt, der Begründer der Kasongodynastie ist. Die Stämme vom mittleren und obern Kongo, sowie an den Zuflüssen des letztern sind Kannibalen (Andree, Antropophagie 1887 S. 40); kommt auch das Schlachten von Menschen, bloß um sich Fleisch zu verschaffen, hier stellenweise vor, so ist doch im allgemeinen Anthropophagie ein Akt religiösen Ceremoniells bei besonderen Gelegenheiten (ebd. S. 42); die an die Tieropfer sich schließenden Opfermahl-

---

[1]) Vgl. Falkenstein, Afrikas Westküste 1885 S. 202. In Ambaca am Cuanza trägt man (nach Valdez, Six years travellers life, II. 296) den Leichnam in einer Tipoja zur letzten Ruhe, einer der Begleiter führt in einem Päckchen die Nägelabschnitte und Haare des Verstorbenen mit sich, damit Zauberer nicht damit Unheil stiften; nach Beendigung des Begräbnisses wird bei Eheleuten der Überlebende auf dem Rücken einer Person desselben Geschlechts fortgetragen und zur Reinigung in den Fluß geworfen, muß dann noch 8 Tage abgeschlossen leben, ohne Gekochtes essen oder sich reinigen zu dürfen, während seine Freunde sich an einem Festessen auf seine Kosten erfreuen, ihm dafür aber später Geschenke zu einem größeren Feste machen müssen. Nach 8 Tagen wird die Hütte gereinigt und der Leidtragende darf sich wieder mit warmem Essen laben, worauf die Erbschaft geregelt wird.

[2]) Doch vgl. Falkenstein S. 199. „Überall herrscht in unserm Gebiet (Westafr.) die Sitte des Begrabens, wenn auch dieser Ceremonie in gewissen Fällen eine Mumifizierung vorher geht. Nur bei Pogge lesen wir, daß der Molua (-Lunda s. ob.) die Leichen der Sklaven ins Wasser wirft".

[3]) Hellwald nennt Mai und Mona Kimbundo. Auch der grausame Cazembe (Waitz S. 420f.) zwischen dem Bangweolo und Tanganyika-See gehörte hierher.

zeiten legten solche auch bei den Menschenopfern nur zunahe[1]). Die Elfenbeintempel, die Stanley auf seiner Kongofahrt bei anwohnenden Kannibalenstämmen fand, erinnern an die oben erwähnten Elephantenzähne auf den Gräbern der Masupia und Batoka, so daß auch die Götzenbilder, die er in jenen sah, auf Vorfahren zu deuten sind. „Im alten Königreich Kakongo und Amgoy“, heißt es in einem älteren, reichhaltigen und zuverlässigen Sammelwerk über Westafrika (Beschreibung der Sklavenküste und einiger daran grenzenden Staaten 1798 S. 344 ff.) „wird niemand eher begraben, als bis alle Anverwandten, wenn sie auch noch so weit entfernt leben, beisammen sind. Sie fangen das Tambi oder die Leichengebräuche mit Erwürgung der Hühner an, mit deren Blut sie das Haus in- und auswendig besprengen; darauf werfen sie sie aufs Dach, um zu verhindern, daß die Seele der verstorbenen Person nicht wiederkomme und den künftigen Besitzern erscheine, weil sie glauben, die Person, welcher sie erscheint, würde augenblicklich sterben. Dieser Aberglaube ist so eingewurzelt, daß viele aus bloßer Einbildung eines schnellen Todes starben. Sie behaupten, daß der Verstorbene den andern citiert habe, sonderlich, wenn zwischen beiden ein Streit gewesen. Nach der Ceremonie mit den Hühnern fangen sie an, über die verstorbene Person eine Zeitlang zu klagen, dann aber auf einmal lustig zu sein, und schmausen zusammen auf Unkosten des nächsten Anverwandten der verstorbenen Person, die immer noch im Hause unbegraben liegt. Nach Tische fangen sie an zu tanzen. Nach beendigtem Tanz begeben sie sich an einen finstern Ort und behaupten, daß es so zu einer Zeit erlaubt sei, sich mit einander zu vermischen. Soll der Leichnam eines großen Herrn begraben werden, so bestreuen sie den Weg mit Blumen und Blättern; er muß auch in einer graden Linie zu seinem Grabe getragen werden; sie reißen daher jedes Haus, das ihnen im Wege steht, nieder. Gemeiniglich verscharren sie in dem Grabe einige lebendige Personen, damit es, wie sie sagen, dem Verstorbenen an nichts fehlen möge. Manchmal bringen sie bei dem Todesfall ihrer guten Freunde einen ihrer Sklaven ums Leben, damit er ihnen in der andern Welt aufwarten möge. Die Begräbnisplätze sind mehrenteils auf den Feldern, und man steckt etwas nach Beschaffenheit der beerdigten Person darüber: Einige haben einen großen Haufen Erde darüber geworfen; bei andern steckt ein gerades Horn von einem raren Tier darin oder eine Schüssel, ein Topf oder ein anderes irdenes Gefäß wird darüber gedeckt. Einige errichten Gebüsche, die mit tausenderlei abergläubischen Sachen, welche die Zauberer bereitet, behangen sind. Den toten Körper legen sie nicht in einen Sarg, sondern wickeln ihn in Leinwand und nähen sie fest zusammen; Arme werden in eine Strohmatte gewickelt und

[1]) Auch das Verzehren von Kriegsgefangenen läßt diese zunächst als Opfer für die Gefallenen erscheinen. Wie aber das Opfermahl eine Gemeinschaft mit den Geistern bezweckt, so konnte eine eigene Seelenverbindung mit verstorbnen Angehörigen sogar dadurch angestrebt werden, daß man sie auch nach ihrem Wunsch buchstäblich aus Liebe anfaß. Dies letztere bezeugt nicht bloß Ed. Lopez (Regnum congo 1598), sondern auch Ed. Bowdich von Stämmen im Hinterland der Gabunküste (Andree S. 27 f.). Falkenstein (S. 197) erwähnt Berichte verschiedener Reisenden, wonach alte Leute entweder getötet (ja bei dem Wanderstamm der Muquice pflichtgemäß vom ältesten Sohn oder nächsten Verwandten) oder auch verzehrt wurden, aber auch als Sittenmilderung bei den Tussilange am Kassai, daß Wißmann hier einsame Dörfer fand, die nur von alten Leuten bewohnt waren. Bei demselben Stamme war durch Einführung des Hanfrauchens als eine Art Kultus der Kannibalismus verdrängt worden. Übrigens galten auch Wißmann und Pogge hier als Revenants. Die scheinbaren Widersprüche in der Furcht vor den Toten und der für ihre Gewinnung erstrebten Gemeinschaft mit ihnen, vertragen sich eben so wohl wie der Wechsel von Klagen und Lustbarkeiten zur Ehre und Freude des Abgeschiedenen.

also begraben“ [1]). Ebendaselbst (S. 292ff.) heißt es von den Einwohnern in den Königreichen Loango und Kakongo: „Sie glauben an ein zukünftiges Leben, lachen aber über die Auferstehung der Toten. Aller Gottesdienst wird ihren Feld- und Hausgötzen erzeigt“. „Manche setzen die Seelen in die Zahl ihrer Schutz- und Hausgötter; andere weisen ihnen einen Versammlungsplatz unter der Erde an; noch andere bauen ihnen kleine Behältnisse unter den Dächern der Häuser, etwa 1 Spanne hoch, vor welcher sie opfern, wenn sie essen und trinken“ (S. 297). Dabei sind aber die abgeschiednen Seelen je nach ihrem Sitz in verschiedenen Zuständen zu denken, und es ist sogar sogleich weiter doch von einer Art Auferstehungsglaube die Rede: „Sie glauben nicht nur, daß niemand eines natürlichen Todes stirbt, sondern auch, daß der Mörder durch Beschwörungen den Ermordeten aus dem Grabe herausbringen und zu seinem Dienst behalten kann. Diese auferweckten Toten werden täglich von Zauberern mit Speisen, die ohne Salz zugerichtet sind, ernährt, denn, wenn Salz dazu käme, so würde der Leichnam seinem Feinde sichtbarlich nachfolgen“. Wenn es dann ebenda heißt, daß „andere der Seele und dem Leib einerlei Ende zuschreiben“, so bricht zwar öfter in Afrika Unsterblichkeitsleugnung hervor, aber im Widerspruch mit den noch bestehenden Volksbräuchen des Ahnenkults; andrerseits schließt selbst ein gewisser naiver Materialismus noch nicht das Fortbestehn der Seele aus, wenn nur noch Reste des Leibes fortbestehn, an denen die Seele irgendwie haften kann, daher auch die Sorge für seine Erhaltung durch Mumifizierung. Über diese und sonstigen Totenkult an der Loangoküste berichtet als Mitglied der deutschen Loango-Expedition Falkenstein (S. 201): „Häuptlinge und ihre Frauen werden oft erst geraume Zeit nach ihrem Ableben begraben und vorher auf folgende Weise getrocknet: Man gräbt eine oberflächliche Grube in der Hütte des Verstorbenen, legt ihn nackt hinein und deckt eine dünne Schicht Erde darauf. Dann werden 3 Feuer darüber angezündet, die man 4—6 Wochen brennend erhält, bis der darunter Liegende im wahren Sinne des Wortes gedörrt ist. Während dieser ganzen Zeit pflegt die Hütte trotz ihrer fürchterlichen Luft nicht leer zu werden, und die Weiber stoßen dabei Tag und Nacht Klagegeheul aus. Wenn der Körper trocken ist, wird er in Stoffe gewickelt, bis zur Beerdigung aufgebahrt und bewacht. Diese findet mit großen Festlichkeiten unter Anwesenheit aller Familienglieder und der Bewohner des bezüglichen Gebiets auf einem unförmlichen Wagen statt, der von vielen Negern auf einem breiten dazu hergerichteten Pfade über die Savanen sowohl als durch Busch und Wald zu seinem Bestimmungsort gezogen wird. So befindet sich landeinwärts von Ponta-Negra 5° s. Br. auf dem Doppelhügel Lubu der geheiligte Begräbnisplatz der alten Könige von Loango. Noch immer wird dort der in seinem nun schon verfallenen Sargwagen befindliche Überrest des vor etwa 100 Jahren verstorbenen letzten Königs Muenne Buatu bewacht; denn er darf nur von seinem gekrönten Nachfolger begraben werden, welcher bislang vergebens gesucht wird [2]). Allgemein pflegt man die Hütte, in der jemand gestorben ist, niederzubrennen; bei dem Ableben angesehner Neger aber wandert das ganze Dorf aus, um an einem andern Ort ein neues Heim zu errichten. So trifft man nicht

---

[1]) Bei den Bayaka werden letztere eingewickelt in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden, die Leichen der Vornehmen dagegen mit an die Brust gedrückten Knien im Wald in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, der darüber hervorragende Teil mit flachem Holz bedeckt, übrigens jede Leiche vor dem Einwickeln seziert zur Eingeweideschau, ob der Tod durch einen Zauberer erfolgt ist. Hellwald S. 120 (nach Güßfeldt; vgl. Falkenstein S. 201).

[2]) Der Prinz, der nach dem Tod eines Königs in Loango in dessen Namen bis zur Neuwahl eines Königs aus der Zahl der Prinzen an der Spitze der Regierung stand, hatte den offiziellen Titel Nganga mvumbi (Leichenbewahrer). Falkenstein S. 225.

selten verlassene Plätze". Ebd. S. 199: „Stirbt ein Neger auf der Durchreise, wird er in freier Luft aufgehängt, bis die Stammesangehörigen ihn holen und für den Unglücksfall einen Tribut zahlen; denn man nimmt an, daß durch den Tod des Fremdlings mancherlei Unglück erwachsen könne", d. h. durch seinen umgehenden Geist. Falkenstein (S. 222) selbst war Zeuge, wie nach dem Tod eines Dorfhäuptlings ein bei der Expedition dienender Negerjunge aus Furcht zitterte, der Geist des Verstorbenen möchte ihm Schaden zufügen. Daraus erklärt sich auch die Furcht vor den Begräbnisplätzen, die deshalb „keine große Sorge um die Dahingegangnen verraten. Die wenigen gewöhnlich auf einem Bergrücken in der Nähe jeder Ortschaft liegenden Gräber zeigen die Form eines mehr oder weniger zerfallenen Grabhügels. Auf diesem befindet sich an einem Stock die Palmfasermatte, mit der die Erde ausgehoben wurde, Scherben von Flaschen und Thongefäßen. In felsigen Gegenden werden die Gräber mit Steinen eingefaßt oder damit bedeckt". Der Stock mit einem eingeklemmten Stückchen Zeug, den F. auf jedem solchen Hügel bei Novo Redondo fand und auf den Zweck der Krähenverscheuchung deutet, soll gewiß als Grabkennzeichen auch Unberufne vor Annäherung warnen. Bei Häuptlingen werden nach F. auch wohl verschiedne Erdschichten über einander getürmt und mit Scherben oder Fetischfiguren verziert; ja man errichtet ein Dach über dem Bauwerk, um es vor Regen zu schützen. Wenn Meiners (Allg. krit. Gesch. der Rell. 1807 II 58f.) in den Scherben oder Lumpen an den Negergräbern eine primitive Kärglichkeit oder Einfalt in heiligen Gaben sieht, die sich auch anderwärts unter den geringern Volksklassen erhalten habe, so weisen sie vielmehr darauf zurück, daß dem Verstorbenen sein Eigentum wenigstens symbolisch mitgegeben wurde ins Jenseits, das aber zu dem Zweck für anderweitigen Gebrauch unbrauchbar gemacht und analog dem Leibe des Verstorbenen einer teilweisen Zerstörung unterworfen werden mußte, um in gewissermaßen ideeller Form dem abgeschiednen Geist ins Jenseits folgen und dienen zu können. Von den Stämmen am Ogowe, die Lenz 1873f. erforschte, gilt auch, was er im allgemeinen berichtet (Skizzen aus Westafr. S. 209): „Die in Afrika so allgemein verbreitete Sitte, den Platz oder wenigstens die Hütte, in der ein Neger gestorben ist, zu verlassen und zu vernichten, scheint doch schließlich mit einem dunklen Glauben an eine Seele oder einen Geist zusammenzuhängen, der nach dem Tode des Betreffenden zurückkehrt, um seine frühere Wohnung wieder einzunehmen. Dieser Glaube an die Geister der Verstorbenen ist bei den afrikanischen Stämmen verschieden hoch entwickelt, Anklänge daran aber dürften sich überall finden, wie mannigfache Gebräuche beweisen. Das Töten von Sklaven am Grabe eines Verstorbenen, damit derselbe auch als Geist ein seinem Rang entsprechendes Gefolge habe, das Mitgeben von allen möglichen Gerätschaften, Waffen, Schmuck u. s. w. in das Grab, alles das deutet darauf hin, daß man an ein Fortwirken der Gestorbenen glaubt. Um aber durch das Erscheinen der Geister nicht gequält zu werden, ziehen es die Überlebenden vor, den Platz zu verlassen". An der Gabunküste findet sich auch ein gewisser Schädelkult, wie wir solchen im ostafrikan. Usambara fanden, wieder. Die Mpongwe beerdigten ihren König 2 Tage nach seinem Tode heimlich an einem unbekannten Ort, damit kein Fremder den Kopf desselben stehlen und sich daraus einen kräftigen Fetisch machen könnte (Du Chaillu, Reise übers. von H. Kletke S. 10). Sklavenopferung am Grab von Häuptlingen war auch hier Sitte (ebd. S. 12). Bei den Mbenga auf der Insel Corisco kam (wie bei den ostafrikan. Wakonde) Verbrennung der Toten mit einem Teil ihrer Güter vor (ebd. S. 16). Bei den Bakwiri im Kamerungebirge beginnen nach einem Todesfall bezahlte Weiber ein furchtbares Geheul, unter dem sie auch in der Nacht von Hütte zu Hütte ziehen, während die Männer je nach

dem Ansehen des Verstorbenen möglichst viel Pulver verknallen. Am 9. Tag — denn so lange braucht die Seele, um an den Ort der Ruhe, Bela genannt, zu gelangen — beginnt das große Totenfest, an dem sich auch die Nachbardörfer beteiligen. Dabei wird unglaublich viel Fleisch verzehrt, Palm- und Branntwein verzecht. Die Toten werden sowohl bei den Bakwiri wie bei den Dualla (an der Küste) nicht auf besonderen Plätzen, sondern in ihren Hütten beerdigt, welche sodann auf kurze Zeit leer gelassen werden (Buchholz, Reisen in Westafr. 1880 S. 124 ff.). Lehrer Flad in Kamerun erzählt (Baseler Miss. Mag. 1890 S. 178) von den religiösen Vorstellungen der Dualla: Die Geister der Abgeschiedenen, Bedimo, genießen in der Stadt der Toten, mundi ma bedimo, die Freuden des Erdenlebens in vollen Zügen, haben keine Sorgen und Weiber genug, beherrschen die Erdbewohner. Das erklärt die häufigen Selbstmorde. Der Schwerbeleidigte erhängt sich, um an seinem Beleidiger Rache zu nehmen. Vom Willen der Bedimo hängt Gedeihen oder Mißwachs der Feldfrüchte ab. Durch reiche Spenden und gute Mahlzeiten wird ihr Zorn abgewandt, ihre Gunst erworben. Zur Saatzeit (Januar bis März) gehen daher die Weiber mit dem Besten, was sie zu einem Festschmaus auftreiben können, ins Innere, den Busch, um hier aus den auf großen Brettern aufgehäuften Vorräten mit vollen Händen reiche Gaben nach rechts und links auszustreuen. Dann begeben sie sich, um die Bedimo bei ihrer Mahlzeit nicht zu stören, nach Haus. Ältere Weiber werden von den Bedimo ergriffen und offenbaren dann der Menge alles Mögliche, z. B. den Willen eines gestorbenen Vaters, Nachrichten aus der Stadt der Toten, Diebe u. s. w. Die Bedimo sehen alles, ohne von jemand gesehen zu werden. Über die Gestalt der Bedimo herrscht keine Sicherheit. Die einzige Bedingung für die Aufnahme in den mundi ma bedimo soll die Tätowierung sein. Ratten und Mäuse werden als Abgesandte der Bewohner der Unterwelt noch jetzt von manchen Weibern gefüttert". Auch die Bube auf Fernando Poo verehren und fürchten die abgeschiedenen Seelen, errichten ihnen im Wald kleine Hütten, um sie vom Umherschweifen abzuhalten, da sie unter den Lebenden Krankheit und Tod verursachen, und setzen deshalb auch Totkranke aus (Baumann, Fern. Poo 1888 S. 197 ff.) [1].

Missionsrundschau.

Indien.

Von Diakonus Schillbach in Buttstädt.

VIII. Allerlei anderes Europäisches.

Fortsetzung.

Wir würden uns einer Versäumnis schuldig machen, wollten wir in diesem Zusammenhang die Heilsarmee unerwähnt lassen, die nun seit einem Jahrzehnt in Indien arbeitet — wesentlich im Gegensatz zu den übrigen Missionsgesellschaften — und nicht wenig zur Verwirrung der Gemüter beigetragen hat. Wohl mag ihr Ziel sehr lobenswert sein, wenn sie sich's zur Aufgabe gemacht hat, „die untersinkenden 50 Millionen" der unterdrückten

[1] **Anmerk. d. Red.: Vorläufiger Abschluß der Aufsätze des Pf. Lic. Dr. Gloatz. Im nächsten Jahrgange folgt eine Rundschau über die indischen Religionen von Pf. J. Happel.**

untersten Kasten in Indien, der Parias, Madigas u. s. w. zu retten, wie solches u. a. in dem Buche: „Im dunkelsten Indien“ beschrieben ist; und ihr Eifer hierbei mag recht anerkennenswert sein, wenn es auch sehr übertrieben ist, was der Brahmine Narasima Charya von der Philosophenschule zu Madras nach der Rede des „Brigadeadmirals“ der Heilsarmee Fielding auf dem Religionskongreß in Chikago behauptete, daß die Heilsarmee in Indien mehr gearbeitet habe, als alle anderen Missionsgesellschaften; aber ihr ganzes Verhalten hat doch nur dazu beigetragen, die christliche Mission in den Augen des Hindus herabzusetzen, das Ansehen der Missionare, wenigstens in den Städten, erheblich zu beeinträchtigen, das Feuer des leidenschaftlichen, unlauteren Kampfes noch mehr zu entzünden, und wir verstehen es daher, wenn wir es auch bedauern, „daß man sie mit äußeren Gewaltmaßregeln fern zu halten versuchte, und daß man einen ihrer Offiziere in längerer Kerkerhaft zum Märtyrer machte“. Vom Januar 1887 bis etwa September 1892 allein sind über 310 europäische „Offiziere“ männlichen und weiblichen Geschlechtes von der Heilsarmee nach Indien gesandt worden (für Ausrüstung und Überfahrt erhält jede Person nur 300 M.), damit diese in jeder Weise, in Nahrung, Kleidung, Wohnung, Auftreten, die Gewohnheit der Inder annähmen und „in diesem Lande der Büßer durch Selbstkasteiung“, nötigenfalls auch durch lärmendes Auftreten und Überschreien des Feindes, ihre Bekehrungsversuche unternähmen. Ein europäischer Offizier erhält wöchentlich 1—1½ Rupien (2—3 M.), jährlich demnach 100—150 M. zu seinem Unterhalt, muß also wie ein indischer Handwerker leben, wie dieser nur Reis und Karry essen, sich den übrigen Lebensunterhalt vor den Thüren der Eingebornen erbetteln, indische Kleider tragen, barfuß gehen, in eingebornen Häusern wohnen; ja ihr „Major“ Tucker nahm sogar den Namen Fakir Singh an und beschmierte sich die Stirn nach Hindu-Art mit verschiedenen Zeichen, zog wie ein indischer Fakir gekleidet, barfuß herum, zeigte und hob seine nackten Füße in öffentlichen Versammlungen empor, damit man die vom heißen Fußboden daran entstandenen Blasen bewundere. Eine Zeit lang, aber nur eine recht kurze Zeit, machte dieses Anpassen an indische Gedankenkreise und Gepflogenheiten einigen Eindruck — wenigstens berichtete schon 1887 das Blatt der Heilsarmee, der War Cry (Kriegsruf), von 1000 Bekehrungen roher Heiden, — was außerordentlich übertrieben ist, es müßte denn der größte Teil wieder in das Heidentum zurückgefallen sein, — und es hielt in dem Abschiedsgottesdienste, der am 5. August 1887 gelegentlich der Aussendung von 50 Offizieren nach Indien in London abgehalten wurde, ein Hindu eine Rede, in der er erklärte, das erste, was auf ihn Eindruck gemacht habe, sei das Erscheinen eines englischen Missionars gewesen, der vor seiner Thüre um Speise gebeten und durch solche Selbsterniedrigung gezeigt habe, daß er ein aufrichtiger Mensch sei, u. s. w. —, ja man fing an, die „verweltlichten und luxuriösen“ englischen Missionare zu schelten, die allerdings ganz andere Begriffe von Einfachheit haben, als die deutschen, und vielleicht zum Teil, aber eben nur zum Teil und zu einem sehr kleinen Teil berechtigten Grund zu solchen Vorwürfen gegeben haben mögen, doch bald schlug die anfängliche Sympathie in das Gegenteil um. „Es zieht nicht mehr“, hieß es schon 1887 im Jahresbericht der irischen presbyterianischen Mission in Gudscherati (Nordwest-Indien), „wenn jemand barfuß und halbnackt daherkommt, und nachdem den Leuten, Christen wie Heiden, die Augen aufgegangen sind, ist es ihnen entschieden lieber, wenn ihnen das Evangelium von Männern verkündigt wird, die Kleider tragen und ihrer Sinne mächtig sind. Das Erstaunen, das europäische Bettler anfangs erregten, hat einem heftigen Widerwillen Platz gemacht. Man hat längst die Entdeckung gemacht, daß der geistliche Hochmut der Offiziere der Heilsarmee den der Schriftgelehrten und Pharisäer weit übertrifft, und man

sieht jetzt in ihnen blinde Blindenleiter". Auch mußten den besonnenen Gliedern der Heilsarmee die Augen geöffnet werden, wenn sie sahen, wie von jenen ausgesandten 310 Offizieren innerhalb jener $5^3/_4$ Jahre 180, also 58% Opfer dieser entsagenden, verkehrten, in einem tropischen Klima doppelt gefährlichen Lebensweise wurden, indem 20 von ihnen starben, 160 teils heimkehrten, teils sich andern Missionen anschlossen, so daß wir uns in der That nicht wundern können, wenn wir lesen, daß unter den europäischen Offizieren in Indien große Unzufriedenheit herrschte und in Bombay Ende 1892 eine Anzahl von ihnen resigniert hätte.

Auch General Booth, der selbst, nachdem er Südafrika, Australien und Ceylon besucht hatte, nach Indien kam, um seiner Tochter, dem „Oberst Lucy Booth", und dem Major Tucker zu helfen, konnte nichts erreichen. Wohl jubelten ihm, als er — gerade am Weihnachtsfeste 1891 — nach Madras kam, Christen und Heiden begeistert zu und bereiteten ihm einen fürstlichen Empfang. In zweispännigem, offenen Wagen fuhr er, der weißbärtige Mann in seiner wunderbaren Uniform, „durch die Straßen unter dem Jubel seiner Anhänger, die ihm mit fliegenden Fahnen, Bannern und klingendem Spiele folgten"; Versammlung reihte sich an Versammlung, viele Reden wurden gehalten über die Hebung der armen Inder, deren Not gerade damals infolge einer Hungersnot besonders ans Tageslicht trat, viel Beifall ward gespendet. Allein die Vorschläge Booths, wie sie in seinen Vorträgen und jenem Buche niedergelegt sind, das nach dem bekannten: „Im dunkelsten England" verfaßt ist, entbehrten — im Gegensatz zu jener früheren Schrift — so sehr der Klarheit und Sachkenntnis, daß nach seiner kurz darauf erfolgten Abreise nicht viel mehr davon die Rede war. „Schon viele Faustschläge hat die Heilsarmee", schreibt das Leipziger „Evang.-luth. Miss.-Blatt" 1892, 78, „der gesunden und nüchternen evangelischen Missionspraxis gegeben, aber daß der Leiter derselben angesichts einer großen Zuhörerschaft von Heiden sich so weit vergessen konnte, daß er als Hauptmittel zur Rettung der versunkensten Heiden die Errichtung von Ackerbaukolonien, Auswanderung u. s. w. anpries, hätten wir nicht für möglich gehalten. Das ist ein Frevel an der Sache dessen, dessen „Heil" er zu bringen vorgiebt".

Doch hören wir den Bericht eines englischen Reisenden, des Mr. Fr. Session, im „Pionier", der bedeutendsten weltlichen Zeitung Indiens, aus dem Jahre 1890 über eine Versammlung der Heilsarmee. Er schreibt: „Eines Abends wohnte ich einer Versammlung der Heilsarmee in Bombay bei. Booth-Tucker war da, und er hatte seine Leute aus allen Teilen Indiens zusammengebracht, um ein großes „Tamascha" (Schaugepränge) zu machen. Ein früherer Buddhistenpriester sprach gut und kräftig, ein Kongreßmitglied aus Kalkutta — kein Heilsarmeemann — hielt eine Ansprache, die einzige, die neben der Ansprache des Buddhisten die Gemüter der Zuhörerschaft zu rühren schien. Eine „Girton — graduierte" weibliche Person von vierzig und einigen Sommern in ihrem Baccalaureatmantel sang und sprach nur schwach. Bekehrungsrufe wie: „Mir ist wohl, ich bin gerettet, bist Du es?" wurden von sehr wenig eingeborenen „Bekehrten" abgegeben. Aber mitten in der Vorstellung wurden zwei „Bekehrte" aus Gudscherati vorgeführt. Eine wild aussehende Gestalt sprang vorwärts mit einem dumpfen Gebrüll und schlang ihre Arme um Booth-Tuckers Nacken. Dann spielte der Mann ein Musik-Instrument, das wie eine Sackpfeife klang, und der andere „Bekehrte" begleitete diese Musik mit einer Klapper. Alles dies war harmlos, wenn auch nutzlos, — aber bald begannen beide zu tanzen und sich so zu verdrehen, daß die Zuhörerschaft Lachkrämpfe bekam, und Booth-Tucker den Tänzern Halt gebieten mußte. Er rief ihnen zu, sie sollten nun Zeugnis ablegen von der Seligkeit, die sie hier erlangt hätten. Krampfhaftes Lächeln zuckte über

den Gesichtern dieser „Bekehrten“, aber alles, was einer herausbrachte, war ein Bekenntnis, daß er nicht wisse, wie lange er gerettet sei, weshalb Booth-Tucker beide wegschickte mit dem Bemerken, diese Leute seien so überwältigt von ihrem Gefühl, daß sie nichts sagen könnten. — Gott bewahre unsere Mission (Quäker) davor, dem indischen Volke jemals ein solch entstelltes Christentum zu bringen! Mögen die Heilsarmeeleute nicht denken, ich beurteile sie hart. Die Hingabe und der wirkliche Mut ihrer Offiziere sind sehr preiswürdig, — aber dieselbe Hingabe und derselbe Mut unter der Fahne der alten Missionare haben stets größere und länger dauernde Resultate gebracht und werden in allen Beziehungen mehr zufriedenstellende Resultate hervorbringen“. Das Fiasko der Heilsarmee, die anfangs ganz Indien im Sturm zu erobern behauptete und so geringfügige Resultate aufzuweisen hat, hat jedenfalls gezeigt, daß eine derartige Missionsmethode nicht die richtige ist, und die Kritiker, die nach dieser Seite hin der Mission Vorwürfe gemacht haben, widerlegt.

Es möge am Schlusse dieses Abschnittes gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß ebenso, wie auf fast allen Missionsgebieten, so auch auf dem indischen Klagen über den durch die Europäer eingeführten, unbeschränkten Verkauf von Spirituosen laut werden, wozu in Indien noch die Klage über den Opiumhandel hinzukommt. Nicht nur die Missionskonferenzen protestieren dagegen, auch Inder, wie der oben erwähnte Brahmine Charya erheben öffentliche Anklage gegen das Christentum, das „in der einen Hand die Bibel, in der andern die Rumflasche“ nach Indien gekommen sei, und begründen damit den Wunsch: „O daß wir nie ein europäisches Gesicht gesehen hätten!“ Bezeichnend ist die Klage zweier Santals (Nord-Ost-Indien), die in dem Baseler „Ev. Missions-Magazin“ 1887, 474 mitgeteilt wird: „Als die Flasche Daru (einheimischer Schnaps) 4—6 Anna (48—72 Pf.) kostete, kauften wir solchen selten und hatten darum nur wenig Verlangen danach, Branntwein zu trinken. Aber jetzt, wo die Flasche nur 4 Pf. kostet, kaufen wir ihn gern. Eine Flasche weckt die Begierde nach einer zweiten, und so geht es fort, bis wir betrunken sind. Am folgenden Tag spüren wir, daß wir uns wieder betrinken müssen. Das Getränk ist jetzt so billig und so leicht zu bekommen; deswegen halten wir uns daran. Wir vertrinken die Kleider unserer Weiber und die Nahrung unserer Kinder; aber was können wir machen? Wir können uns nicht helfen. Warum hat die Regierung die Schnapsläden eingerichtet? Wir haben sie gar nicht gewollt. Der Branntwein ist auch nicht gut. Es ist viel Wasser darin, und der Schierling betäubt uns“.

Noch bedenklicher ist die Legalisierung des Opiumhandels. Wohl giebt es Leute genug, die auch den Opiumgenuß für etwas Ungefährliches halten, und gerade die katholische Kirche, die ja auch sonst, wie wir schon früher ausführten, gegen die „harmlosen Gebräuche“ und „unschuldigen Genüsse der Eingeborenen sehr tolerant und weit davon entfernt ist, sie mit allerlei kleinlichen und drückenden Vorschriften zu plagen“, wie die protestantischen Missionare ja mit Vorliebe thun, will mit den „Antiopiumisten“, diesen überspannten Methodisten, Sektierern, Temperenzlern mit ihrer thörichten „Religionsschrift“ der Enthaltung von geistigen Getränken, Tabakrauchen u. s. w. nichts gemein haben (in der That giebt es auch in ev. Gemeinden deutscher Religionsgesellschaften, wie z. B. in Rantschi, dem Mittelpunkt der Goßnerschen Kolsmission, sehr segensreich wirkende Enthaltsamkeitsvereine nicht nur gegen berauschende Getränke, sondern auch gegen Opium und Hanf, deren Mitglieder sich durch Namensunterschrift verpflichten, keinerlei Schädliches — Arzenei ausgenommen — weder essen noch trinken zu wollen). Ja, der katholische Erzbischof von Kalkutta hat unter Berufung auf seine eigene 15 jährige Erfahrung und auf das Urteil der „ältesten und erfahrensten Missionare“ der

katholischen Kirche, welche „ in Indien mehr Heiden bekehrt hat und mehr Missionare aussendet als alle anderen christlichen Sekten zusammen“, in einem Briefe an die englische Regierung erklärt, daß „soweit wir als Katholiken dabei interessiert sind, die gegen das Opium angeführten Gründe nicht stichhaltig sind,“ „daß bisher nicht ein einziger Fall vorgekommen ist, der beweist, daß der Opiumgenuß die Missionsthätigkeit beeinträchtigt“, und geschlossen: „Auch habe ich noch niemals gehört, daß Eingeborene, welche Opium rauchen oder essen, der christlichen Religion dadurch entfremdet würden. Ich hoffe, daß diese Erklärung, welche katholische Prälaten und Missionare unterschreiben können, Licht auf die ganze Angelegenheit verbreiten wird“. Nun, wer das indische Volksleben kennt und unparteiisch urteilt, wird den schweren Schaden des den Körper und Geist ruinierenden Opiumgenusses nicht leugnen. Dem Drängen der öffentlichen Meinung hat die englische Regierung endlich auch nachgegeben und im Jahre 1893 die sogenannte „Opium-Kommission“ ernannt, die vor allem diejenigen Gegenden Indiens, wo am meisten Opium genossen wird, bereist und über etwaige schädliche und demoralisierende Wirkungen desselben Nachforschungen angestellt hat. Dieser Opium-Kommission haben nicht nur indische, sondern auch chinesische Missionare — nach China wird vorzüglich viel Opium aus Indien eingeführt — Druckschriften übersandt, in denen diese bitten, die Opium-Produktion auf medizinische Bedürfnisse zu beschränken. „Das Opium“, so schreiben letztere, „übe einen verderblichen Einfluß auf die Chinesen aus. Kein Chinese habe ihnen je ein Wort zu Gunsten des Opiumgenusses mitgeteilt. Der Opiumhandel schädige den britischen Namen und erzeuge eine feindselige Stimmung gegen die Ausländer in China. Eine Einnahme, welche aus einer unsittlichen Quelle herrühre, könne nur eine Ursache der Schwäche für das Reich werden“. In dem Bericht der Kommission, der erst im April 1895, also zwei Jahre nach Beginn der Arbeiten erschien, ist dagegen eine Zeugenaussage angeführt, nach der die Missionare in China, um die Erfolglosigkeit ihrer Thätigkeit zu verhüllen, die Schuld auf das Opium geschoben hätten, eine Anklage, die trotz ihrer öffentlichen Zurücknahme von seiten jenes Zeugen, trotz des Protestes der sämtlichen evangelischen Missionare in China und trotz des Gegenzeugnisses von 5000 englischen Ärzten natürlich sofort aufgegriffen und gegen die Mission benutzt worden ist. Ferner heißt es in dem Berichte, daß der Gebrauch von Opium in Form von Pillen und als Aufguß, wie er in Indien vorherrsche, bei mäßiger Anwendung keineswegs schädlich, daß dagegen das schädliche Opiumrauchen in Indien äußerst selten gefunden werde. So ist denn die Kommission abgetreten und — großer Erfolg ihrer Thätigkeit — alles beim Alten geblieben. Es ist aber auch viel verlangt von dem englischen Krämersinne, wenn er auf so große Einnahmen verzichten sollte.

Empörend ist auch, daß — fast müssen wir sagen, unter den Augen der Regierung — mit europäischen, namentlich deutschen, dann aber auch italienischen, russischen, österreichischen, spanischen, rumänischen Mädchen Handel getrieben wird. In dem in Bombay erscheinenden Blatte „Das Banner Asiens“ macht Alfred S. Dyer, auf dessen Vorstellungen hin schon dem Handel mit englischen Mädchen nach Brüssel ein Ende bereitet worden war, darüber schreckliche Enthüllungen. Nach Bombay, dem Hauptquartiere eines aus 100 Mitgliedern bestehenden Klubs, der dort allnächtliche Versammlungen abhält, aber auch nach Madras, Kalkutta u. a. Städten Indiens werden die armen Mädchen, die ohne Kenntnis der Örtlichkeiten, Sprachen, Sitten, Verhältnisse ankommen und somit ganz in die Hände jener Sklavenhändler gegeben sind, unter Vorspiegelung glänzender Stellen, einer gesicherten Zukunft, einer guten Verheiratung gelockt — gewissenlose Händler verloben und verheiraten sich in Europa, namentlich Deutschland, wiederholt mit achtbaren Mädchen, um sie

dann in Indien zu verkaufen oder an verrufene Häuser abzuliefern — und zu jenem elenden Gewerbe gezwungen, das sie in wenig Jahren dem Tode in die Arme treibt. (Ev. luth. Miss.=Blatt 1890, 123, 242 f.; 1892, 76 ff.; 1893, 260. Evang. Miss.=Mag. 1887, 215 f., 297, 473 f.; 1891, 248. Allg. Miss.=Ztsch. 1893, 297 ff.; 553 ff.; Beibl. S. 31; 1894, 225 ff.; 1896, 45. Grundemann, Entwickelung S. 200. Allg. ev. luth. Kchz. 1893, 690; 1894, 43, 458. Christl. Welt 1893, 1148 ff.).

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Mission der Gegenwart.

Die Thüringer Missionskonferenz.

Am Johannisfeste, demselben Tage, an dem auch unser Kieler Fest gefeiert ward, fand die Thür. Miss.=Konf. in dem freundlichen Altenburgischen Städtchen Roda statt. Der Besuch war ein sehr reger (die Präsenzliste wies 210 Namen auf), namentlich vonseiten altenburgischer und weimarischer Geistlicher. Aber auch zahlreiche Laien waren erschienen; ja es wollte uns scheinen, als ob die Damen die Mehrzahl bildeten. — Nach gemeinsamem Gesang hielt Generalsuperintendent Lohoff aus Altenburg die biblische Ansprache über die Worte aus dem Evangelium des Johannisfestes Luc. 1, 76: „Und du Kindlein wirst ein Prophet des Höchsten heißen" u. s. w. und führte in schlichter und eindringlicher, bisweilen etwas drastischer Weise den Gedanken aus: Christus braucht Propheten für die Christen, unter denen so viel Unglaube zu finden ist, für die Heiden, die des Heilands bedürfen, unter den Heiden, damit durch die Bekehrten wieder heidnische Familien, Gemeinden, Stämme gewonnen werden, und aus den Heiden, damit von der jungen glaubensfreudigen Heidenchristenheit aus ein belebender Hauch auch zurückströme in die altgewordene Christenheit. — Nachdem der Vorsitzende, Pfarrer Kurze aus Bornshain (S.=Altenburg) nach einem kurzen Rückblick auf das nun zu Ende gegangene 1. Jahrzehnt der Konferenz, die sich einer stets wachsenden Teilnahme zu erfreuen gehabt, der hohen Geburtstagskinder des Tages, Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen und J. Hoheit der Herzogin von S.=Altenburg, in warmen Worten gedacht, von denen letztere als Freundin der Mission unter Israel, ersterer als Protektor unseres Missionsvereins auch in der Missionswelt sich einen Namen gemacht, sprach Missionar Bourquin aus Berthelsdorf über Missionsschwierigkeiten und Missionserfolge in Labrador, jenem von Eskimos bewohnten, den größten Teil des Jahres mit Eis bedeckten und von der übrigen Welt abgeschlossenen Lande Nordamerikas, in dem der als Sprachforscher auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Referent 1863—1889 im Dienste der Brüdergemeinde thätig gewesen ist. Er schilderte nach kurzer Besprechung der Anfänge der Mission vor 150 Jahren (1752) zunächst die Schwierigkeiten: Die Sprache, deren Erlernung an und für sich schwer ist und noch dadurch erschwert wird, daß der Verkehr der Missionare mit den Eskimos kein regelmäßiger sein kann; das äußere Leben der Eskimos, die von Ostern bis in den Herbst von den Stationen abwesend sind; die Charaktereigentümlichkeiten jenes Volkes, das auf einer niedrigen Geistesstufe steht, stumpf und gedankenarm hinträumt, ohne Glaubenszweifel und Sündenbewußtsein, schwach gegenüber den Versuchungen des Fleisches; die bürgerlich=staatlichen Verhältnisse, infolge deren der Eskimo sich völlig frei fühlt und lächerlich dünkelhaft ist; den traurigen

Einfluß der fremden Ansiedler, Fischer, Händler; ferner das Gebundensein an abergläubische Gebräuche, das Mißtrauen gegen einander und gegen die Europäer, die falsche Verschwiegenheit, die frühe Gewöhnung an die Verkündigung des Heils, die ein Gewohnheitschristentum zur Folge hat. Bei Besprechung der Missionserfolge wies Referent hin auf die gutbesuchten Gottesdienste, besonders an den Festen, in den schmucken Kirchen mit ihren eingeborenen Organisten, Kirchen- und Posaunenchören (leider ist es bis jetzt noch nicht möglich gewesen, eingeborene Geistliche heranzuziehen), auf die Schulen und ihren segensreichen Einfluß, die Übersetzung der Bibel, biblischen Geschichte, Gesang- und Liederbücher, Liturgie, Losungen der Brüdergemeinde in die Landessprache, das Ansehen der Missionare, die Nationalhelfer und -Helferinnen, manche todesmutige Aufopferung, gesegnete Sterbebetten. Die umwandelnde Kraft des Evangeliums wurde u. a. an dem Beispiel der „Küchenfrau" Hulda nachgewiesen. — Nach der Pause sprach Missionsinspektor Winkelmann von Berlin III. (Evang. Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika) über: „Eine Missionsreise in Usaramo und Usambara", die Referent 1893 in Begleitung seiner Frau und zweier Missionare unternommen hat, um zu sehen, was dort zu geschehen habe. Die Konferenzmitglieder wurden im Geist von dem schönen Tanga, wo vor über 50 Jahren Dr. Krapf mit dem Wunsche gestanden, es möchte hier eine Missionsstation gegründet werden, nach dem buntbewegten Dar-es-Salaam, den weiteren Missionsstationen Kisserawe und Maneromango im Inneren Usaramos geführt, dann zurück nach Usambara mit seinen äußersten Stationen Hohenfriedberg und Bethel. Hierbei wurde Gelegenheit gegeben, einen Einblick zu thun in die Bestrebungen des Islam, jenes Land ganz für sich zu gewinnen, das entgegenkommende Verhalten der deutschen Verwaltung, die bereitwillig dem Wunsche des Referenten entgegenkam, ihre Bekanntmachungen in Kisuaheli nicht mehr mit arabischen, sondern mit römischen Lettern zu erlassen, die Beschaffenheit des schönen, aber an Sümpfen reichen Landes, die Uneinigkeit der eingeborenen Häuptlinge, die Unsicherheit durch Einfälle der Nachbarstämme, die Sklaverei und Vielweiberei, die Totengebräuche, den Hexenglauben, die Gottesgerichte, die Religion, die Missionsopfer und -aussichten. — Der Vorsitzende, Pfarrer Kurze, sprach im Sinne aller, als er den beiden Rednern für ihre interessanten Ausführungen herzlich dankte. Noch sei erwähnt, daß er auch des früh verstorbenen Mitbegründers und treuen Freundes der Missionskonferenz und unsers Vereins, des Superintendenten Horn in Gräfenthal (früheren Pfarrers in Marisfeld), ehrend gedachte, und daß die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission" (Organ von Berlin III, Preis jährlich 1,50 M.) und das Richtersche Familienblatt „Die evangelischen Missionen", das in keiner gebildeten Familie fehlen sollte (Preis jährlich 3 M.), verteilt, sowie daß zahlreiche Missionsschriften, besonders von Berlin III, verkauft, und daß ein von einer Berliner Firma (Aßmann) zu freier Verwendung verehrter Krankenkelch nebst Patene durch das Los Berlin III bestimmt und überreicht wurde. — Nach dem Essen vereinigte sich noch ein kleiner Kreis von Missionsfreunden um Pfarrer Kurze, Prof. Nippold aus Jena und die beiden Redner, welche letzteren noch manchen dankenswerten Aufschluß gaben und manche interessante Mitteilung machten.

Buttstädt i. Thür. A. Schillbach.

Litteratur.

Karl Florenz, Dr., Professor in Tokyo, Japanische Dichtungen: 1. Dichtergrüße aus dem Osten, 97 S., 3. Aufl.; 2. Weißaster. Ein romantisches Epos nebst anderen Gedichten, frei nachgebildet. 80 S. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. Tokyo, T. Hagesawa 1896.

Karl Florenz, Professor an der Kaiserlichen Universität in Tokyo, bietet uns zwei vortreffliche Sammlungen japanischer Dichtungen im reizendsten Gewande. Druck, Illustrationen und Papier der beiden Bände sind in japanischer Manier gehalten und von japanischen Firmen geliefert. Aber nicht nur das Äußere ist anziehend für den Liebhaber japanischer Eigenart, auch der Inhalt ist im höchsten Grade interessant und reizvoll. Florenz hat eine wunderbare Gabe, den Geist japanischer Poesie nachzuempfinden und in trefflicher deutscher Übertragung uns nahe zu bringen. Die 1. bereits in 3. Aufl. erschienene Sammlung enthält zumeist Gedichte aus den etwa ein Jahrtausend alten Anthologien Manyoshu (757 n. Chr.) und Kokinshu (905 n. Chr.). Auch wenn wir vieles, was uns anheimelt und fast wie eine originaldeutsche Dichtung anmutet, auf Rechnung des Übersetzers schreiben, so müssen wir doch zugestehen, daß die japanische Poesie der unsrigen geistesverwandt ist; auch der japanische Dichter „singt von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit". Vorzüglich sind die Naturschilderungen, ergreifend die Äußerungen der Eltern- und Kindesliebe, oft spitzt sich die Dichtung epigrammatisch zu, wie in dem sinnigen Spruche:

„Sag' an, wo wächst der Same
Des Krauts Vergeßlichkeit?
Er wächst in jenen Herzen,
Wo Liebe nicht gedeiht."

Die Schilderung des großen Erdbebens im Jahre 1855, ein Gedicht von M. Toyama, Direktor des Litterature College in Tokyo, ist als Muster moderner Poesie hinzugefügt; in den düstersten Farben sind die Schauer des Erdbebens gemalt und erschütternd die seelischen Erlebnisse seiner unglücklichen Opfer dargestellt.

Das 2. Werk enthält ein romantisches Epos als Probe der wenig umfangreichen japanischen Epik. Die Geschichte der Shiragiku d. i. Weißaster, die ihren Vater sucht und endlich nach vielen Fährnissen wieder glücklich mit den Ihrigen vereinigt wird, ist auf's anmutigste behandelt und mit farbenreichen Naturschilderungen ausgeschmückt. Der Grundgedanke dieses auch für die Gedankenwelt der Japaner charakteristischen Gedichts liegt in den Worten:

„Wie stehn wir tiefer als ein niedrig Tier,
Wenn Treu und Dankbarkeit uns nicht beseelen!"

Unter den beigegebenen Gedichten erinnert „Das Gasthaus am Wege" an das Uhland'sche: „Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste" 2c.

Dem Verfasser gebührt der wärmste Dank aller Freunde des japanischen Volkes; sind doch seine Sammlungen wohl geeignet, unsere Sympathien für die uns Deutschen geistig so nahe stehenden Japaner zu wecken und zu fördern.

Berlin. Th. Arndt.

Eger, Pfarrer in Nienstedt. Wegweiser durch die volkstümliche Missionslitteratur. Herausgegeben vom Vorstande der Missionskonferenz der Provinz Sachsen. Berlin, Martin Warneck. 56 Seiten. 50 Pf.

Das Büchlein füllt im eigentlichen Sinne des Wortes eine von Missionsfreunden schon lange empfundene Lücke aus. Mit großem Fleiße hat der

Verfasser, dem eine Anzahl von Mitarbeitern zur Seite gestanden haben, infolge eines Beschlusses der Sächsischen Missionskonferenz vom Jahre 1894 die vorhandene zahlreiche volkstümliche Volkslitteratur (249 Nummern) gesammelt, mit Inhaltsangaben und Kritiken versehen (die als besonders verbreitenswert erscheinenden sind mit Sternchen bezeichnet) und geordnet. S. 7 bis 31 enthält die Schriften nach der Reihenfolge der einzelnen Missionsgesellschaften (Brüdergemeinde, Basel, Berlin I, Barmen, Bremen, Berlin II, Leipzig, Hermannsburg) und „aus verschiedenen Verlagshandlungen", S. 35 bis 55 dagegen das systematische Sachregister, nämlich ein alphabetisches Verzeichnis der Lebensbeschreibungen, ein solches nach Ländern, Landschaften (Stämmen) und Hauptorten, und eins nach den für sie geeigneten Leserkreisen (für Kinder, Erwachsene, Volksbibliotheken, Frauen- und Jungfrauen-Missionsvereine, Gebildete). Ausgeschlossen ist alle speziell pastoral-homiletische und theoretisch-fachwissenschaftliche Litteratur. Wunderbar erscheint und ist hoffentlich nur ein völlig unabsichtliches Versehen, daß keine der Schriften unseres Missionsvereins, der überhaupt völlig ignoriert ist, weder die Japan betreffenden (Schmiedel, Munzinger) noch die über China (Kranz, Faber), noch die allgemeinen (Lipsius), ebensowenig wie die Arbeit unseres Freundes Stölten über den Arzt als Bahnbrecher christlicher Kultur, eine Erwähnung gefunden hat, und doch sind jene Schriften auch in gegnerischen Zeitschriften zumeist sehr günstig rezensiert worden, und doch fehlt es gerade an volkstümlicher Missionslitteratur namentlich über Japan. Auch die Zeitfragen des religiös-sittlichen Volkslebens dürften manche volkstümliche einschlägige Arbeit enthalten, wie Handmanns Geisterkampf in Indien. Möge bei einer etwaigen zweiten Auflage das Versäumte nachgeholt werden! Im Übrigen ist die Schrift den Missionsfreunden fast unentbehrlich.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Missionsbilder mit Versen für Kinder. Herausgegeben von der Missionskonferenz der Provinz Brandenburg: 1. Südafrika, 2. Indien, 3. Ostafrika, 4. China, 5. Grönland, 6. Kamerun, 7. Westindien, 8. Die Kohls, à 5 Pf.

Es sind ganz allerliebste kleine Büchelchen, wohl geeignet, die Kinderherzen in das große Werk der Mission einzuführen. Es sind jedesmal 8 kolorierte Bilder und auf der gegenüberstehenden Seite die erklärenden Verschen. Man hat letztere bisweilen für zu hoch, ja auch für zu trivial erklärt, und gewiß einiges Wenige bleibt für Vater und Mutter zu erklären übrig, und Trivialitäten findet man in allen Kinderschriften, wenn man welche finden will; doch kann Referent aus eigener Erfahrung bezeugen, daß die Kinder mit großem Interesse die Bilder betrachten und mit großer Leichtigkeit die Verse behalten und verstehen. Letztere sind ja meist so kindlich gehalten und enthalten meist so treffende kurze Charakteristiken heidnischer Sitten und Gebräuche und christlicher Missionsthätigkeit, daß wir sie von ganzem Herzen allen Missionsfreunden warm empfehlen. Es steckt in ihnen viel mehr, als es auf den ersten Blick scheint: die Quintessenz jahrzehntelangen fleißigen Missionsstudiums. In 100 Exemplaren bezogen kosten sie 4 M., in 200 Exempl. (bis zum 15. Dezbr. v. J.) 7 M. 50 Pf., in 350 Exempl. 12 M. 50 Pf., in 1000 Exempl. 32 M. Zu beziehen sind sie durch die Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-Gesellsch. Berlin NO. 43, Friedenstr. 9.

Buttstädt i. Th. A. Schillbach.

Hermann Theodor Wangemann, Sein Leben und Wirken für Gottes Reich und für das Missionswerk insonderheit. Der Missionsgemeinde erzählt von Herm. Petrich, Superintendent zu Gartz a. Oder. Berlin 1895. Brosch. 1,50 M.

Das Büchlein giebt kein scharfumrissenes Charakterbild auf lichthellem Hintergrund, vielmehr schildert es in behaglicher Breite Wangemanns Leben. Die Wärme, mit welcher der Verfasser überall spricht, ist wohlthuend, der erbauliche Ton zwingt einem bisweilen ein Lächeln ab; auf jeder Seite begegnet man mehrmals dem Worte „lieb“. Da ist geredet von „den lieben gläubigen Seelen“, vom „lieben Defizit“, „vom lieblichen Geistesleben in Hinterpommern“. Eine Bedeutung in der missionsgeschichtlichen Litteratur wird das Büchlein nicht haben, mancher greift vielleicht danach, um Stoff zu schlichter Ansprache zu finden. Die Gestalt Wangemanns ist doch eine sympathische; dem Missionsfreunde mußte sie es schon deswegen sein, weil er (S. 79) in den Vorstand der lutherischen Augustkonferenz einzutreten ablehnte mit der Begründung, er halte sich fern, weil „die Mission eine allgemeine Reichsangelegenheit bleiben und andern Glaubensrichtungen nicht einen Anstoß geben dürfe“.

Cremmen. Luther.

Aus Zeitschriften.

I. Allgemeines.

Stosch, Paulus als Typus für die evangelische Mission (A. M. Z. 96, 8 u. 9). Wurm, Die Niederländische Missionsgesellschaft (B. M. M. 96, 8 u. 9). G. Richter, John Coleridge Patteson, der Missionsbischof von Melanesien (D. evgl. Miss. 96, 8 u. 9). Jahresbericht (Berl. M. B. 96, 6). Gemsky, Der Privaterwerb der Missionare (Biene a. d. Missionsf. 96, 7). M. Prager, Die Volksstämme im deutschen Gebiet am Nyassasee, ihre Sitten und Gebräuche (D. Kol. Ztg. 96, 24). Die deutsche Kolonialausstellung III—XIV (ebenda, 25—38). A. T. Pierson, The missionary bands at Cambridge and Oxford (Miss. Rev. of the World 96, 7). F. B. Shawe, Nine centuries of Buddhisme IV u. V (ebenda, 7 u. 8). H. E. Dosker, John King, the apostle of Surinam (ebenda, 7). A. T. Pierson, George Müller, patriarch and prophet of Bristol (ebenda, 8). H. Gulick, The Gospel in Spain (ebenda). L. J. Bertrand, Work among French Priests (ebenda). W. F. Gibbon, Lessons from Romish missions (ebenda). W. Gould, W. Burns Thomson medical missionary (ebenda, 9). W. J. Wanless, The spiritual outfit of the medical missionary (ebenda). J. E. Padfield, Self-support in the native church (Church Miss. Int. 96, 7). J.P. Haythornthwaite, Hinduism as it is (ebenda, 8). St. Clair Tisdall, Our attitude towards non-christian religions and philosophies (ebenda). H. P. Grubb, The ordination services and the evangelisation of the world (ebenda, 9). H. A. Schauffler, The interdependence of home and foreign missions (The Miss. Her. 96, 8). J. Vahl, Om nogle evangeliske Missionsselskaber og deres Virksomhed (Nordisk M. T. 96, 3). Jaarverslag, Buitenland (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 8 u. 9). C. Kruijt, Een en ander aangaande het geestelijk en maatschappelijk leven van den Poso-Alfoer (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 1).

II. Die Arbeitsfelder der Mission.

A. Amerika.

Suriname (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 7). Labrador (ebenda, 9). H. R. Thornton, Missions to the Cape Prince of Vales Eskimo (Miss. Rev.

of the World 96, 7). O. Faduma, A Negro upon self-help and self-support (The Americ. Miss. 96, 9). Mission to the Chinese and Japanese in the United States (The Church at home and abr. 96, 7).

B. Afrika.

Berlin, Die Kongomission des „Schwedischen Missionsbundes" (A. M. Z. 96, 8 u. 9). Winkelmann, Die Evangelische Miss.-Ges. für Deutsch-Ostafrika Berlin III (ebenda, 9). Hereroland (Rhein. Miss. 96, 4 u. 5). Ovamboland (ebenda, 7). Südafrika-West. (Miss.-Bl. d. Brüderg. 96, 7 u. 8). Jahresbericht über unsere Stationen im Ephoralkreis Nordtransvaal (Berl. M. B. 96, 8), Wohlrab, Gemeindeleben in Hohenfriedberg (Ostafr. M. N. 96, 8). Von de. Missionsarbeit in Natal (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 6). E. Schuler, Die Basler Mission in Kamerun (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 9). Jahresbericht (Norddr Miss.-Bl. 96, 6). J. Johnston, The West African Gin-Traffic (Miss. Rev. of the World 96, 7). A bright spot in Africa (The Miss. Her. 96, 7). Missions in Africa (The Church at home and abr. 96, 6). H. L. Larsen. Det berlinske (III) Missionsselskabs Mission in Ostafrika (Nordisk M. T. 96, 3).

C. Asien.

Nottrott, Der gegenwärtige Stand der Goßnerschen Mission in Ostindien (A. M. Z. 96, 7). F. Hahn, Die Kols nach dem Regierungs-Census 1891 (ebenda). S. Walter, Kaste und Zopf der Hindus (B. M. M. 96, 7 u. 8). Die Missionsstatistik in Japan vom Jahre 1895 (ebenda, 7). Genähr, Schwierigkeiten und Erfolge der Mission in China (D. evang. Miss. 96, 7). Kriele, Die Barmer Mohammedaner-Mission (ebenda, 8). Borneo (Rhein. Miss. 96, 7). Sumatra (ebenda, 8). W. Maneke, Indien, Nayndupet (Hermbg. Miss.-Bl. 96, 6). H. Krüger, Bericht über das Seminar (ebenda). J. Frohnmeyer, Die Basler Mission in Malabar (Monatsbl. f. öff. Miss.-Std. 96, 7). Indisches Frauenelend (Calw. Miss.-Bl. 96, 6). G. Reid, Hopeful signs in China (Miss. Rev. of the World 96, 7). J. H. Pettee, The Japan of to-day and to-morrow (ebenda). H. Loomis, Recent public movements in Japan (ebenda). J. Ross, Romanism in China (ebenda, 8). G. W. Knox, The year 1896 in Japan (ebenda, 9). Mission in Korea (The Church at home and abr. 96, 7). Missions in Japan (ebenda, 9). The Persia and Baghdad mission in 1895 (Church Miss. Int. 96, 7). W. Andrews, A short history of C. M. S. work in Hokkaido, Japan (ebenda). H. B. Grigg, The story of Krupabai (ebenda, 9). J. E. Walker, The present situation in China (The Miss. Her. 96, 7). The outbreak at Van, Eastern Turkey (ebenda, 9). The past year and the present outlook in Japan from a japanese point of view (ebenda). Posso; stichting eener school te Boejoembajan (Maandber. van het Nederl. Zendelingg. 96, 7). H. Rooker, Bericht aangaande den voortgang der Evangelisatie in de Minahassa 1894 (Mededeelingen v. Nederl. Zendelingg. 40, 1). H. Rooker, Statistieke opgaven betrekkelijk het Zielental der Christelijke Gemeenten in de Minahassa 1894 (ebenda).

D. Südsee.

Grundemann, Die Mission in Kaiser-Wilhelmsland (A. M. Z. 96, 7—9). A. Schreiber, Thränensaat in Kaiser-Wilhelmsland (Miss.-Freund 96, 6). A. W. Webb, Missions to the aborigines of Australia (Miss. Rev. of the World 96, 7).

Vereinsnachrichten.

Zwölfter Jahresbericht

des Allgem. evang.-protest. Missionsvereins über das Jahr 1895/96

erstattet auf der Generalversammlung in Kiel

am 24. Juni 1896 vom Vereinspräsidenten Prediger Dr. Arndt in Berlin.

(Schluß.)

Die deutsch-evangelischen Gemeinden

in Tokyo und Yokohama werden wie seither von Pfarrer Dr. Christlieb pastoriert. An den Festtagen half Pfarrer Schiller aus. Aus dem Jahresbericht für 1895 ist folgendes mitzuteilen: Die Gemeinde zu Tokyo zählte 42 Seelen, wovon 24 Gemeindeglieder insgesamt 285 Yen Beiträge zahlten. Es fanden 2 Beerdigungen statt, Religionsunterricht wurde 2 Kindern erteilt. Der Kirchenbesuch war mäßig, hat sich aber gegen früher gehoben, durchschnittlich 8 Personen an jedem Sonntage. Das Kirchenopfer betrug 16. 14 Yen. Das erfreulichste Ereignis im Leben der Gemeinde ist der endlich im November 1895 erfolgte Beginn des Baues der neuen Kirche, die voraussichtlich bis November d. J. fertig gestellt wird. Dann wird auch im fernen Ostasien ein sichtbares Zeichen Zeugnis ablegen von der Liebe der Glaubensgenossen in der Heimat, die diesen Bau ermöglicht hat. Wie schon im vorigen Jahresbericht mitgeteilt wurde, wird der Kirchbau, entsprechend der geringen Seelenzahl der Gemeinde und den vorhandenen Mitteln, in wesentlich kleineren Verhältnissen, als ursprünglich geplant, nach Zeichnungen des früher in Japan ansässigen, jetzt nach Berlin zurückgekehrten Kgl. Regierungs-Baumeisters Muthesius ausgeführt. Im Auftrage des Kirchenvorstandes zu Tokyo sind durch den Centralvorstand unseres Missionsvereins die notwendigen Paramente und ein Harmonium in Deutschland angekauft worden. Auch werden sich die Frauenvereine unseres Missionsvereins durch Schenkungen an der Ausschmückung des Innern der neuen Kirche beteiligen.

Die deutsche evangelische Gemeinde in Yokohama zählt 50 Seelen, wovon 28 Gemeindeglieder 168 Yen an Beiträgen aufbringen. Die Zahl der Kirchenbesucher ist dieselbe wie in Tokyo. Es fanden 2 Beerdigungen, 2 Taufen und eine Trauung statt. Die Zahl der Deutschen, die sich in Yokohama der evangelischen Gemeinde angeschlossen haben, ist im Verhältnis zur Ziffer der dort residierenden Landsleute noch gering.

Die Orgelbegleitung bei den Gottesdiensten in Tokyo hat wieder Herr Bolljahn und in Yokohama Herr Luther in dankenswerter Weise übernommen. Die Kirchenvorstände sind in beiden Gemeinden in ihrer Zusammensetzung unverändert geblieben.

Der Centralvorstand unseres Missionsvereins plant im Einverständnis mit unseren Missionaren die geeigneten Schritte, um die evangelischen Deutschen, namentlich auch in anderen japanischen Städten, wie in Kobe, noch umfassender als es seither geschehen ist, kirchlich zu versorgen.

Heidenchristliche Gemeinden und Predigtstationen.

1. Die Hongo-Gemeinde.

Hongo wurde wie bisher von Minami pastoriert. Auch hier ist seit Anfang 1896 eine deutliche Zunahme im Gottesdienstbesuch bemerkbar. Die Zahlen sind im Januar-Februar 16, 17, 15, 16, 19, im März 27, 30, 21, 28; während wir letztes Jahr berichten mußten, daß die Gottesdienste der Charwoche ganz schlecht besucht waren, hatten wir diesmal Mittwoch 26, Donnerstag 31, Charfreitag 31, wovon sich 21 am Abendmahl beteiligten, Sonnabend 6, Ostersonntag 30. Getauft wurden im Januar 2 junge Männer, am Palmsonntag wieder einer (Schüler Schillers, Graduierter der Universität), am Osterfest eine ältere Frau, deren Kinder schon seit Jahren Christen sind, der aber ihr Mann bis jetzt die Taufe nicht erlaubt hatte. Anfang Januar hat er selbst Minami gebeten, seine Frau zu taufen, er selbst will Konfuzianer bleiben. Außerdem wurden am Osterfest die zwei ältesten Mädchen der Schule Akimoto und Shinosaki, 13 und 12½ Jahre alt, und das Töchterchen von unserem Gemeindevertreter Muko getauft. In der nächsten Zeit wird Minami noch zwei weitere Kinder taufen. Taufunterricht giebt er Freitag und Samstag, außerdem „christlichen Unterricht" für Pflegerinnen am Mittwoch. Die Gemeinde hat im letzten Jahr etwa 20—30 Yen Beiträge aufgebracht. Von April d. J. an will sie regelmäßig den Kirchendiener mit monatlich 2.50 Yen, sowie kleinere Reparaturen an der Kirche bezahlen.

Die seither bestehende und einer hohen Blüte sich erfreuende Sonntagsschule wurde aus praktischen Gründen namentlich in Rücksicht auf die äußerlichen Entfernungen in zwei zerlegt und in folgender Weise eingerichtet. Die Kinder der Armenschule haben Sonntags von 8—9 Uhr in den Zimmern der Theologischen Schule Gruppenunterricht von Fräulein Inasawa und unseren theologischen Schülern, die jetzt im 6. Semester sind, unter Leitung und nach katechetischer Vorbereitung der theologischen Schüler durch Pf. Schiller; Frl. Inasawa wird von Frau Dr. Christlieb vorbereitet. Um 9 Uhr werden alle Kinder im Saale zusammengefaßt zum Schluß des Unterrichts. Die letzten Zahlen der erschienenen Kinder waren: 31, 39, 34, 36, 41, 47. Die Arbeit in der Sonntagsschule geschieht von Seiten der Studenten mit gutem Eifer und zunehmender katechetischer Gewandtheit. Die Kinder kommen sehr gern. „Das ist eine Saat auf Hoffnung", so schreibt Pf. Schiller, „die nächste durch christliche Schulen und Sonntagsschulen beeinflußte Generation wird sicherlich für die Annahme des Christentums williger sein."

In Hongo hat Prediger Minami mit Fujimoto und Ogawa eine neue Sonntagsschule für Kinder aus besseren Familien angefangen, die zwar vorläufig erst von 3 Schülern besucht wird, aber weitere in Aussicht hat.

Über die Gottesdienste in der Charwoche folgt ein besonderer Bericht im Missionsblatt aus der Feder unserer Missionare. Stiftungs- und Weihnachtsfest wurden wie immer gefeiert, das Weihnachtsfest wurde diesmal zahlreicher als jemals besucht. Von den hiesigen Deutschen erhielten wir im ganzen 54 Yen Beiträge.

2. Die Yotsuya-Gemeinde.

Pf. Schiller hat die Versorgung dieser Gemeinde an Stelle Minamis übernommen. Er schreibt am 27. Februar d. J. darüber: „In Yotsuya

geht es langsam vorwärts. Es hielt zuerst schwer, Teilnehmer am Gottesdienste zu finden, doch scheint jetzt der regelmäßige Gang der Gottesdienste gesichert zu sein. Ich predige jeden Sonntag Nachmittag in englischer Sprache, als Dolmetscher fungieren die Studenten Hiroi und Aoki abwechselnd. Wir waren an den letzten Sonntagen 5, 10, 6, 9, 12 Personen. Gebe Gott, daß sich das angefangene Werk weiter entwickele, damit es später von einem unserer jetzigen Studenten nach beendigter Studienzeit selbständig übernommen werden kann. Bis dahin gedenke ich die Station mit Hilfe der Dolmetscher weiter zu führen".

3. Die Station in Osaka.

Zu unserem großen Bedauern war bis zur Drucklegung dieses Berichts von dem Leiter der Station in Osaka, dem japanischen Prediger Maruyama, noch kein Bericht eingegangen. Wir sind daher nicht in der Lage, über den gegenwärtigen Stand der dortigen missionarischen Arbeit Mitteilungen geben zu können.

Christlicher Unterricht.

Taufunterricht und Bibelunterricht für Japaner, deren Interesse für das Christentum geweckt ist, sowie halieutische Arbeit überhaupt, hat dank der gegenwärtig dem Christentum wieder günstiger gewordenen Strömung besonders von unserem Missionar Pf. Schiller mit Eifer betrieben werden können. Schiller berichtet darüber am 27. Februar d. J.:

„Mein Plan, unsere deutsche Abendschule (in der ich auch 2 St. Unterricht gebe) für unsere Missionszwecke fruchtbar zu machen, ist als gelungen zu bezeichnen. Jeden Samstag Abend versammeln sich eine Anzahl Deutsch verstehender Studenten in meiner Wohnung, um an einer 2stündigen Bibelerklärung und Besprechung in deutscher Sprache teilzunehmen. Es waren ursprünglich nur Glieder unserer deutschen Abendschule, aber bald schlossen sich andere Studenten an. Die Gesamtzahl mag wohl 20—30 betragen. Doch sind immer viele am Kommen verhindert, da der Samstag den einzigen freien Nachmittag in der Woche bietet, auf welchen darum alle Vorträge, Versammlungen, Belustigungen u. s. w. zusammengedrängt werden. Eine Anzahl der teilnehmenden Christen blieb nach einiger Zeit aus, weil die christlichen Schüler des kōtō gakkō (Obergymnasiums) einen Jünglingsverein gegründet hatten, der zur gleichen Zeit sich versammelte. An den letzten 5 Samstagen erschienen 10, 14, 13, 16, 12 Teilnehmer, so daß meine Stube fast zu eng wurde. Die Majorität kommt regelmäßig und bereitet sich sorgfältig vor. Nach greifbaren Früchten darf man natürlich jetzt noch nicht fragen. Doch war der eine der beiden Täuflinge des Hr. Minami schon vor dem Taufunterrichte ein Glied meiner Bibelklasse; ein 2. Glied erhält von mir speziellen Taufunterricht und wird wohl noch vor Ostern getauft werden — es ist ein Student der Philologie, der vor dem Staatsexamen steht —; ein drittes Glied hat mich vor einigen Tagen um speziellen Unterricht (noch nicht Taufunterricht) — es ist ein Student der Rechtswissenschaft. (Er wurde am Palmsonntag getauft.)

Jeden Samstag Nachmittag gebe ich 2 St. Unterricht im Christentum in engl. Sprache für 6—8 Studenten der Gewerbeschule, von denen sich wahrscheinlich später einige dem Christentum zuwenden werden. Die Hauptschwierigkeit für denkende Japaner bildet stets die Frage nach der Existenz

Gottes. Dadurch unterscheidet sich das japanische von den meisten anderen Missionsfeldern. Ich glaube darum, daß die Übersetzung von **Ritters** Buch „Ob Gott ist?" einem dringenden Bedürfnisse abhelfen und uns in unserer Arbeit eine wichtige Hilfe sein wird. Abgesehen von der Einleitung scheint dasselbe für junge Japaner hervorragend geeignet zu sein.

Sonntags halte ich einen offenen Abend für Studenten. Es kommen immer einige, und wir sprechen über die verschiedensten Fragen und schließen in der Regel mit einer kurzen Abendandacht. Doch lieben es die Studenten mehr, mich einzeln zu besuchen und sind dann auch für religiöse Gespräche zugänglicher. Besuchen und sich besuchen lassen, etwas in der Missionsthätigkeit noch Wichtigeres, als in der heimischen Pastoration, erfordert natürlich viel Zeit, umsomehr, als es in Japan für höflich gilt, den Besuch möglichst lang auszudehnen. Meine Statistik weist vom 3. Januar bis zum 16. Februar 40 gemachte und 98 empfangene Besuche auf. Das bildet ebenfalls eine Aussaat — doch Gott allein kann das Gedeihen geben.

Schulen und Vereine.

1. Theologische Schule.

Das **erste Hauptexamen** wurde noch am Schluß des letzten Sommersemesters 1895 von den 4 Schülern **Hiroi**, **Aoki**, **Kikuchi** und **Komai** bestanden. Die schriftlichen Aufgaben waren außer griechischen und deutschen Übersetzungen aus der **Kirchen- und Dogmengeschichte**: 1. Entwicklung der Lehre von der Person Christi. 2. Zwingli. 3. Ursprung des Methodismus. **Altes Testament**: Der Einfluß der großen Männer Israels auf die Entwicklung und Ausbildung der Atl. Religion. **Geschichte der Philosophie**: Die erkenntnistheoretischen Richtungen in der Philosophie seit der Renaissance.

Das **Wintersemester** wurde mit 6 Schülern Hiroi und Aoki, im 6. Semester, Komai, im 5. Semester, Kikuchi, bei uns im 5. Semester, Miyagawa, im 3. Semester, und Isawa, im 2. Semester stehend, eröffnet. Isawa ist wieder ausgetreten. „Wir haben Grund zu glauben", so schreiben uns unsere Missionare, „daß er vielleicht nicht aus Unzuverlässigkeit, sondern dem Zwange seiner Verwandten gehorchend, die ihn zu einem andren Studium bestimmten, diesen Schritt gethan hat. Unser früherer Zuhörer **Hemmi** versuchte es in diesem Semester als ordentlicher Schüler dem Unterricht beizuwohnen, da er aber seit Isawas Abgang der einzige in seiner Klasse war, so mußte mein Versuch mit ihm Geschichte der Philosophie zu treiben bald aufgegeben werden, weil ich einsah, daß es ihm unmöglich war zu folgen, und meinen zweiten Versuch, mit ihm Jeremias zu lesen, hat er dadurch zum Scheitern gebracht, daß er vor einigen Tagen erklärte: er sehe selbst, daß er noch nicht folgen könne und wolle das Semester ausschließlich zum Englisch lernen benützen und im nächsten Herbst definitiv in die Schule eintreten. Falls er diesen Vorsatz ausführt, würde das von ungewöhnlichem Interesse zeugen und für die Zukunft viel versprechen, indes ist bei seinen unsicheren Familienverhältnissen vorläufig eine bestimmte Erwartung des Ausgangs unmöglich".

Das Wintersemester begann am 10. September. Dr. Christlieb las für beide Kurse zusammen Geschichte der neuesten Philosophie, für den

Oberkurs allein allgemeine Dogmatik und indische[1]) Religionsgeschichte (Brahamismus und Buddhismus). Den beiden Schülern Isawa und Hemmi trug Dr. Christlieb zu Anfang noch Altes Testament (Geschichte Israels, Einleitung, Theologie) I. Teil und für Miyagawa allein Geschichte der neueren Philosophie vor. Diese Vorlesung wird von Miyagawa für Shinri übersetzt, ebenso auch die Vorlesung über Veda. Pf. Schiller erteilte 18 Stunden Unterricht in der Theologischen Schule, in der unteren Abteilung: 4 St. Logik, 3 St. Griechisch, 2 St. Deutsch, in der oberen Abteilung: 4 St. Matthäusevang. (griech. Text), 2 St. Deutsch, in beiden Abteilungen zusammen 2 St. praktische Erklärung des Matthäusevang. und 1 St. Vorbereitung auf den Kindergottesdienst (Vorbereitung und Kindergottesdienst bilden eine Art katechetischen Seminars).

Da seit Mai vorigen Jahres alle unsere Missionsarbeiter auf einem Grundstücke beieinander wohnen, findet jeden Morgen eine gemeinsame Schulandacht statt, an der die Missionare, Lehrer und Lehrerinnen außer den Schülern der Theologischen Schule teilnehmen.

Das Semesterexamen fand in den letzten Wochen des Januars statt. Kikuchi war wegen eines Augenübels leider an der Teilnahme verhindert. Als schriftliche Aufgaben stellte Pf. Dr. Christlieb aus der Geschichte der Philosophie: Fichtes Philosophie (Oberkursus), Entwicklung der französischen Aufklärungsphilosophie (Miyagawa); aus der allgemeinen Dogmatik: Die Beweise für das Dasein Gottes, Offenbarung und Glaube; aus der Religionsgeschichte: Der Veda, seine Entwicklung und Einteilung; Entstehung des indischen Pantheons (nach Max Müllers Theorie). Pf. Schiller stellte folgende Aufgaben aus dem N. T.: Übersetzung und Erklärung von Mat. 5, 17—20; aus der Logik (Miyagawa): Eine Reihe einzelner Fragen. — Die Leistungen waren im allgemeinen zufriedenstellend, teilweise sogar recht gut; im Deutschen sind die Fortschritte am geringsten.

Für das neue Semester hat Dr. Christlieb folgende Stunden: Oberkursus: Religionsgeschichte II. Teil 4 St., spezielle Dogmatik 4 St., ausgewählte Kapitel aus der neuesten Philosophie 2 Std.; für Miyagawa: Deutsche Aufklärung und Kant 4 St., Altes Testament III. Teil 3 St.; für alle Schüler zusammen: Deutsch 2 St.

Das Urteil unserer Missionare über Charakter und Haltung ihrer theologischen Schüler ist ein günstiges.

2. Deutsche Schule.

Die deutsche Schule erfreut sich nach wie vor eines regen Besuchs, 41 Schüler traten im September 1895 neu ein. Es unterrichten an ihr außer Dr. Christlieb und Schiller noch die Herren Krug und Bolljahn, außerdem 3 japanische Lehrer. Wie Schiller bemüht ist, diese Schule der Mission direkt dienstbar zu machen, ist schon oben (vgl. S. 24) mitgeteilt.

3. Armenschule.

Unsere Armenschule erweist sich je länger je mehr als eine segensreiche Einrichtung, die unseren Missionaren auch den Eingang in die unteren Volksschichten erschließt. Die Lehrordnung blieb dieselbe, wie im vorigen Jahresberichte angegeben. Aus der von dem Lehrer Fujimoto sorgfältig

[1]) Z. M. R. 1896, S. 43, Z. 11 ist der Druckfehler: „jüdische" zu verbessern.

geführten Besuchstabelle geht hervor, daß die Besuchsziffer zwischen 75 und 84 Kindern im Alter von 6—13 Jahren in dem letzten Jahre schwankte. Aus dem anschaulichen Berichte, den uns die Leiterin der Schule Frau Pf. Dr. Christlieb sandte, teilen wir folgendes mit:

„Fujimoto wie Fräulein Inasawa haben sich nach wie vor mit Eifer und Liebe ihrer oft mühsamen Aufgabe gewidmet und die Schule ist dank ihrer Fürsorge gediehen. Ministerialrat Terada hat sie die besteingerichtete Privatschule im Koishikawa Stadtteil genannt und die einzige, die einen geprüften Volksschullehrer angestellt hat. In drei Jahren, d. h. nachdem 4 Jahre seit Herrn Fujimotos Examen verflossen sind, erlangt unsre Schule den Charakter einer staatlichen Schule, wodurch sie natürlich an Ansehen bei den Japanern gewinnt.

Unser Schulhaus hat sich äußerlich insofern verbessert, als es ganz neuerdings mit Dachpappe und Bambusrinnen versehen worden ist. Die dauerhafte Dachbedeckung giebt nicht bloß dem Hause ein besseres Aussehen, sondern ist zugleich ein Schutz gegen Regen und Feuer, denn die getheerte Pappe ist mit einer dicken Lage Sand bestreut. Die Auslagen mit 54 Yen sollen aus der Bazareinnahme bezahlt werden. Die Dachrinnen helfen einem dringenden Bedürfnis ab, wir wollen sie außer ihrem eigentlichen Zweck noch dadurch nutzbar machen, daß wir sie in Tonnen leiten, um so immer Wasser bei einer Feuersgefahr in der Nähe zu haben. Eine andre Verbesserung betrifft den abschüssigen Weg, der von der Straße bis zur Schule führt. Derselbe ist mit einer Dornenhecke eingefaßt worden, da der kleine Berg zu einem beliebten Tummelplatze der Kinder geworden war. Auch muß der Platz vor der Schule unbedingt verbessert werden, denn der weiche Lehmboden verwandelt sich nach jedem Regen in einen unergründlichen Morast. Wir wollen eine dicke Lage Coaksschlacken, die wir aus einer Fabrik billig bekommen, hinfahren lassen. In der durch den Anbau vergrößerten Handarbeitsklasse ließ ich einen zum Missionsinventar gehörigen Steinofen setzen, der mit Kohlen geheizt wurde. Der Besuch der Kinder ist ziemlich regelmäßig, aber an Regentagen fehlt etwa die Hälfte, was sich aus den meist bodenlosen Wegen erklärt. Die Handarbeitsschule wird von 25 Kindern besucht, darunter sind 4 Mädchen, die nicht zur Schule gehören.

Von den im letzten Jahre graduierten Mädchen wohnen zwei ganz in der Schule. Dieselben sollen für die Mission erzogen werden, nämlich eine als Lehrerin (Akimoto) und eine als Kindergärtnerin (Shinosaki). Erstere besucht seit Februar eine Art Vorschule, um sich all die chinesischen Zeichen anzueignen, die zum Eintritt in eine höhere Mädchenschule unerläßlich sind. In letzterer Schule wird das Mädchen nach einem 3jährigen Studiengang und bestandenem Examen als Lehrerin entlassen. Das andre Mädchen geht seit Februar in eine Musikschule, um sich nach 1½ jähriger Lernzeit das Befähigungszeugnis als Harmoniumlehrerin zu erwerben, was hier zur Ausbildung einer tüchtigen Kindergärtnerin gehört. Beide Mädchen haben sich durch ein von ihren Eltern ausgestelltes schriftliches Versprechen verpflichtet, nach vollendeter Ausbildung wenigstens 5 Jahre im Dienste unserer Mission zu arbeiten.

Zu ihnen gesellt sich seit Anfang März eine dritte Pensionärin (Saito). Diese ein 10jähriges Mädchen ist seit einem Sturze, den sie, sieben Jahre alt, that, an einem Bein verkrüppelt, so daß sie kaum gehen kann und folglich noch keine Schule besuchte. Sie bezahlt 2,50 Y. im Monat Pension und soll außer dem Schulunterricht besonders tüchtig im Nähen ausgebildet werden, um sich einst ihr Brod verdienen zu können. Beide erstgenannte Kinder wurden am Ostersonntag nach empfangenem Unterricht vom Prediger Minami getauft; die religiöse Unterweisung soll fortgesetzt und die Mädchen in 1—2 Jahren konfirmiert werden. Frl. Tomioka, die seit letztem Jahre bei Prediger Minami Taufunterricht hatte, konnte leider nicht an Ostern ihr Taufgelübde ablegen, wie sie gerne gemocht hätte, da ihre Tante, bei der sie wohnt, bis jetzt nicht ihre Erlaubnis dazu gegeben hat.

Seit letztem Herbst haben wir beschlossen, die Kinder ein geringes Schulgeld zahlen zu lassen, nämlich 10 und 5 Sen monatlich, je nach den Verhältnissen. Die ganz Armen sind frei. Dann bekommen die Kinder von jetzt an zweimal im Jahre, am Schluß eines Semesters, nicht nur die gestempelte Bescheinigung über den Schulbesuch, sondern ordentliche Zeugnisse. Wir haben dazu die Zeugnisformulare einer hiesigen Schule nach einigen geringen Veränderungen dem Zweck entsprechend gefunden.

An Stelle der sog. Frühlingsferien (8—14 Tage) aller anderen japanischen Schulen habe ich vorgeschlagen, von Mittwoch vor Ostern ab eine Woche frei zu geben, ganz gleich wie Ostern fällt. Bisher wurden in unserer Schule die Frühlingsferien nicht beobachtet und den Kindern nur am Charfreitag freigegeben.

Die äußeren kleinen Erlebnisse unsrer Schule waren folgende: Einweihungsfeierlichkeit am 11. Februar 1895 und Graduierung von 7 Mädchen und 2 Knaben am 13. März, verbunden mit dem Austeilen der Zeugnisse und Bewirtung, vgl. Missionsblatt 1895, Nr. 7 und 8. Gemeinsamer Spaziergang nach Ueno, Besuch des Zoologischen Gartens und Bewirtung am 15. April. Schulfest mit Preisverteilung und Bewirtung am 17. November. Jahresfest der Schule, verbunden mit dem Austeilen der großen Zeugnisse am 3. März 1896 und einem kleinen Spielnachmittag nebst Bewirtung, bei dieser Gelegenheit wurde die Schule von einem Bekannten photographiert. Ein Exemplar dieser photographischen Aufnahme ist an den C.-V. gesandt. Impfen sämtlicher Kinder und der Lehrer am 24. März 1896 in Anbetracht, daß die Pocken in einer sehr schlimmen Form stark grassieren. Ein christlicher Arzt hat die mühsame Prozedur unentgeltlich vorgenommen d. h. nur gegen Ersatz seiner Ausgaben für Lymphe."

4. Der Studentenverein Sol oriens giebt keinen Anlaß zu einem besonderen Bericht. Es wurden zwei Vorträge in ihm gehalten.

5. Auch der theologische Verein, Theological Students Society, hat seine Thätigkeit in der früheren Weise fortgesetzt.

Litterarische Mission.

1. Die Zeitschrift Shinri wird seit Januar d. J. wieder von Pred. Minami in Tokyo redigiert, da die Verlegung der Redaktion nach Osaka in mehrfacher Beziehung als ein Mißgriff sich erwies. Der Verkauf der Hefte hat seitdem ganz bedeutend zugenommen, er war freilich auch auf ein Minimum reduziert gewesen. Wie schon oben (S. 12) erwähnt, ist dringend wünschenswert, daß, wie vor einigen Jahren geschehen, auch deutsche Theologen als Mitarbeiter an „Shinri" sich beteiligen, weil dadurch das Ansehen und die Verbreitung der Zeitschrift außerordentlich gehoben werden würde. Die Manuskripte werden in deutscher Sprache unter der Adresse des Centralvorstandes in Berlin erbeten, nach Japan gesandt und dort erst ins Japanische übersetzt. Als Themata, über die Aufsätze erwünscht sind, nennt Dr. Christlieb:

1. Die Frage der Persönlichkeit Gottes im theistischen Sinne, denn die pantheistische Verflüchtigung der Persönlichkeit Gottes ist die Hauptgefahr des japanischen Christentums.
2. Der Kampf zwischen Materialismus und Idealismus auf dem Gebiet der Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft.
3. Religion und Naturwissenschaft, Christentum und moderne Weltanschauung, Bibel und Geschichte (Ausgrabungen) 2c.
4. Biblische Kritik und Frömmigkeit und ähnliches.

Je allgemeiner die Themata gehalten sind, desto mehr Anziehungskraft haben sie für Japaner. Diese Vorliebe geht hier bis zur Schwäche. Detailarbeiten über biblische Theologie u. a. erregen wenig Interesse.

Unser früherer Missionar Pf. Munzinger, den wir auch um seine Vorschläge gebeten hatten, schlägt noch folgende Themata vor: 1. Pantheismus, Deismus und Theismus, 2. Unsterblichkeit der Seele, 3. Die religiöse Bedeutung der Gnadenmittel, 4. Christus und die großen Männer, 5. Autonome Sittlichkeit (gegen Konfuzius), 6. Die christliche Anschauung von der Familie, 7. Die Bedeutung der Mystik in der Religion, 8. Der erbauliche Charakter der Predigt.

Über den Inhalt der einzelnen Hefte referieren wir regelmäßig in unserer Z. M. R., vgl. 1896, S. 45 u. f.; theologische, philosophische, religionsgeschichtliche, auch praktisch-religiöse Themata wechselten miteinander ab.

Ein interessantes, überdies dem zweifelhaften Lob unserer Mission in der Taiyo nur allzuähnliches Urteil über Shinri erschien neulich in der Tageszeitung „Nippon". Es lautet in wörtlicher Übersetzung: „Was laut gerühmt wird, ist nicht immer das wahre Verdienst; oft wartet vielmehr der Drache im Verborgenen auf die Zeit des Sturmes. Es giebt eine Zeitschrift, „Shinri" genannt, verfaßt von den Anhängern des modernen freien Christentums. Da sie (immer noch) zu viel Religiöses (wohl = Theologisches) enthält, hat sie keinen großen Leserkreis. Aber ihre Anschauungen und Endziele sind prinzipiell klar und fest und sie kann darin mit andern Zeitschriften, die einfach den Zeitströmungen nachgeben, gar nicht verglichen werden, überragt sie vielmehr um Haupteslänge. In der Februar-Nummer stehen z. B. die Aufsätze „Über Goethes Faust" (von Christlieb) und „Über tastende Versuche in der japanischen Litteratur" (von Minami), die die gediegene Bildung und das ideale Streben der Verfasser deutlich zeigen. Kein Gebildeter sollte diese Zeitschrift ungelesen lassen. Diese Zeilen sollen Shinri dem weitesten Leserkreis empfehlen."

2. Theologische Litteratur.

Über den Beschluß des Centralvorstandes vom 1. Oktober 1895, eine theologische Litteratur in japanischer Sprache zu schaffen, ist bereits S. 183 berichtet. Mit der Übersetzung des Ritterschen Buches: „Ob Gott ist?" hat Pred. Maruyama den Anfang gemacht. Die Bearbeitung des Alten Testaments durch Pf. Dr. Christlieb, des Neuen Testaments durch Pf. Munzinger werden bald nachfolgen. In Bezug auf die übrigen theologischen Disziplinen sind noch keine bestimmten Pläne entworfen. Im allgemeinen sollen nur solche Werke herausgegeben werden, die durch die praktische Arbeit unserer Missionare in der Theologischen Schule und der Mission gegangen sind und sich darin bewährt haben, so daß also einfache Übersetzungen in der Regel ausgeschlossen, vielmehr Bearbeitungen für das Bedürfnis der Japaner zu fordern sind.

3. Sonstige litterarische Publikationen.

In der Tetsu gaku zasshi („Philosophischen Monatschrift") Nr. 107—110, Januar-April erschienen 4 fortlaufende Aufsätze von Dr. Christlieb über „Das Verhältnis zwischen dem Christentum und der antiken

Philosophie bis zu Clemens und Origines." Auch an der neuen in Japan erscheinenden Zeitschrift: The Far East, an english edition of the Kokumin-No-Tomo arbeitet Dr. Christlieb mit.

4. Bibliothek.

Die Neuordnung der Bibliothek und die definitive Ausscheidung des vielen Ballastes hat Pf. Schiller vollendet. Von den Grundrissen in Mohrs Verlag (Freiburg i. B.) hätten wir am liebsten alle, da wir immer noch eine Vermehrung der Kompendien bedürfen. Ebenso fehlen uns noch Ausgaben der wichtigsten philosophischen Werke.

Frauenmission.

Die seitherige Arbeit von Frau Dr. Christlieb ist unverändert fortgesetzt worden. Die Versammlungen des Frauenvereins finden regelmäßig alle Monate statt. Frau Dr. Christlieb hat eine Reihe von Vorträgen über christliche Einrichtungen 2c. neulich eröffnet mit einem von Minami gedolmetschten Vortrage: „Wie Deutschland ein christliches Land wurde." Die nächsten werden Frl. Inasawa und Frl. Aikawa dolmetschen. Letztere hat wieder eine Anstellung (am Lehrerinnenseminar) erhalten und wird in unserer Nähe Wohnung nehmen.

Der 2. Bazar, für den wiederum in der Heimat so fleißig gearbeitet und gesammelt worden war, hat am 16. und 17. Oktober 1895 im Saale unserer theologischen Schule stattgefunden und einen Reinertrag von ca. 1800 M. ergeben. Ausführlich hat Frau Dr. Christlieb im Missionsblatt 1896, Nr. 4 über den Bazar berichtet, sie wiederholt ihren herzlichen Dank allen freundlichen Gebern und Geberinnen auch an dieser Stelle.

Im japanischen Damenverein, auf den unsere Missionare keinen Einfluß haben, wurde japanische Geschichte vorgelesen; zwei Mal waren unsere Missionare eingeladen.

Aus der Klöppelschule, die als Institut längst nicht mehr besteht, sind zwei Schülerinnen hervorgegangen, die eigene Klöppelschulen eröffnet haben, und diese sind so indirekt durch uns befähigt worden, auf eigenen Füßen zu stehen — der einzige sichtbare Erfolg der Einrichtung. — Die Handarbeitschule ist ganz mit der Armenschule verbunden worden.

Statistisches.

Nach der von Rev. Loomis herausgegebenen Missionstabelle für Japan (Z. M. R. 96, S. 156) beträgt die Zahl der im Jahre 1895 von unseren Missionaren getauften Japaner 5, dazu 3 Kinder; die Zahl der Schüler incl. der Sonntagsschule ist von unseren Missionaren auf 184, die Zahl der Gemeindeglieder auf 216 angegeben.

Unsere Missionare schließen ihren Bericht mit dem Ausdruck ihrer herzlichen Freude, daß sie nach den manchmal wenig erquicklichen Berichten der letzten Zeit diesmal von einer Besserung der Zustände berichten durften, mit dem Gelübde, daß sie nach wie vor, unerschüttert durch Angriffe von außen oder Schwierigkeiten von innen, fortfahren wollen, für das

Reich Gottes in Japan zu arbeiten, und mit dem Wunsche, daß Gott ihre Arbeit draußen und unsere Arbeit in der Heimat segnen möge. Wir aber versichern unseren lieben Freunden und Mitarbeitern, daß wir allezeit treu zu ihnen halten, mit betenden Herzen und Händen hinter ihnen stehen werden. Gott erhalte ihnen und uns den fröhlichen Mut der Hoffnung, die Kraft des Glaubens und der treuen Liebe. Lasset uns Samen streuen, und „nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören!“

2. China.

Allgemeine Lage.

Daß durch den Krieg eine ganz neue Lage in Ostasien geschaffen ist, daß China und Japan ganz anders in den Mittelpunkt des Interesses der europäischen Großmächte gerückt sind, daß beide Völker jetzt auch eine Rolle in der Weltgeschichte spielen werden, daß für China der Anfang des Endes angebrochen ist, wenn es sich nicht zu so eingreifenden Reformen entschließt, wie vor einigen Jahrzehnten Japan — das war nach Abschluß des Friedens von Shimonoseki leicht vorauszusehen; — daß aber China wirklich aus seinem Schlaf erweckt und sich seiner Ohnmacht ganz und voll bewußt geworden ist, das haben selbst genaue Kenner der chinesischen Verhältnisse lange nicht zu glauben gewagt und glauben es auch heute noch nicht. Dr. Faber schreibt in seinem Jahresbericht für 1895: „Obschon China so bedeutende Hilfsmittel zur Verfügung hat, daß es bei genialer Leitung sich schnell erholen würde, sieht es gegenwärtig durchaus nicht danach aus“. Dem stehen aber nach den neuesten Nachrichten eine ganze Reihe gewichtiger Thatsachen entgegen, die doch auf ein ernstliches Aufraffen Chinas hoffen lassen, was um so mehr zu begrüßen wäre, da für die Westmächte die Aufrechterhaltung des chinesischen Reiches eine ernste Frage des Weltfriedens ist, jetzt aber eine die andere zu überbieten sucht, an den Zipfeln Chinas herumzuzerren. China hat begonnen, sein Heerwesen neu zu organisieren, große Bahnbauten werden geplant, u. a. eine asiatische Bahn zwischen Peking und Konstantinopel, auch eine Post nach europäischem Muster soll wenigstens für einige Strecken des ungeheuren Reiches eingerichtet werden. Das ist zwar alles noch nicht viel, aber es sind doch Zeichen dafür, daß China durch den Krieg wenigstens von der Notwendigkeit der Reformen überzeugt worden ist und sich ernstlich mit Reformplänen beschäftigt. (Wir verweisen hier auf den sehr instruktiven Artikel über die Lage in Ostasien im Ostasiat. Lloyd X. Jahrgang Nr. 29.)

Daß eine einschneidende Reform auch der Mission zu Gute kommen muß, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Mit der europäischen Kultur kämen auch unsere Ideen ins Land. Jedenfalls, und daran müssen wir uns vorläufig genügen lassen, ist der Krieg für die Arbeit der Mission von Nutzen gewesen. Alle Missionsgesellschaften, soweit deren Berichte uns zugänglich waren, melden Fortschritte. Dasselbe bestätigen auch unsere beiden Missionare in China. Dr. Faber schreibt: „Die Missionsarbeit hat im vergangenen Jahre, trotz der traurigen Ereignisse (Blutbad in Kutscheng ꝛc.) doch guten Fortgang gehabt. Nach Nachrichten aus der Mandschurei, Shantung und Fukien, sowie von Hupeh war die Zahl der Taufen größer als in früheren Jahren“. Pf. Kranz berichtet: „Das

Missionswerk geht rüstig voran. Eine Mission allein, die Methodist Episcopal Mission im Fuchowbezirk, hat im letzten Jahre über 1900 neue Mitglieder gewonnen. Auf allen Gebieten zeigt sich Fortschritt. Gott ist mit uns. Das Werk ist sein Werk". Um so bedauerlicher ist es, daß gerade jetzt von deutscher Seite namentlich die evangelische Missionsarbeit aufs heftigste angegriffen worden ist; wir meinen den Aufsatz des Exministers von Brandt in der Deutschen Rundschau, Nov. 1894, „Ostasiatische Probleme" betitelt, und einige Artikel seiner Schüler im Ostasiatischen Lloyd. Wir haben diese Angriffe in unserer Zeitschrift 1896, S. 97 ff. zurückgewiesen.

Wie notwendig eingreifende Reformen in China sind, wird einem wieder einmal recht klar, wenn man Dr. Faber über die Ursachen der schauerlichen Ermordung der Missionare in Kutscheng folgendes urteilen hört: „Soviel bis jetzt bekannt ist, erfolgte diese Greuelthat nicht in augenblicklicher Erregung, sondern war längere Zeit geplant und vorbereitet, und wurde dann in kaltblütiger und grausamer Weise ausgeführt. Das ist Massenmord ohne mildernde Umstände . . . Ich fürchte sehr, daß diese erneuten Exzesse die Folge sind von Schandschriften, welche von Hunan aus massenhaft und weithin im Lande verbreitet worden sind . . . . Das Volk ist eben sehr unwissend und selbst die Gelehrten voller Aberglauben und Vorurteile gegen die Ausländer". In seinem Jahresbericht sagt Dr. Faber: „Von der Beteiligung an dieser geflissentlichen Pflege des Fremdenhasses können sich die Mandarine und Gelehrten des Landes nicht freisprechen. Diese Leute suchen auf jede Weise ihre Gewalt über das unwissende Volk aufrecht zu erhalten, da das die einzige Quelle ihrer Bereicherung ist. Dadurch, daß man den Ausländern alle möglichen Schandthaten aufbürdet, sucht man sie beim Volke verhaßt zu machen und die Herzen zu verschließen gegen irgend welche Belehrung von seiten der Fremden". Muß man da nicht jeden Anlauf der chinesischen Regierung zu Reformen mit Freuden begrüßen und namentlich auch jedes, wenn auch noch so geringes Entgegenkommen den Forderungen der Missionare gegenüber?

Eine praktische Folge haben nun die Ausbrüche des Fremdenhasses in Szechuan und Kutscheng gehabt. Es wurde von einem Komitee protestantischer Missionare eine Schrift an die chinesische Regierung aufgesetzt, die kurz über die Prinzipien, Ziele und Übungen der christlichen Kirche handelte und die Regierung bat, sich mit den Missionaren in Verbindung zu setzen, um deren Arbeit vollkommen zu verstehen und drei Dinge zu gewähren: 1. daß alle chinesische Litteratur, die über die christliche Religion schlecht spricht, allenthalben unterdrückt werden soll. 2. Mandarine und gewöhnliches Volk sollen die wirkliche Freiheit besitzen, zum Christentum überzutreten. 3. Lokalbeamte und Ortsälteste sollen angewiesen werden, die Missionare nicht länger zu verdächtigen, als hätten sie irgend welche Beweggründe, China zu schädigen, sondern im Gegenteil sie als Freunde betrachten, da sie ja nichts anderes wünschen als Chinas Bestes.

Dieser kurzen Eingabe war eine längere Ausführung beigegeben. 20 der angesehensten Missionare der verschiedenen Gesellschaften unterschrieben sie. Eine Deputation, an deren Spitze Rev. Tim. Richard stand, überbrachte sie dem kaiserlichen Hof. Namentlich den Bemühungen des amerikanischen Gesandten Denby hatten es die Überbringer zu verdanken, daß sie dem Tsungli Yamen vorgestellt wurden und persönlich die Schriftstücke

überbringen konnten. Viele Mitglieder des Yamens standen den Forderungen der Missionare sehr freundlich gegenüber. Schließlich gewann die Gegenpartei doch das Übergewicht. Aber am Tage vor der Abreise besuchte Excellenz Wong Tung-ho die Deputierten und sprach lange mit ihnen über die Fragen religiöser Freiheit und allgemeiner Reform. Er bat um Entschuldigung, daß er nicht imstande sei zu gewähren, was sie verlangten, versprach aber, daß die Schmählitteratur unterdrückt und die Ortsbehörden angewiesen werden würden, sich freundlicher zu den Missionaren zu stellen. Was die Erlaubnis beträfe, daß die Mandarine zum Christentum übertreten, so sei ihnen das nie verweigert worden. Das war das Ergebnis. Aber wenn auch nicht viel erreicht worden ist, die Verhandlungen zeigen doch, daß im Tsungli Yamen eine ganze Anzahl von Männern sitzt, die für berechtigte Forderungen ein Verständnis haben und auch eingreifenden Reformen nicht abgeneigt sein dürften. Möchte für die 400 Millionen Chinas bald ein neuer Frühling anbrechen!

Über den gegenwärtigen Stand der Mission in China unterrichtet eingehend das vortreffliche von Tim. Richard in diesem Jahre herausgegebene China Mission Handbook.

Unsere Arbeitskräfte.

Missionar Rev. Dr. Ernst Faber hat seine chinesischen Arbeiten emsig gefördert. Leider war sein Aufenthalt in Unzen im Juli und August v. J. nicht von dem früheren Erfolg für seine Gesundheit begleitet, da das Wetter sehr ungünstig war. Seine Flugschrift: „China in historischer Beleuchtung" hat eine glänzende Aufnahme gefunden und wird jetzt in englischer Übersetzung im Chinese Recorder erscheinen. Ebenso ist seine Abhandlung: „Sitten und Gebräuche" Allgem. Miss.-Ztschr. 1884 ins Englische übertragen worden und wird im Messenger abgedruckt.

Missionar Pf. Kranz hat seine chinesischen Sprachstudien weiter getrieben. Am 2. April d. J. wurde ihm ein Töchterchen geboren. Da er sich ganz der chinesischen Mission widmen will und dauernd in China zu bleiben gedenkt, so hat sich seine Mutter Frau Pf. Kranz jetzt entschlossen, im August d. J. auch nach Shanghai überzusiedeln. Es wird damit unserem Freunde ein langgehegter Wunsch erfüllt, der sich herzlich freut, seine Mutter wiederzusehen und dauernd bei sich zu haben. — Zur Bereicherung unserer japanischen apologetischen Litteratur machte Pf. Kranz den glücklichen Vorschlag, auch ein Werk mit Zeugnissen berühmter Männer für den Wert des Christentums herauszugeben; gleichzeitig gab er Winke über die Anordnung des Buches, Sammlung der Citate u. s. w. Wir sind, da uns die von ihm vorgebrachten Gründe überzeugen, gern auf seinen Vorschlag eingegangen.

Lic. Heinrich Hackmann bekleidet nun schon über 2 Jahre das Pfarramt der deutschen evangelischen Gemeinde in Shanghai. Seine Wirksamkeit als Prediger, Seelsorger und Leiter der deutschen Schule hat auch in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden (vgl. Voss. Ztg. 1896, Nr. 139 u. 143). Im vergangenen Jahre unternahm er außer einer Reise nach Japan auch eine Tour ins Innere Chinas, worüber er eingehend im Miss.-Bl. 1896, 6 berichtet hat.

Die evangelische Gemeinde in Shanghai.

1. Kirche.

Das kirchliche Leben der deutschen Gemeinde in Shanghai hatte sich in dem Jahre 1895 einer ruhig fortschreitenden, ungestörten Entwicklung zu erfreuen. Die Gottesdienste, wie bisher regelmäßig am 1. und 3. Sonntage jedes Monats in der englischen Union Church abgehalten, waren, abgesehen von etwa anwesender Besatzung eines deutschen Kriegsschiffes, von einer zwischen 30 und 50 schwankenden Zahl von Gemeindemitgliedern besucht. Das ist kein geringer Prozentsatz bei einer Anzahl von 60—70 beitragzahlenden Gliedern, zumal wenn man berücksichtigt, daß bei den hiesigen Lebensverhältnissen der Sonntag sehr vielen als ein notwendiger Erholungstag gilt und demgemäß zu Ausflügen verwendet wird. Die religiöse Unterweisung der Jugend fand in der regelmäßig an jedem Sonntagnachmittage abgehaltenen Sonntagsschule statt, zu welcher sich jetzt allmählich etwa 18 jüngere Kinder (im Alter von 5—10 Jahren) zusammenfinden. Der Hochsommer machte durch seine empfindliche Hitze eine Unterbrechung von 3 Monaten notwendig, wie auch in dieser Zeit der Gottesdienst in Übereinstimmung mit dem Kirchenvorstande einmal ausgesetzt wurde.

Taufen wurden seit Anfang des Jahres 1895 vollzogen: 7; Trauungen: 2; beerdigt wurden 7 Personen. Ein Versuch, welcher im Frühling des Jahres 1895 gemacht wurde, die weiterhin in China zerstreut lebenden Deutschen dadurch mit der Gemeinde von Shanghai zu verbinden und bis zu einem gewissen Grade religiös zu versorgen, daß ihnen die in unserer Gemeinde gehaltenen Predigten zugesandt wurden, hat Erfolg gehabt. Trotz des verhältnismäßig hohen Abonnementspreises, der die Druckkosten decken sollte, fanden sich eine ganze Reihe Teilnehmer, die sich im Laufe des Jahres noch um einige vermehrten und sich augenblicklich abgesehen von Shanghai selbst auf die Orte: Peking, Tientsin, Tschifu, Hsialu, Canton, Hongkong, Foochow, Nanking verteilen; ihre Zahl beläuft sich jetzt auf etwa 30, abgesehen von den in Shanghai ansässigen Abonnenten. Daß durch diese Predigtzusendungen sich auch bei mangelnder persönlicher Berührung doch ein gewisses Band näherer Gemeinschaft knüpft, davon konnte der Geistliche der Gemeinde zu seiner Freude schon einige Male Erfahrung machen. Dringend zu wünschen ist, daß die deutsche Gemeinde in Shanghai, deren Mitgliederzahl stetig wächst, bald eine eigene Kirche bekommt. Der Kirchenvorstand wird der Frage des Kirchbaus in diesem Herbst wesentlich näher treten.

2. Schule.

Die deutsche Schule, welche nach einigen vorläufigen Ansätzen am 1. April 1895 eröffnet werden konnte, hat sich in diesem ersten Jahre ihres Bestehens von 23 auf 34 Schüler resp. Schülerinnen erhoben. Von diesen bilden allerdings nur 28 den regelmäßig morgens von 9—12 und nachmittags von 2—4 (für die kleineren nur von 2—3) in allen Fächern unterrichteten Bestandteil, während für einige ältere und schon weiter vorgebildete Kinder besondere Unterrichtsstunden nur an 4 Nachmittagen erteilt werden. Die Unterrichtsfächer jener 28 vollen Schulbesucher umfassen Deutsch, Englisch, Französisch, Geschichte, Geographie, Heimatkunde, Natur=

kunde, Anschauung, Rechnen, Zeichnen, Singen, Turnen, Handarbeit. Die kleine Gruppe von älteren Schülerinnen wird in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie und Litteratur unterrichtet. Es stehen drei völlig ausgestattete Schulzimmer zu Gebote, von denen das größte auch als allgemeines Versammlungszimmer, bei der Morgenandacht und bei festlichen Gelegenheiten benutzt wird. Der Unterricht wird, abgesehen von den besonders unterrichteten Nachmittagsschülerinnen in drei oder zwei Abteilungen erteilt, je nach den Stoffen. Im Deutschen und Rechnen mußte in drei Klassen unterrichtet werden. Französisch und Englisch fällt bei den Kleinsten noch fort, sodaß nur zwei Klassen nötig sind, und ebenso konnten die Schüler in den übrigen Fächern in zwei Klassen unterrichtet werden. Der Unterricht wurde von Pf. Lic. Hackmann, dem geprüftem Lehrer Herrn F. Voß, Frau A. Römer, welche früher als Lehrerin thätig gewesen ist, und von Frl. J. Pfankuch, einer ausgebildeten Kindergärtnerin, die auch in England und der Schweiz an Instituten unterrichtet hat, erteilt. Die letztgenannte Lehrerin wurde leider durch ihren leidenden Gesundheitszustand vielfach behindert, sodaß sie vor kurzem ihr Verhältnis zur Schule definitiv hat lösen müssen; an ihrer Statt wird zu Ostern eine geprüfte Lehrerin von Deutschland hinausgehen. Vom Auswärtigen Amte des Deutschen Reiches ist auch für das Jahr 1896/97 eine Beihilfe für die Schule erbeten worden.

3. Marine.

Die Mannschaft der Kriegsschiffe, welche im Laufe des Jahres in Shanghai lagen, wurde nach wie vor, soweit es möglich war, mit geistlicher Versorgung bedacht. Freilich konnte an den Sonntagen, welche keinen Gemeindegottesdienst hatten, nur auf denjenigen Schiffen ein besonderer Gottesdienst abgehalten werden, welche bis nach Shanghai selbst hinaufzufahren vermochten, da die Entfernung nach Wusung hin zu groß ist. So wurde im Mai auf dem Kanonenboote „Iltis“ und gegen Ende des Jahres auf dem Kreuzer „Cormoran“ mehrfach eine gottesdienstliche Feier gehalten. Zuletzt freilich verbot das winterliche Wetter die Abhaltung eines Gottesdienstes an Deck. Der Plan, für die deutschen Seeleute ein Lesezimmer einzurichten, das zugleich der näheren Berührung mit ihnen eine bessere Handhabe böte, konnte noch immer nicht zur Ausführung gebracht werden, weil trotz des Suchens ein wirklich passendes, unsere Geldmittel nicht übersteigendes Lokal nicht zu finden war. Vielleicht wird die Errichtung eines Seemannsheimes für die deutschen Seeleute in nicht allzulanger Zeit verwirklicht und in Verbindung damit auch dieser Gedanke seine natürlichste Erfüllung finden. Vorläufig haben wir nur mit herzlichem Danke eine von dem Central-Ausschusse für innere Mission uns zugegangene Sendung von Büchern und Zeitschriften entgegen nehmen können, die einen schönen Grundstock unserer Seemannsbibliothek bildet und schon jetzt zu geeigneter Verwendung gebracht werden kann.

Missionsarbeit.

Dr. Ernst Faber, der den chinesischen Büchermarkt schon mit so manchem gediegenen Werk beschenkt hat, hat jetzt auch mit der Herausgabe

seines 12bändigen Werkes über die Klassiker begonnen. Es ist die Frucht langjähriger, mühsamer Studien. Dr. Faber hat ein ungeheures Material für diese Arbeit bewältigt. Die Absicht, die ihn bei der Abfassung leitete, ist, den Glauben der chinesischen Litteraten an ihre Autoritäten nachhaltig zu erschüttern. Über den Druck und die Versendung schreibt Dr. Faber: „Der Druck des ersten Teils meines Werkes über die chinesischen Klassiker hat im Januar seinen Anfang genommen. Eine Anzeige erschien in der Februar-Nummer des Chinese Recorder. Voraussichtlich kommen die beiden Bände im Mai zur Versendung. Ich lasse mit Metalltypen drucken und zwar in der presbyterianischen Missionspresse, weil von da der Vertrieb am leichtesten besorgt werden kann." Aus der Anzeige im Chinese Recorder geht hervor, daß die beiden ersten Bände eine Kritik des Textes der 13 Klassiker in 24 Kapp. enthalten. Der 2. Teil wird eine Übersicht der parallelen Litteratur in China enthalten; der 3. eine Kritik des Inhalts der Klassiker; der 4. die Erfolge der Klassiker in der chinesischen Geschichte; der 5. die Klassiker in Beziehung zu den Nöten der Gegenwart. Der 2. und 3. Teil sind bereits so weit gefördert, daß sie noch im Laufe dieses Jahres im Druck erscheinen werden.

Dr. Fabers kleine Schrift über den Konfuzianismus, Separatdruck des 1. Kap. des China Mission Hand-Book von Rev. Tim. Richard, hat weithin Verbreitung gefunden, ebenso schreibt er uns, daß seine chinesischen Werke jetzt selbst in Korea gelesen und benutzt werden. 2000 Exemplare seines fünfbändigen Markuskommentars hat Pf. Kranz auf seine Kosten eingeborenen Missionsgehilfen, Pastoren und Evangelisten zuschicken lassen, die nicht die Mittel haben, ein solches Werk zu kaufen, und solchen gebildeten Chinesen, bei denen Anzeichen vorhanden sind, daß sie das Werk studieren und schätzen werden. Für die dreijährige Versammlung der Education Association im Mai d. J. hat Dr. Faber einen Vortrag über die Behandlung der chinesischen Klassiker in Missionsschulen übernommen.

Missionar Pfarrer **Kranz** hat seine chinesischen Sprachkenntnisse jetzt so weit gefördert, daß er in diesem Jahr sein erstes selbständiges Werk, einen chinesischen Katechismus, herausgeben konnte. Uns liegen bisher nur die Korrekturbogen vor. Es erscheint in der American Presbyterian Mission Press in Shanghai in vorläufig 2000 Exemplaren auf weißem chinesischen Papier. Die Kosten betragen etwas über 460 Dollars, die Pf. Kranz aus eigenen Mitteln hergegeben hat. Der ganze Katechismus wird 110 Doppelseiten umfassen. Wir freuen uns, daß Pf. Kranz nun auch aktiv an der chinesischen Missionsarbeit teilnehmen kann, wie er denn auch im verflossenen Jahr wieder namhafte Summen zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers aufgewendet hat. Im verflossenen Jahr war Pf. Kranz auch viel in Anspruch genommen durch die Geschäfte, welche mit dem Schriftführeramt der Society for the diffusion of christian and general knowledge among the Chinese verbunden sind. Er vertrat den Sekretär derselben Rev. Tim. Richard während seiner Abwesenheit in Peking die den ganzen Winter währte. Gegenwärtig weilt Rev. Richard in Europa, und Pf. Kranz versieht wieder seinen Posten. Wie eifrig unser Freund bei seiner Arbeit ist und keine Gelegenheit vorüber läßt, die sich ihm bietet, auch praktisch missionarisch zu wirken, geht u. a. daraus hervor,

daß er Rev. Richard, der mit dem Vicekönig Li Hung Chang und seinem Gefolge bis Kolombo zusammengereist ist, 10 Exemplare von Dr. Fabers großem Werk über Civilisation, 10 Exemplare über „Westliche Erziehung", 10 Exemplare „Westliche Schulen" und 10 Exemplare von Dr. Allens, eines Mitgliedes der Society for diffusion etc., neuestem Reformaufsatz mitgegeben hat als Reiselektüre für die Chinesen.

Wir stehen am Ende unseres Berichtes. Er hat uns wiederum gezeigt, wie viel wir noch thun müssen, um unsere unendliche Liebesschuld an die Heidenwelt abzutragen; alle bisherigen Missionsleistungen sind höchstens kleine Abschlagzahlungen. Aber wir haben auch gesehen, daß nirgends weniger als auf dem Missionsgebiet der Pessimismus berechtigt ist. Hier darf und soll ein gesunder Optimismus sich regen. Dieser Optimismus ist die berechtigte Hoffnung, daß endlich doch auf die Aussaat die Ernte folgen muß. Solche Hoffnung aber stammt aus der Erfahrung. — Geduld bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringet Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Röm. 5, 4 u. 5.

Die zwölfte Jahresversammlung des Allg. evang.-prot. Missionsvereins zu Kiel am 23. und 24. Juni 1896.

Auf Einladung der Schleswig-Holsteiner Freunde hatten wir, um auch im Norden Deutschlands das Interesse für unser Werk wieder neu zu beleben, für unsere diesjährige Generalversammlung Kiel als Festort gewählt. Es war die Woche der großen Segelregatta, in die unsere Festfeier fiel. Auch Kaiser Wilhelm II. und der chinesische Vizekönig Li Hung Tschang weilten in jenen Tagen in unserem schönen Kriegshafen. Die ganze Stadt trug festliches Gepräge, die meisten Häuser waren beflaggt; doch auch unsere Versammlungen waren zahlreich besucht und von der lebhaftesten Teilnahme der Kieler Bevölkerung und unserer auswärtigen Freunden getragen.

Dienstag, den 23. Juni tagte von früh 9 Uhr bis nachmittags 2 Uhr die Konferenz des Centralvorstandes, deren wichtigste Beschlüsse S. 255 f. mitgeteilt sind. Von den Centralvorstandsmitgliedern waren anwesend: Amtsgerichtsrat Adler, Pred. Dr. Arndt, Pred. Lic. Dr. Kind, Pred. Lic. Dr. Kirmß, Pastor Dr. Manchot, Prof. Dr. Pfleiderer. Außerdem wohnten den Versammlungen mit beratender Stimme bei: Pastor Clausen als Vorsitzender des Kieler Festkomitees, Pastor Dieckmann als Vorsitzender des Schleswig-Holsteiner Landesvereins und Pfarrer Dr. Hering aus Oberroßla als Festredner.

Eröffnet wurde das Fest durch einen Abendgottesdienst in der schönen St. Nikolaikirche. Pred. Lic. Dr. Kirmß aus Berlin hielt die Predigt über Matth. 28, 20. Dieselbe ist S. 193 ff. abgedruckt. Die trefflichen Vorträge des Kieler Gesangvereins, der unter der Leitung des Professors Stange zuerst den Mendelssohn'schen Chor: „Verleih uns Frieden, Herr Gott, zu unseren Zeiten!" und dann den Chor aus dem Elias: „Wer bis an das Ende beharrt, der wird selig" zu Gehör brachte, erhöhten den tiefen Eindruck der trefflichen Predigt.

Abends 8 Uhr folgte eine gesellige Zusammenkunft im Saale des Seegartens. Zunächst hieß Pastor Clausen die Gäste im Namen des Kieler Ortsvereins herzlich willkommen. Für die Gäste erwiderte Pfarrer Barck, der als Vertreter Badens zum Feste erschienen war. Der Vereinspräsident Pred. Dr. Arndt dankte für die freundliche Aufnahme in Kiel. In einer längeren Ansprache entwickelte Prof. Dr. Pfleiderer Beruf und Arbeit des Vereins, indem er namentlich den Angriffen Dr. Daltons gegenüber betonte, daß unser Verein in seiner Methode sich ganz auf den Apostel Paulus berufen könne. Wie dieser seine heidenchristlichen Gemeinden nicht an das jüdische Ceremonialgesetz binden wollte, so dürfen auch wir den Völkern Ostasiens kein dogmatisches Christentum bringen. Das einzige Mittel, sie zu gewinnen, ist das Evangelium Jesu Christi in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfalt und ohne die Zuthat von Menschensatzungen. Freilich darf es ihnen nicht gebracht werden als eine Macht menschlicher Weisheit, sondern als eine Kraft Gottes. Keine noch so tiefe Theologie wird die Herzen der Völker Ostasiens für das Christentum gewinnen, sondern allein die Predigt von dem Jesus aus Nazareth, der uns Gottes Wesen erschlossen und uns dessen gewiß gemacht hat, daß wir Gottes Kinder sind. Prof. Dr. Baumgarten aus Kiel mißbilligte auch seinerseits die ungerechten Angriffe Dr. Daltons und gab seiner Hoffnung Ausdruck, daß der Verein immer mehr die Unterstützung der akademischen Jugend finden möchte. Es habe sich als immer notwendiger herausgestellt, auch im Missionsdienst in weit höherem Maße als bisher akademisch gebildete Theologen zu verwenden. Seine herzlichsten Segenswünsche galten dem neuen Missionar Wendt, der im Frühjahr nächsten Jahres nach Japan zu gehen gedenkt.

Am Mittwoch, dem 24. Juni früh 9 Uhr war der geschäftliche, nicht öffentliche Teil der Generalversammlung in der Aula der Universität. An dieser beteiligten sich die stimmberechtigten Delegierten folgender Zweig- resp. Landesvereine: Baden (10 St.), Berlin (15 St.), Braunschweig (5 St.), Bremen (6 St.), Breslau, Brieg, Liegnitz (8 St.), Frankfurt a/M. (6 St.), Gotha (4 St.), Hamburg (6 St.), Potsdam (5 St.), Schleswig-Holstein (6 St.), Weimar (8 St.). — Aus den Verhandlungen teilen wir an dieser Stelle nur mit, daß die 5 statutengemäß ausscheidenden Mitglieder des Centralvorstandes Oberkirchenrat Dr. Dreyer, Pred. Lic. Dr. Kind, Pred. Lic. Dr. Kirmß, Pfarrer Röhrich und Oberhofpred. Dr. Spinner für die Jahre 1896—1899 wiedergewählt worden sind. Für die weiteren Beschlüsse verweisen wir auf das Rundschreiben des Centralvorstandes an die Vorstände der Zweigvereine und Vertrauensmänner S. 255f.

Um 11³/₄ Uhr begann der öffentliche Teil der Generalversammlung. Der Raum der Aula war dicht gefüllt; unter den Gästen befand sich auch Oberbürgermeister Fuchs, der Rektor der Universität Prof. Dr. Schloßmann, die Professoren Dr. Nitzsch, Dr. Baumgarten, Dr. Titius u. a. m. Nach einem gemeinsam gesungenen Choral wurde die Versammlung vom Präsidenten Dr. Arndt eröffnet, der die Anwesenden im Namen des Centralvorstandes herzlich begrüßte. Gern sei der Verein der Einladung Kiels nachgekommen. Habe sich doch ein Stück seiner Geschichte in Schleswig-Holstein abgespielt. Am 17. November 1886 waren nicht weit von Kiel, in Neumünster, 22 Holsteiner Freunde mit dem Redner versammelt, um die Gründung eines Landesvereins zu beraten. Heute zählt derselbe 1400 Mitglieder. Aus Kleinem ist Großes geworden. Und das soll uns anfeuern, in unseren Bestrebungen auszuhalten. Aber man muß auch zu einem Missionsfest etwas mitbringen, und das ist die Hoffnung, der Glaube und die Liebe, die nach des Apostels Wort nimmer aufhört, die auch über das Vaterland hinaus zu den fernsten Weltteilen reicht. Kiel lenkt unseren Blick in die Weite, auf das Weltmeer, und ist darum auch ein besonders geeigneter Ort für ein Missionsfest.

Darauf verlas der Vorsitzende die zahlreich aus allen Teilen Deutschlands eingegangenen Begrüßungstelegramme, darunter auch ein Telegramm des Protektors

unseres Vereins, des Großherzogs von Sachsen, folgenden Wortlautes: „Seine Königl. Hoheit der Großherzog sendet Ihnen für den Verlauf der diesjährigen Jahresversammlung die besten Segenswünsche und bedauert zugleich, derselben nicht beiwohnen zu können. J. A. Frhr. von Egloffstein, Kabinettssekretär." Zum Dank für diese herzliche Teilnahme und aus Anlaß des 78. Geburtstages des Großherzogs beschloß die Generalversammlung folgendes Telegramm abzusenden: „Ew. Königl. Hoheit sagen wir ehrfurchtsvollen Dank für die huldvollen Segenswünsche zu unserem Feste, welche alle Teilnehmer hoch beglückt und tief bewegt haben. Wir bitten alleruntertänigst auch in Zukunft um Ew. Königl. Hoheit erfolgreich förderndes Eintreten für unser Werk, das Gottes Reich verbreiten helfen will, und benutzen den willkommenen Anlaß, dem hochgesinnten Schützer aller idealen und wahrhaft christlichen Bestrebungen die ehrerbietigsten Glückwünsche zu seinem Geburtstage darzubringen. Der Herr unser Gott walte fort und fort mit seiner Gnade und seinem reichsten Segen über Ew. Königl. Hoheit und Hochdero ganzem Hause." Direktor Ferchen bemerkte, daß Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. noch in Kiel weile, und beantragte, auch ihm einen telegraphischen Gruß zu übermitteln. Die Generalversammlung stimmte diesem Antrage freudig zu und sandte Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. folgendes Telegramm: „Ew. Majestät sendet die Generalversammlung des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins alleruntertänigsten Gruß. Der unter dem Protektorat Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen stehende Verein dankt Ew. Hoheit für Schutz und Förderung seiner Aufgabe der Christianisierung der Völker Ostasiens und kirchlichen Versorgung unserer dort lebenden evangelischen Landsleute. Gott segne und erhalte Ew. Majestät."

Am folgenden Tage ging hierauf die Antwort ein: „Se. Majestät der Kaiser und König haben den Segensgruß der zwölften Generalversammlung des Allgem. evang.-prot. Missionsvereins huldvoll entgegengenommen und lassen für diese Aufmerksamkeit mit besten Wünschen für die segensreiche Thätigkeit des Missionsvereins danken. Auf Allerhöchsten Befehl. von Lucanus, Geh. Kabinettsrat."

Nunmehr ergriff Oberbürgermeister Fuß im Namen der städtischen Kollegien das Wort und führte etwa folgendes aus: „Der Drang der Mission ist ein uralter und wurzelt in der tiefen Sehnsucht des Herzens, andere an dem teilnehmen zu lassen, was unserem Herzen Frieden giebt. Aber dieselbe Leidenschaft hat auch manches Unheil hervorgerufen; vor allem denke er an den Hader der Konfessionen, die einander auch auf dem Missionsfelde befehden, statt das Gemeinsame zu betonen. Da sei es ihm eine ganz besondere Freude, daß der Allgem. evang.-prot. Missionsverein nicht einer bestimmten Form des Christentums die Bahn brechen wolle, sondern es den Völkern Ostasiens in den ihnen kongenialen Formen zu bringen suche, und sodann, was damit eng zusammenhängt, daß dieser Verein den Völkern des fernen Ostens die ihnen gebührende Achtung zollt, indem er in ihren Religionen die Wahrheitsmomente aufsucht und an diese anknüpft. Darum gelte diesem Verein seine besondere Sympathie, und er wünsche ihm viele neue Freunde in Kiel und seinem Werk reichen Segen." Diesen mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen Worten folgte eine Begrüßung durch Pastor Clausen als Vertreter des Kieler Lokalvereins und durch Pastor Dieckmann als Vorsitzenden des Schleswig-Holsteiner Landesvereins.

Festgaben hatten gesandt der Mannheimer Frauenverein 100 M. und der Schleswig-Holsteiner Landesverein 200 M. — Auf Grund des gedruckten Jahresberichts sprach dann der Vorsitzende über die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Vereins im verflossenen Jahr und forderte zu treuer Weiterarbeit auch in der Heimat auf; denn warme Liebe zur Mission in der Heimat beflügelt den Mut und stärkt die Ausdauer derer, die draußen auf unseren Arbeitsfeldern stehen.

An den Bericht schloß sich ein Vortrag des Pfarrers Dr. Hering aus Oberroßla bei Apolda, der über die Unterschiede zwischen Japanern und Chinesen und die Nutzanwendungen, die daraus für die Mission zu ziehen sind, handelte und S. 199ff. dieses Heftes vollständig abgedruckt ist.

Nachmittags fand ein Festessen im „Seegarten" statt, das durch manches ernste und heitere Wort gewürzt war; abends war die volkstümliche Versammlung in „Wriedts Etablissement". Eingeleitet wurde sie durch Gesänge des trefflich geschulten St. Nikolai-Chors und durch einen Willkommensgruß des Pastors Clausen, der auf die Segnungen hinwies, die unser Vaterland durch die Männer empfangen hat, die dem heidnischen Sehnen einst das Evangelium gebracht haben, und auf die Pflicht das Gute, was wir jetzt besitzen, auch weiter verbreiten zu helfen. — Nach ihm sprach Pastor Emde aus Bremen über das Leben der japanischen Frauenwelt. Er zeigte, wie das mit Recht so gerühmte japanische Familienleben doch eine tiefe Schattenseite hat, die gänzliche Unterdrückung der Frau. Daß eine Frauenseele ebenso wertvoll wie die eines Mannes sei, wird in Japan nicht anerkannt. Die Frau kommt aus dem Dienstverhältnis nicht heraus. Sie muß dem Manne, den Kindern, der Schwiegermutter dienen. Hier hat die Mission noch eine wichtige Arbeit zu erfüllen, und es sind vorzüglich die deutschen Frauen, die mit dafür eintreten müssen, daß ihre japanischen Schwestern aus der unwürdigen Stellung einer Dienerin und Sklavin befreit werden. — Pfarrer Barck, Mitherausgeber der „Kirche", betonte die Notwendigkeit eines festen inneren Zusammenschlusses der Missionsvereine im Reich und schloß mit einem herzlichen „Grüß Gott!" dem stammverwandten Schleswig-Holstein und dem meergeborenen Kiel. — Endlich sprach noch der Japaner Munio Kubo über die neuere Entwicklung Japans und die Bedeutung des Christentums für dieselbe. Wir werden diesen Vortrag, der wie auch die anderen mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde, im ersten Heft des nächsten Jahrganges zum Abdruck bringen. —

Pastor Clausen dankte in herzlichen Worten den Rednern und schloß die Versammlung mit den besten Wünschen für das weitere Gedeihen des Vereins und einem freundlichen letzten Gruß für die nach Kiel gereisten Freunde und Gäste.

Von unseren Arbeitsfeldern.

Aus Japan.

Stations- und Arbeitsbericht über die Zeit vom April bis Juni 1896.

Dr. Christlieb schreibt uns:

„Die Überzeugung, daß eine bessere Zeit für die Verbreitung des Christentums gekommen ist, ist jetzt ganz allgemein verbreitet. Auch in buddhistischen Kreisen scheint die Überzeugung zu erwachen, daß jetzt die Kräfte sich messen werden, daß es sich im wesentlichen um die persönliche Tüchtigkeit und Aktivität der Arbeiter und Mitglieder handelt und daß hierin das Christentum durchaus im Vorteil ist. Ein sehr lehrreicher Aufsatz von Soen Shaku von der Engakuji-Sekte, der in der „Sun" erschien, zeigt (neben andern Aufsätzen) diese Stimmung deutlich. Zur Belohnung für die Dienste während des Krieges sind 4 höhere Priester in den Adelsstand erhoben worden, von denen einer die Ehre abgelehnt haben soll. Auch eine prahlerische Statistik von Inouye Enryo, die mit den Worten beginnt: „Japan ist ein buddhistisches Land und die Japaner sind ein buddhistisches Volk" zeigt ganz deutlich die Schwäche der Position des Buddhismus in Ostasien: Er kennt die Zahl seiner Anhänger nicht, weil er diese Anhänger selbst nicht kennt. Obwohl Inouye die Zahl der Nicht-Buddhisten auf bloß 403 000 (von 40,7 Millionen) schätzt, ist er doch außer stande, bei den einzelnen Sekten die Zahl der Anhänger anzugeben, sondern kann nur die Tempel und die Priester zählen; danach stehen die Sekten folgendermaßen:

1. Shin	Tempel	19,146 (= 26 %),	Priester	16,784 =	29 %
2. Sodo	„	14,072 („ 19 „),	„	11,289 „	19 „
3. Shingon	„	12,776 („ 17 „),	„	6,748 „	11 „
4. Jodo	„	8,302 („ 11 „),	„	6,104 „	10 „
5. Rinzai	„	6,146 („ 8 „),	„	4,208 „	7 „
6. Nichiren	„	5,066 („ 7 „),	„	8,635 „	15 „
7. Tendai	„	4,808 („ 6 „),	„	2,786 „	5 „
8. Obaku	„	604 („ 0,8 „),	„	346 „	0,6 „
9—12. Ji, Yuzunembutsu, Hosso, Kegon	„	939 („ 1 „),	„	611 „	1 „
	Tempel	71,859,	Priester	57,511.	

Als Gesamtsumme aller Tempel (einschließlich der kleinen „Shrines") giebt Inouye 107,818 und aller Priester 105,220 an, d. h. 1 Tempel auf 566, 1 Priester auf 388 Einwohner.

I. Theologische Schule. Kikuchi hat auf unseren Anstoß hin die Schule verlassen. Er zeigte ebenso wenig religiösen Sinn als wissenschaftlichen Eifer für Theologie und war ein unordentlicher Schüler von Anfang an. Auch war er schon von den Universalisten aus ganz den gleichen Gründen vor 2 Jahren entlassen worden und wurde nur auf Munzingers Wunsch aufgenommen. Die übrigen Schüler haben fortgefahren, uns im wesentlichen zufrieden zu stellen. Miyagawa, der begabteste von allen, soll besonders noch im Deutschen ausgebildet werden, um einmal deutsche theologische Werke lesen zu können. Bei den andern werden wir es schwerlich dahin bringen. Infolge der Krankheit seines Bruders (letztes Stadium der Schwindsucht) mußte er vor 8 Tagen nach Hause reisen (Kiushiu), kommt aber bis zum Anfang des nächsten Semesters wieder. — Das Examen findet Ende dieser Woche statt, dann ist Semesterschluß. Aoki und Hiroi treten jetzt in das 7. Semester, Komai in das 6., Miyagawa in das 4. ein. Hiroi gedenken wir später in Yotsuya anzustellen, für das er schon jetzt lebhaft interessiert ist.

II. Shinri. Für Shinri habe ich seit dem Jahresbericht geschrieben: (Mai) Ursprung und Entstehung der Mythologie des Rig Veda nach Max Müller. — Die Philosophie des Leibnitz. — Japan und die abendländische Musik. — (Juni): Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust. (Forts.). — Die Entwicklung der deutschen Aufklärung von Leibnitz bis Kant. — (Juli): Die philosophischen und religiösen Ideen in Goethes Faust (Forts.). — Die Religion bei den Semiten.

III. Vorträge. Am 7. Juni hielt ich in Hongo einen von Minami gedolmetschten Vortrag über das Thema: „Werden die Fortschritte der Naturwissenschaften das Christentum vernichten?" Es waren etwa 50 Zuhörer anwesend.

IV. Deutsche Schule. Die Stunden der deutschen Schule werden mit Anfang Juni aufgegeben, da die Schüler in diesem Monat sich regelmäßig verlaufen. Dagegen hielt der „Deutsche Verein" 2 gut besuchte Sitzungen mit Vorträgen und Deklamationen ab. Die Schule wird im Oktober wieder beginnen."

Pfarrer Schillers Bericht über das II. Quartal 1896 vom 25. Juni 1896.

„Das letzte Vierteljahr hat sicherlich einen Fortschritt in der Christianisierung Japans gebracht trotz aller Anstrengungen des japanischen Buddhismus, der, um sein Ansehen im Lande zu stärken, nun auch Missionsunternehmungen ins Ausland nach Formosa, Korea und Shanghai hin unternommen hat. An die Spitze des japanischen Buddhismus tritt immer mehr die Hongwanji-Sekte (Shiushiū), deren beide Vorsteher (im westlichen und östlichen Japan) kürzlich wegen ihrer Verdienste um den Staat in den Adelsstand erhoben worden sind. Allem Anscheine nach trachtet diese Sekte nach der Ehre, Staatsreligion zu werden. Ein wichtiger Schritt zu diesem Ziele hin war eine Heirat eines der beiden Oberpriester, durch welche er wahrscheinlich in Zukunft mit dem Thronerben verschwägert werden wird.

Kleine Spuren des Fortschritts konnten wir auch in unserer Mission verspüren, wenigstens in Tokyo. Was uns fehlt, sind vor allem japanische Mitarbeiter. Doch werden wir über Jahresfrist deren drei zur Verfügung haben und dann an die so nötige Ausdehnung unserer Missionsarbeit denken können. Ebenso müßten wir, wie die anderen Missionen, japanische Missionarinnen (Bible-women) haben, welche oft zur Gemeindegründung und Bekehrung einzelner mehr beitragen, als die japanischen Prediger selber. Die übrigen Missionen haben sämtlich Schulen zur Ausbildung solcher Missionarinnen, können aber keine ausgebildete Arbeiterin entbehren. Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als ebenfalls eine solche Schule zu gründen.

In unserer theologischen Schule liegt mir vor allem die praktische Ausbildung unserer Studenten ob. Diese geschieht durch Unterricht in der Homiletik, durch homiletisch-katechetische Übungen, durch Predigen, Dolmetschen und Sonntagsschulunterricht der Studenten. Jeder der drei ältesten Schüler hat im Laufe des Semesters seine erste Predigt gehalten: Aoki über Gal. 4, 4—7, Komai über Joh. 5, 17, Hiroi über Röm. 12, 1; die Predigten wurden vorher und nachher in der Schule gründlich besprochen. Formell sind die Japaner im Reden gewandter als deutsche Studenten; die Schwierigkeit für die Japaner besteht darin, die Form mit tiefem religiösem Inhalt zu füllen. Im nächsten Semester werden diese drei Schüler, die dann in ihrem 7. Semester stehen, häufiger zur Predigt herangezogen werden. Sie haben alle drei zur praktischen Arbeit innere Lust und Freudigkeit, sind für die Sache des Christentums aufrichtig begeistert, ernst und fromm, so daß sie jedenfalls als Prediger einmal ihren Mann stehen werden.

In der Fertigkeit des religiösen Unterrichts haben sie gute Fortschritte gemacht. Der Sonntagsschulunterricht, zu dem sie durch mich vorbereitet werden, macht ihnen große Freude. Der Besuch der älteren Sonntagsschule ist der gleiche wie früher: Knaben 13, 8, 15, 16, 19, 21, 18; Mädchen 21, 18, 22, 25, 26, 23, 18. Mitunter kam auch der eine oder andere Vater oder Großvater der Kinder.

Die neue Ikidonosaka-Sonntagsschule in der Hongokirche hat es bisher noch nicht über 3 oder 4 Kinder hinausgebracht, von denen eins der Adoptivsohn des Herrn Minami, ein zweites der Sohn des Kirchendieners ist. Über den Besuch der Sonntagsgottesdienste in Ikidonosaka habe ich diesmal nur 3 Zahlen, es waren insgesamt 20, 27, 19 Teilnehmer. Für meine ganze Arbeit hat leider meine Krankheit von Ende März bis Anfang Mai eine recht ärgerliche Störung gebracht, die sich namentlich in der direkt missionarischen Arbeit sehr fühlbar machte. Die englische Klasse (Unterricht im Christentum) und die deutsche Bibelklasse haben sich davon noch nicht erholen können. Doch hinderte auch der Sommer und das nahende Jahres- und Abgangsexamen die Studenten am regelmäßigen Besuch. Die englische Klasse hat sich jetzt aufgelöst, da die Schüler das Abgangsexamen auf der Handelsschule gemacht haben und sich nun über's ganze Land zerstreuen. Einige haben offenbar einen ernsten Eindruck vom Christentum empfangen und mir versprochen, sich weiter darum zu kümmern und die Bibel zu lesen. Die deutsche Bibelklasse wird nach den Sommerferien wieder zusammentreten und hat sich für missionarische Beeinflussung geeigneter erwiesen. Die Besucher gehören meist dem deutschen Verein — zum Studium der deutschen Sprache — an, der monatlich in unserm Saale zusammenkommt, stehen mit mir in näherem persönlichen Verkehr, zwei sind im Laufe des Jahres Christen geworden, andere werden wohl nachfolgen, vielleicht auch einer später in unsere theologische Schule eintreten.

Ein wichtiges Ereignis in meinem Leben war die erste Heidentaufe am Palmsonntag, bei welcher Gelegenheit ich über Römer 6, 3—4 predigte. Der Täufling, ein Student der Philologie, hat bisher großen Eifer im Christentum gezeigt, macht jetzt gerade sein Staatsexamen und wird sich dann wohl auf die Universitätskarriere vorbereiten. Ein anderer, ein Student der Rechte, der aufrichtig nach der Wahrheit sucht, hat bei mir auf seinen Wunsch hin besonderen Bibel- und Religionsunterricht und steht dem Christentum schon sehr nahe, da er den Segen des Gebetslebens zu

schätzen gelernt hat. Bei manchen anderen jungen Leuten ist das Haupthemmnis der Entscheidung zum Christentum der Gedanke an die eifrig buddhistischen Eltern; es sind nicht die schlechtesten, welche die Kindespflicht des Gehorsams so stark empfinden, daß sie sich nicht entschließen können, selbständig ihren religiösen Weg zu gehen.

In Yotsuya schreitet die Arbeit langsam, aber doch wirklich vorwärts. Wenn ich daran zurückdenke, mit welchem Zagen ich diese Arbeit begann, und wie schwer der Anfang war, so habe ich alle Ursache, auch für das geringe Erreichte dankbar zu sein. Seit wir ein Harmonium haben und die Gottesdienste vom Nachmittag auf den Vormittag verlegt sind, hat sich der Kirchenbesuch langsam gehoben. Die drei ältesten Studenten dolmetschen abwechselnd, Hiroi und Aoki, welche im selben Hause wohnen, helfen die Leute herbeiziehen und machen mit mir und ohne mich Hausbesuche. Kirchenbesucher sind einige Polizisten, Postbeamte, einige Studenten, ein alter Chinese scholar, ein Militärarzt, ein akademisch gebildeter Beamter im Unterrichtsministerium, einige blinde Masseure, auch einige Frauen, Jungfrauen und zuweilen Kinder. Wir waren insgesamt an den verschiedenen Sonntagen: 11, 9, 10, 13, 12, 16 Personen.

Das Harmonium hat uns in Yotsuya auch zu einer neuen Sonntagsschule verholfen, indem es die sangeslustigen Kinder anzog. Sie findet jeden Sonntag Nachmittag statt, gehalten entweder von Hiroi oder von Aoki, während ich das Harmonium spiele. Vorläufig verläuft diese Sonntagsschule noch in der einfachsten Form, hauptsächlich Gesang, dazwischen biblische Geschichte mit Nutzanwendung. Die Kinder scheinen gern zu kommen, obwohl sie von seiten eines Lehrers gewarnt und böse Reden über die Christen ausgestreut wurden. Die Kinderzahl betrug 19, 24, 23, 24, 15 (die letzte geringer wegen eines Tempelfestes mit Jahrmarktstreiben). Außerdem kommen noch einige ältere Geschwister, Mütter und Kindermädchen, wie andere Neugierige.

Das alles sind natürlich nur schwache Anfänge, und es thut manchmal not, daß man einmal durch den Besuch eines anderen christlichen Gottesdienstes mit 100—200 Teilnehmern sich stärkt. Gar manche bittere Enttäuschung hat das erste Jahr der Missionsarbeit mir gebracht; aber ich habe gelernt, mit der Arbeit im kleinen mich zufrieden zu geben und dafür zu danken: „Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor Dir!“ Gerade die religiöse Arbeit am einzelnen ist niemals vergeblich, vor allem nicht für das eigene Herz.

Die Gemeinschaft mit Missionaren anderer Denominationen pflege ich nach Möglichkeit und freue mich, daß auch unsere Studenten auf solche Gemeinschaft über die Zäune der eigenen Denomination hinüber Wert legen. Zu gemeinsamen Unternehmungen ist es freilich von seiten der Missionare nicht gekommen; doch war Herr Minami Mitglied verschiedener japanischer Komitees, so z. B. für die große gesellige Christenversammlung (Shimbokwai) im Uenopark im Mai dieses Jahres zur Zeit der Kirschblüte, wie auch jetzt in dem Komitee zur Unterstützung der Notleidenden in dem von der schrecklichen Flutkatastrophe heimgesuchten Distrikte.“

Über seinen Sommeraufenthalt in Ikao berichtet Pf. Schiller in einem Briefe vom 9. Juli:

„Seit einigen Tagen bin ich in dem Heilbade Ikao, um die Bäder gegen den Rheumatismus zu benutzen. Doch bin ich nicht müßig. Auf meinem Stundenplan sind 5 Tagesstunden für die japanische Sprache angesetzt. Auch muß ich außer anderen Arbeiten auf Grund der schon gemachten Erfahrungen für meinen Gebrauch eine Skizze des Unterrichts im Christentum entwerfen, die dann im Laufe der Jahre weiter verbessert werden wird. Außer meinem japanischen Lehrer, dem Studenten Komai unserer theologischen Schule, sind mir bis jetzt schon zwei Studenten aus Tokyo nachgekommen und andere werden folgen. Meine Hausandacht des Morgens und Abends in Ikao zählt schon 6 Köpfe, die Sonntagsgottesdienste werden natürlich stärker sein.“

In einem Brief vom 4. August berichtet er dann noch:

„Daß auch die Japaner die Eigenschaften des Gemüts wohl zu schätzen wissen, dafür hatte ich heute morgen einen Beweis, als zur Verabschiedung unseres Studenten Komai sich fast das ganze Hotel versammelt hatte. Durch sein bescheidenes, liebenswürdiges Benehmen hatte er sich die Herzen aller gewonnen, die mit ihm in Berührung gekommen waren. Er hat sich auch redlich bemüht, halieutisch unter den Badegästen zu wirken, und seine in aller Bescheidenheit vorgebrachten Worte fanden offene Ohren. Die Steigerung der Frequenz unserer Sonntagsgottesdienste in Ikao ist wohl ihm zuzuschreiben. Letzten Sonntag hatten sich 43 Personen versammelt, darunter ein Generallieutenant a. D., ein Bankier, ein Oberlandesgerichtsrat 2c., alle mit geringen Ausnahmen Nichtchristen."

Aus China.

Aus Dr. Fabers Bericht über das II. Quartal 1896.

„Der erste Teil meines Werkes über die chinesischen Klassiker ist Mitte Juni zur Versendung gekommen. Ich ließ 1000 Exemplare auf weißem Papier und 2000 auf gelbem drucken. Letzteres ist stärker und billiger, aber das weiße sieht schöner aus. Es wird Sie interessieren das Urteil des Präsidenten der Nanking-Universität (Amerikanische Meth. Episkopal-Mission) über diese beiden Bände zu hören. Er schrieb an mich in einem Privatbriefe, 24. Juni: „I am deeply impressed with the great value of this new work and think it more needed and useful than a Commentary would have been. You deserve and will have the thanks of the whole Christian Church of China for the prodigious labor involved in this book. Yours truly John C. Perguson". Herr Yang hat sich Anfang Mai wieder bei mir eingestellt, da er sich mit der Arbeit anderwärts nicht befreunden konnte. Mir ist das nicht unlieb, da ich ihn gerne zum Abschluß des dritten Teils meines Werkes gebrauchen möchte, während Herr Kwu den zweiten in Händen hat. Ich habe mit beiden Teilen noch manche Arbeit und gedenke auch, die heißen Sommertage damit in den Bergen Japans zu verbringen. Die geistige Verarbeitung, respektive Durchdringung und Belebung des chinesischen Materials mit christlichem Geist ist meine Hauptaufgabe. Den chinesischen Gelehrten steht dagegen ein reicher Schatz chinesischer Phraseologie zur Verfügung. Aber das Material habe ich auch selber möglichst vollständig zu sammeln und kritisch zu bearbeiten, was beim jetzigen Stand der chinesischen Gelehrsamkeit keine leichte Aufgabe ist.

Die Education Association hatte drei Tage lang, Vormittags, Nachmittags und Abends, recht interessante Versammlungen. Die Vorträge und Diskussionen werden gedruckt einen stattlichen Band bilden."

Aus Pf. Kranz Bericht für das 2. Quartal 1896.

„Ende Mai war der Druck meines Katechismus beendet[1]) . . . Im letzten Vierteljahr habe ich ferner mit meinem Lehrer eine kurze chinesische Abhandlung über das Thema ausgearbeitet: „Das Christentum ist die Vollendung des Konfuzianismus". Die Schrift wird wohl zunächst in der Wan Kwoh Kung Pao erscheinen, einer Monatsschrift der Gesellschaft zur Verbreitung allgemeiner und christlicher Bildung unter den Chinesen. Soeben habe ich eine andere Schrift mit meinem Lehrer vollendet: „Über die nötigsten Reformen Chinas in der Gegenwart" (Regelung der Finanzen, bestimmtes ausreichendes Gehalt für die Beamten, Studium der realen Wissenschaften, Bildung des Herzens). Das Schriftführeramt der genannten Gesellschaft führe ich unentgeltlich weiter. Wir haben im letzten Vierteljahr in chinesischer Sprache veröffentlicht: 9 Reformschriften, eine

---

[1]) Die nun in dem Bericht folgende ausführliche Inhaltsangabe dieses Katechismus werden wir im 1. Heft 1897 bringen.

achtbändige illustrierte Geschichte des Krieges zwischen China und Japan mit den daraus zu ziehenden Lehren von Rev. Dr. Allen, ein zweibändiges Buch über Erziehung von Dr. Allen, ein Leben Jesu von Rev. Pott, ein Buch über Elektricität von Dr. Porter. Im Druck haben wir ein Buch über die Erziehung der Menschheit von Rev. L. Rees und eine neue Auflage der „Hülfsmittel zum Studium der Bibel" von dem verstorbenen Dr. Williamson.

Mit meinem Lehrer habe ich einige chinesische Bücher gelesen, z. B. ein neues vortreffliches Buch von dem Baseler Missionar Schaub über den Konfuzianismus, das erste Kapitel von Dr. Fabers Lukaskommentar und einen Katechismus des Rev. Du Bose über die drei Religionen Chinas.

Von Dr. Fabers Markuskommentar sind nun 1650 Exemplare zur Verteilung bestimmt. Wir werden noch eine neue Aufforderung, Gesuche zu machen, ausgehen lassen, und wenn die Gesuche die Zahl 350 (soviel sind von den 2000 von mir gestifteten Exemplaren noch übrig) übersteigen sollten, so werden wir die 125 M., welche mir vom Verein zum Zwecke der Bücherverteilung überwiesen sind, und für die ich nochmals herzlich danke, auch noch dazu verwenden. Wir werden für diese 125 M. 137 Exemplare des fünfbändigen Markuskommentars verteilen können. Da jetzt die ersten beiden Bände von Dr. Fabers neuestem Werke über die Klassiker erschienen sind, so wären neue und größere Gaben zur Verbreitung dieses neuen Werkes sehr erwünscht. Viele Missionare, welche den Markuskommentar für ihre Gehilfen empfingen, haben im Namen der Chinesen höchst anerkennende Dankschreiben eingesandt."

Aus Pf. Lic. Hackmanns Brief vom 3. Juni 1896.

„Das kirchliche Leben geht einen schönen Gang vorwärts. Die Zahl der Eheschließungen hat in letzter Zeit unter den Deutschen sehr zugenommen, was für die Stabilisierung der Gemeinde sehr wichtig ist. In den letzten 6 Monaten (seit Dezember) habe ich 5 Trauungen zu vollziehen gehabt (darunter eine englisch, da die Braut Engländerin war). Mehrere Trauungen stehen noch in Aussicht. Die Zahl der Taufen betrug 10 im vergangenen Jahre. Eine Konfirmation fand in diesem Jahre nicht statt; doch werden 5 oder 6 Kinder Konfirmandenunterricht erhalten, um im nächsten Frühling konfirmiert zu werden, und dann wird wahrscheinlich alljährlich eine Zahl deutscher Kinder hier in dem Alter folgen. Im Winter hielt ich, wie früher, Vorträge für die deutsche Gemeinde, diesmal in der deutschen Schule; die Themata waren: 1. China und das europäische Mittelalter; 2. Goethe in seinen Beziehungen zu berühmten Zeitgenossen; 3. Charles Darwin; 4. Der Buddhismus; 5. Leben Jesu, erster Teil; 6. Leben Jesu, zweiter Teil.

Die Schularbeit gab mir im Winter viel zu thun, da Fräulein Pfankuch erkrankte und ich fast den ganzen Unterricht für sie zu übernehmen hatte. Sie ist seither ihrer schwankenden Gesundheit wegen aus der Schularbeit ausgeschieden und eine geprüfte Lehrerin aus Altona, Frl. E. Vogler, ist für sie eingetreten. Jetzt hat die Schule eine völlig ausreichende Basis: Außer mir arbeiten zwei geprüfte Lehrkräfte, Herr Voß und Frl. Vogler daran, außerdem noch die auch früher schon beschäftigte Frau Roemer. Wir alle sind mit großer Liebe beim Werke, und die Kinder sind nicht nur in der Schule völlig behaglich und zu Hause, sondern sie empfangen auch sichtliche Förderung. Leider sind durch Verziehen der Eltern einige Kinder uns entführt. Doch wird der Verlust im nächsten Herbst durch Zuwachs kleiner Neulinge wieder gedeckt werden.

Abendmahl feierten wir wie im Vorjahre am Charfreitag unter Beteiligung von etwa 25 Gemeindemitgliedern. Seit einigen Wochen liegt die „Iltis" hier. Seitdem habe ich mit den Matrosen wöchentlich hier in der Schule einen Unterhaltungsabend gehabt, wobei ich ihnen populäre Vorträge über China und chinesisches Leben hielt. Am vorigen Sonntage (31. Mai) feierten wir Abendmahlsgottesdienst an Bord,

wobei etwa 45 Teilnehmer das Abendmahl genossen. Mein Kollege Kranz half mir diesmal sowohl wie am Charfreitag bei der Austeilung [1]).

Die Kirchenbaufrage rückt uns näher. Wir haben ein Angebot eines Grundstückes bekommen, das 20 000 Taels (etwa 60 000 Mark) kosten soll. Der Bau selbst wird billig sein, Arbeit und Material kostet hier nicht viel. Immerhin wird das Ganze auf 90—100 000 Mark kommen."

Aus dem Centralvorstande.

Beschlüsse der Generalversammlung am 24. Juni 1896.

Über die Beschlüsse der Generalversammlung am 24. Juni in Kiel hat der Centralvorstand ein Rundschreiben an die Zweigvereine und Vertrauensmänner am 28. Juli 1896 gerichtet, aus dem wir folgendes mitteilen:

„Die Kriegswogen in Ostasien haben sich gelegt, man wendet sich wieder den friedlichen Bestrebungen zu und auch für die Missionsarbeit ist, wenn nicht alle Anzeichen trügen, ein neuer Frühling angebrochen. An uns ist es jetzt, alle Kräfte anzuspannen, die günstige Zeit auszunutzen und eine möglichst reiche Ernte einzusammeln. Auch das deutsche Element nimmt von Jahr zu Jahr in Ostasien zu; in Japan werden sich infolge der neuen Handelsverträge wahrscheinlich viele Deutsche in nächster Zukunft niederlassen. Auf Antrag unserer Missionare haben wir darum beschlossen, unseren evangelischen Landsleuten in Japan bei Errichtung eines selbständigen Pfarramtes, das bisher von einem unserer Missionare im Nebenamte versehen wurde, behilflich zu sein. So würden unsere Glaubensgenossen auch außerhalb Tokyos kirchlich versorgt werden können, wir aber würden dadurch eine missionarische Kraft frei bekommen. Dieser Beschluß wird die größte Tragweite haben und unserem Verein neue Ehre bringen, ist es doch nun schon die 2. evangelische deutsche Gemeinde, die wir in Ostasien selbständig zu machen versuchen.

Im Frühjahr nächsten Jahres hoffen wir, unseren neuen Missionar cand. min. Adolf Wendt aus Potsdam abordnen zu können. Eine weitere Vermehrung unserer missionarischen Kräfte steht uns dadurch bevor, daß im nächsten Herbst drei junge Japaner, Schüler unserer theologischen Schule, das 2. Examen absolvieren werden. Wir wollen dann unser Werk auch auf andere Stadtviertel Tokyos ausdehnen und, wenn möglich, noch eine neue Station außerhalb Tokyos anlegen. Die Aussendung eines 4. Missionars wird 1898 notwendig werden. Wir bitten Sie, tüchtige junge Theologen, die gewillt sind, die Mission zu ihrem Lebensberufe zu erwählen, schon jetzt hierauf aufmerksam zu machen.

Unsere japanische theologische und apologetische Litteratur wird nach Kräften weiter gefördert. Pfarrer Dr. Hering in Oberroßla bei Apolda bearbeitet ein apologetisches Werk, das Zeugnisse berühmter Männer für den Wert des Christentums enthalten soll. Wir ersuchen Sie, ihm Citate, die Ihnen bei Ihrer Lektüre aufstoßen, zuzusenden. — Arbeiten deutscher Theologen finden ganz besondere Beachtung der Japaner; wir wären Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie uns deutsch geschriebene Aufsätze, die in Japan übersetzt werden, für unsere Zeitschrift Shinri einsenden wollten. Themata, wie sie erwünscht sind, haben wir im Jahresbericht (vgl. S. 237) angegeben.

Für China bitten wir wiederholt um Gaben zur Verbreitung der Schriften Dr. Fabers und um Lektüre für die deutschen Seeleute, deren Seelsorge sich Pfarrer Lic. Hackmann widmet.

---

[1]) Unsere Leser werden aus den Tagesblättern das Nähere über den bald darauf (Juli) erfolgten Untergang der „Iltis" entnommen haben. Es gereicht uns zur herzlichen Freude, obiges mitteilen zu können; ist es doch Herrn Pf. Hackmann vergönnt gewesen, den untergegangenen Helden noch vor ihrer letzten Ausfahrt seelsorgerlich nahe zu treten!

Wiederholt weisen wir auch darauf hin, daß als ein wichtiges Mittel der Propaganda unsere Flugschriften sich bewährt haben. Ganz besonders legen wir Ihnen aber die Verbreitung unserer Broschüre gegen Dr. Dalton überall da ans Herz, wo die ungerechten Angriff edieses Herrn wider unseren Verein bekannt geworden sind. Auch machen wir wiederholt auf das Abonnement und Gewinnung neuer Leser für unsere Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft aufmerksam. Unser Organ hat sich die Anerkennung der weitesten Kreise erworben. Wir sind bemüht, unsere Leser auch über alle wichtigeren Ereignisse auf den Missionsfeldern der anderen Gesellschaften regelmäßig zu orientieren. Für die Konfirmanden wird ein neues Flugblatt bearbeitet und auf mehrfachen Wunsch schon im Januar 1897 zur Versendung fertig gestellt werden. Wir bitten, dasselbe recht zahlreich zu verbreiten. Es wird vom Centralvorstand Berlin C., Friedrichsgracht 53, gratis und franko in beliebig vielen Exemplaren versandt.

Dringend wünschenswert wäre es, und wir betonen dies immer wieder, daß die Frauenwelt noch mehr für unser Werk interessiert wird, und wo immer möglich, neue Frauenvereine gegründet werden. Auch wird von der Generalversammlung die Heranziehung neuer Vertrauensmänner an Orten, wo wir bisher noch keinen Boden gefunden haben, aufs wärmste empfohlen.

Unsere Kassenverhältnisse haben sich dauernd gebessert, doch sollen im laufenden Geschäftsjahr 5000 M. der 3 % Anleihe, die jetzt noch 9250 M. beträgt, zurückgezahlt werden. Auch werden wir zur Ausführung der oben genannten Pläne größere Summen gebrauchen. Soll unser Werk in Japan eine weitere Ausdehnung erhalten, dann müssen die heimatlichen Missionskreise mehr Mittel als bisher aufbringen. Wir dürfen bei unseren Maßnahmen nicht wie bisher durch die ängstliche Rücksicht auf unsere verhältnismäßig immer noch geringen Einnahmen behindert sein. Wir ersuchen Sie daher, alle Mittel anzuwenden, um auch Ihre Einnahmen zu erhöhen, und bitten Sie insbesondere, Ihre Mitgliederbeiträge möglichst unverkürzt uns zu überweisen, so daß die Geschäftsunkosten, abgesehen von den Kosten für das Missionsblatt, in der Regel nicht 10 % der Brutto-Einnahmen übersteigen.

Endlich teilen wir Ihnen noch mit, daß die Generalversammlung die Einladung des Schweizerischen Landesvereins zur Feier des XIII. Centraljahresfestes 1897 in Glarus mit großer Freude entgegengenommen hat, und wir bitten schon heute um zahlreiche Beteiligung auch der norddeutschen Freunde an demselben."

Die neue deutsche Kirche in Tokyo

wird voraussichtlich im Dezember d. J. eingeweiht werden. Wir freuen uns, dies unsern Freunden mitteilen zu können. Mit großer Opferwilligkeit haben sich um die innere Ausschmückung unsere Frauenvereine bemüht. Wir nennen hier in erster Linie den Berliner Missions-Frauenverein, der einen kostbaren Teppich in altorientalischem Stil für den Altarraum gestiftet hat. Die Vereinigung konfirmierter Töchter unseres Vorsitzenden hat eine mit reichen Stickereien verzierte weiße, leinene Altardecke gearbeitet. Auch die übrigen Frauenvereine haben nach Kräften beigesteuert, um ein Mosaikchristusbild, das von Herrn Reg.-Baumeister Muthesius für den Altarraum vorgesehen war, anfertigen zu lassen. Wir empfingen von dem Mannheimer Frauenverein 100 M., von dem Hamburger 60 M., von dem Frankfurter 50 M., von dem in Weimar 40 M., dem in Landau 40 M. und einem nicht genannt sein wollenden Freunde in Pforzheim 30 M. Wir sagen für alle diese Gaben unseren herzlichsten Dank in der Ueberzeugung, daß dieselben unseren evangelischen Landsleuten im fernen Ostasien ein neuer Beweis unserer Teilnahme in der Heimat sein werden. Dem Herrn Reg.-Baumeister **Muthesius**, der uns überall mit Rat und That zur Seite gestanden hat, danken wir auch an dieser Stelle aufs wärmste.

